

Handbuch der Kostümkunde

Wolfgang Quincke



Handbuch der Kostümkunde.

Handbuch
der
Kostümkunde

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage
mit 459 Kostümfiguren in 152 Abbildungen

von

Wolfgang Quincke

1908
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig

Vorwort.

Trotz des seit fünfzig Jahren beständig zunehmenden Interesses für die Kostümkunde fehlte es doch bis 1889 ganz und gar an einem kurzgefaßten, durch mäßigen Umfang und Preis jedermann zugänglichen Handbuch. Die Übung des Theaters wurde und wird zudem in keinem der vorhandenen Kostümwerke irgendwie berücksichtigt. Wenn der Verfasser damals versuchte, eine von ihm besonders für seine Kunstgenossen schwer empfundene Lücke auszufüllen, so wandte er sich dabei zunächst, aber keineswegs ausschließlich an sie, hatte vielmehr das Bedürfnis aller Gebildeten überhaupt im Auge. Der kulturgeschichtliche Standpunkt wurde dabei streng gewahrt, doch konnte und sollte besonders Neues nicht zutage gefördert werden. Von den Forschern, die den überreichen Stoff so verarbeitet und durchdacht haben, daß seine lesbare Darstellung auf dem gedrängten Raum dieser Schrift überhaupt versucht werden konnte, und denen sie oft Schritt für Schritt gefolgt ist, seien denn in erster Reihe Rohrbach, Falke, Hottenroth, K. Köhler, Weiß und Racinet sowie Schurtz und Rumpf mit schuldigem Danke genannt.

Die auf das Bühnenkostüm bezüglichen Stellen im besonderen Teil sind durch kleineren Druck ausgezeichnet; das besonders sorgfältig gearbeitete Register läßt nicht nur jede Einzelheit, sondern auch jeden kostümlichen Zusammenhang sogleich auffinden.

Die Bedürfnisfrage ist inzwischen nach allen Richtungen in erfreulicher Weise bejaht worden.

Alle dem Unterzeichneten bekannt gewordenen Ausstellungen sind in dieser neuen Auflage sorgsam beachtet, der allgemeine Teil und der Rückblick völlig umgearbeitet, das Ganze nach bestem Wissen zeitgemäß verbessert und ergänzt worden. Da er nur nach Übersichtlichkeit, nicht nach Vollständigkeit gestrebt hat, konnte er sich jedoch zur Erweiterung eines Büchleins, dessen einziger Vorzug die Kürze ist, um so weniger entschließen, als es an ausführlicheren Trachtenbüchern, die handlich und auch wohlfeil sind, heute nicht mehr völlig fehlt, hat es vielmehr als Ganzes so belassen zu sollen gemeint, wie es sich einmal eingeführt hat und nun schon in so vielen Händen ist.

Wien, Weihnachten 1907.

Der Verfasser.

Verzeichnis der benutzten Werke.

„Bilderbogen, Münchener. Zur Geschichte des Kostüms." München.

Böheim, Wendelin, „Handbuch der Waffenkunde". Leipzig 1890.

Buckle, H. Th., „History of civilization in England". 2. ed. London 1858 bis 1861.

Burger, Ludwig, „Kriegertrachten". 8 Blatt. Berlin.

Carriere, Moritz, „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwickelung". 5 Bde. 3. Aufl. Leipzig 1877 bis 1884.

Devrient, Ed., „Geschichte der deutschen Schauspielkunst". Leipzig.

Eye, Dr. A. von, und Jakob Falke, „Kunst und Leben der Vorzeit". 3 Bde. Nürnberg 1868/69.

Falke, Jakob von, „Kostümgeschichte der Kulturvölker". Stuttgart 1880. — „Die deutsche Trachten- und Modenwelt." 1858. — „Ästhetik des Kunstgewerbes." 1883.

Fred, W., „Psychologie der Mode". Berlin 1904.

Guhl und Koner, „Das Leben der Griechen und Römer". 3. Aufl. Berlin 1872.

Hefner-Alteneck, J. von, „Trachten des christlichen Mittelalters und der Neuzeit".

Hellwald Fr. von, „Der vorgeschichtliche Mensch". Leipzig 1880.

Heyden, A. von, „Blätter für Kostümkunde". Berlin. — „Die Tracht der Kulturvölker Europas vom Zeitalter Homers bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts." Leipzig 1889.

Hirth, Georg, „Das deutsche Zimmer". München und Leipzig 1886.

Honegger, J. J., „Katechismus der Kulturgeschichte". 2. Aufl. Leipzig 1889.

Hottenroth, Friedrich, „Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgerätschaften der Völker alter und neuer Zeit". Stuttgart 1884 bis 1891. — „Geschichte der deutschen Tracht." Stuttgart 1896.

Knötel, „Uniformkunde". Leipzig 1896.

Koberstein, August, „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur". 5. Aufl. Leipzig 1872 bis 1875.

Köhler, Bruno, „Trachtenbilder für die Bühne". Berlin seit 1890. — „Allgemeine Trachtenkunde." Leipzig.

Köhler, Karl, „Die Trachten der Völker in Bild und Schnitt". Dresden 1871. — „Die Entwickelung der Tracht." Dresden.

Kretschmer, Albert, und Karl Rohrbach, „Die Trachten der Völker von Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert". Leipzig.

„Kunsthistorische Bilderbogen". Leipzig.

„Führer durch die Sammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums." Berlin.

Martersteig, „Die Schauspielkunst im neunzehnten Jahrhundert".

Peschel, Oskar, „Völkerkunde". Leipzig 1874.

Planché, „Cyclopedia of Costume". London 1876 bis 1879.

Quicherat, „Histoire du costume en France". Paris 1877.

Racinet, M. A., „Le costume historique". Paris 1876 bis 1887. Deutsche Ausgabe, bearbeitet von Dr. Adolf Rosenberg. Berlin 1887.

Rumpf, „Der Mensch und seine Tracht". Berlin 1905.

Schorn, Dr. Otto von, „Die Textilkunst". Leipzig und Prag 1885.

Schultz, Alwin, „Das höfische Leben". Leipzig 1879. — „Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert."

Schurtz, „Grundzüge einer Philosophie der Tracht". Stuttgart 1891.

Semper, Gottfried, „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten". Frankfurt a. M. 1860. München 1863.

Vecellio, C., „Costumes anciens et modernes". Paris 1859 bis 1860.

Viollet-le-Duc, „Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque carlovingienne à la renaissance". Paris 1872 bis 1876.

Weiß, Hermann, „Kostümkunde. Geschichte der Tracht, des Gerätes usw." Stuttgart 1856 bis 1872.

„Führer durch die Sammlungen des Königlichen Zeughauses." Berlin.

Weißer, L., „Bilderatlas zur Weltgeschichte". Stuttgart 1860.

Inhaltsverzeichnis.

Allgemeiner Teil.

Besonderer Teil. Trachtengeschichte.

Erste Abteilung: Trachten des Altertums.

Zweite Abteilung: Trachten des Mittelalters.

Dritte Abteilung: Trachten der Neuzeit.

Allgemeiner Teil.

1. Eingang.

Jede Bedeckung der Haut, jede Hülle des Körpers, sie mag so dürftig, so unvollkommen sein wie sie will, ist Kleidung, und doch ist sehr zu bezweifeln, ob sie ursprünglich schon den Schutz gegen Kälte, Nässe und Sonnenglut zum Zweck hatte, weil man nicht weiß, ob sich der Mensch nicht an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche entwickelt hat, sowohl in kalten Klimaten als Höhlenbewohner wie in heißen als Baumbewohner, und ob er überdies nicht die Kleidung vielleicht schon kannte, als er noch nach Tierart gänzlich mit einem Pelz oder Haarvlies bedeckt war.

Ebensowenig ist es ausgemacht, ob die Menschen sich eher bekleidet oder eher geputzt haben, worunter man keineswegs das Waschen verstehen muß, sondern die Bemalung und Tätowierung des Körpers, wie sie noch lange Zeit neben der Kleidung in Gebrauch gewesen sein werden, bevor man darauf kam, sich zu waschen. Beide Arten, die Haut zu schmücken, kommen ja noch heute sogar in den höchsten Kreisen der Kulturvölker vor. Eine verwandte Vorstufe des Schutzkleides ist auch der die Haut bedeckende Schmutz, der von den Naturvölkern nicht nur nicht abgewaschen, sondern sogar künstlich verstärkt oder gebildet wird, wie sich zum Schutz gegen Insektenstiche die nackten Indianer des südlichen Urwaldes mit Erde, viele Südafrikaner mit Asche oder Dünger einreiben.

Fast scheint es, als habe die eigentliche Kleidung stets mit der Bedeckung der Geschlechtsteile begonnen. Dies würde auf das Schamgefühl als ihren Ursprung hinweisen, das nirgends gänzlich fehlt und nicht zufällig oder nebenbei entstanden, sondern eine notwendige Folge der gesellschaftlichen Entwicklung ist. Steht doch die Kleidung aller Naturvölker in enger Beziehung zu geschlechtlichen Unterschieden und Vorgängen, ändert sich bei allen wichtigen Ereignissen des Geschlechtslebens und deutet auch an, daß eine Frau einem bestimmten Mann allein angehört (Ehe); denn zuerst und am stärksten bekleidet erscheint die verheiratete Frau, was seine Erklärung ohne weiteres in der Eifersucht des Mannes findet. Statt der wirklichen Bedeckung in Gestalt eines Schurzes oder einer Busenhülle genügt für diesen Zweck Hüft- und Brustschnur als symbolische Andeutung, von der man nicht sagen kann, ist sie Kleid oder Schmuck.

Ob nicht wirklicher Schmuck und Bedürfniskleid (Wetter- und Schlafhülle) vielfach oder überall vorhergegangen sind, wird freilich kaum je bestimmt zu entscheiden und nur allgemein jener als mehr südlichen, dieses als mehr nördlichen Ursprungs anzusprechen sein. Beide gehen von der Mitte des Körpers aus, je nachdem deren Bedeckung als Schurz ausgebildet oder die bloße Hüftschnur als Träger eines aus

Samenkernen, Muscheln, Zähnen oder dergleichen bestehenden Schmuckes benutzt wurde. Der gleiche Vorgang wiederholte sich an der Brustschnur. Auch der Hals wurde durch einen Ring geschmückt, demnächst der Kopf durch eine Kappe, die ihn zugleich wirksamer als der Haarwuchs gegen die glühenden Sonnenstrahlen und gegen den Regen schützte. Wie bei den ältesten Völkern der Geschichte, von denen auf den folgenden Blättern die Rede sein wird, findet man diese beiden Kleidungsstücke, Schurz und Kappe, noch heute bei den Bewohnern der heißen Zone.

Wie nun der Mensch sich über die Erde verbreitete, mußte er seine Kleidung dem Klima und der Bodenbeschaffenheit seines jeweiligen Wohnsitzes anpassen, die auch für das Material entscheidend sind, aus dem die Kleidung besteht. Das Tierfell, das seinen Körper als Rock oder Mantel bedeckt, die lederne Sohle, die den Fuß schützt, kann durch Flechtwerk ersetzt werden; alle diese Stücke erhalten je nach Klima, Beschaffenheit und Produkten des Bodens bestimmte Formen, ebenso wie Bauten, Geräte und Gefäße. In allem folgt der Mensch dem Vorbilde der Natur: der Hütte oder dem Hause dient die Erdhöhle, die der Troglodyte bewohnte, dem Nomadenzelte das Blätterdach des Waldes als Vorbild; die Gefäße, anfangs dem Tierreich (Muscheln, Hörner, Röhrknochen, Klauen, Schädel) und dem Pflanzenreich direkt entlehnt (das Blatt dient als Schüssel, die Schalen großer Früchte und Nüsse als Flaschen und Näpfe), werden diesen und besonders dem gleichfalls verwendeten Ei aus Flechtwerk (Körbe) und aus Ton nachgebildet, wie der Löffel der Muschel; die Geräte, anfangs rohe Klötze ohne Füße, dem Körperbau des Vierfüßlers; die Gewebe, deren Urformen der geflochtene Zaun und die Matte darstellen, dem Tierfell. Gegen die Tiere des Waldes braucht der Mensch Waffen zu Schutz und Trutz, und bildet jene aus Leder, diese aus Holz, Steinen und Knochen; ja zu größerer Sicherheit wohnt er als Pfahlbaumann auf dem See, wobei ihm als die urtümlichsten Fahrzeuge der später zum Rindenkahn (Einbaum) ausgehöhlte Baumstamm und die zum Schlauch aufgeblasene Tierhaut dienen.

Aus tierähnlichen Anfängen arbeitet sich der Troglodyt oder Baumbewohner in unmeßbaren Zeiträumen zu den höheren Kulturarbeitsstufen empor, wobei die Entdeckung des Feuers von großer Wichtigkeit ist; die entscheidende spätere Etappe ist der Ackerbau, der den Jäger und Fischer oder den Wanderhirten zum seßhaften Ansiedler macht und Gewerbe, Gewerke und Handel zuwege bringt. Zu den bedeutungsvollsten Merkmalen der Kultur gehört die Bearbeitung der Metalle, wobei keineswegs überall das Eisen später als Edelmetalle, Kupfer und Bronzen auftritt. Die Metallwerkzeuge verdrängen auch nicht so schnell die alten aus Holz und Steinen gefertigten, die noch lange daneben in Gebrauch bleiben. Schon auf den untersten Stufen betätigt sich der künstlerische Trieb in der Ausschmückung der eigenen Person, zunächst nur zu dem Zwecke, entweder angenehm (Liebeswerbung) oder unangenehm (Krieg) aufzufallen, und weiterhin auch der Gebrauchsgegenstände. Der Schmuck des Körpers besteht nun nicht nur neben, sondern auch an der Kleidung, mit dieser verbunden, wobei der Saum zuerst verziert wird. Franse und Quaste entstehen an dem Gewebe beinahe von selbst, später folgt durch verschiedene Färbung von Kette und Einschlag die, zunächst rechtwinkelige, Musterung, endlich aufgenähter Besatz sowie Stickerei an Rand

und Fläche. Unter den heutigen Bewohnern der Erde finden wir von dem nackten Indianer und dem pelzbekleideten Eskimo, dem fischfangenden Feuerländer und dem ackerbautreibenden Neger an treue Bilder der verschiedenen Kulturstandpunkte.

Indem aber die Kleidung, mit dem Schmuck vereint, als Geschlechtsabzeichen Beziehungen der Gemeinschaft, als Standesabzeichen solche der Macht, ferner Gefühle und Gesinnungen, vor allem auch Trauer und Fröhlichkeit (Festkleid) und also seelische Vorgänge ausdrückt, indem sie somit die Menschen unterscheidet und, einer Gruppe von Menschen gemeinsam zu eigen, ihre Zusammengehörigkeit mit ihresgleichen (Geschlecht, Familie, Stand, Stamm, Volk) bekundet und diese wiederum von anderen Gruppen unterscheidet, wird sie zur Tracht. So nennt man im weitesten Sinne alles, was von Menschen gewohnheitsmäßig getragen wird, und wenn dieser Ausdruck vom Tragen herkommt, so tritt der Begriff der Gewohnheit mehr hervor in dem sinnverwandten Worte Kostüm, worunter man ebenfalls das in Kleidung, Schmuck, Geräten, Waffen, erweitert sogar in Wohnung, Lebensweise, Sitten und Gebräuchen in den einzelnen Zeitaltern, bei den einzelnen Völkern Übliche versteht, dann auch den Inbegriff alles zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern darin Zeitüblichen, mit Ausschluß der Alltagstracht des eigenen Volkes und Zeitalters, in einer engeren Bedeutung die Tracht als Element der Kunst, insbesondere das Bühnenkostüm, aber auch wohl die Art, wie ein einzelner bei einer bestimmten Veranlassung oder auf der Bühne gekleidet ist.

Als Moden endlich hat man sich zwar gewöhnt, vorzugsweise jene kleineren Veränderungen zu bezeichnen, wie sie an der Tracht besonders seit dem Mittelalter in immer kürzeren Zeiträumen vor sich gehen und, wenigstens von den höheren Ständen, überall sogleich nachgeahmt werden; doch ist es nicht möglich, eine durchgreifende Unterscheidung zwischen Trachten und Moden irgendwie aufrechtzuerhalten oder gar sicher zu begründen. Historisch und zeitlich nicht, denn obwohl die Mode erst seit dem Mittelalter zur unbeschränkten Herrschaft bei den Kulturvölkern gelangt ist, so hat sie doch bei denen des Altertums, wenn auch in geringerer Ausdehnung, bereits existiert. Geographisch und ethnologisch nicht, denn sie ist nicht etwa lediglich auf die europäische Zivilisation beschränkt, sondern bei den Naturvölkern ebenso mächtig. In bezug auf die üblichen Entstellungen und Verstümmelungen des Körpers wie auf die bevorzugten Muster, z. B. der Glasperlen und Baumwollstoffe, ist sie sogar genau so eigensinnig wie bei uns, und folgerichtig findet sich europäische Tracht (Hemd und Hose) ganz symbolisch nur bei den zum Christentum Bekehrten. Sachlich nicht, denn auch die Kulturnationen entstellen und verändern nicht nur die scheinbaren Verhältnisse der menschlichen Gestalt (hohe Frisuren und Absätze, Schnabelschuhe, Polsterung, Schinkenärmel), sondern sogar deren natürlichen Wuchs (Schnürbrust, enges Schuhwerk usw.). Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit und Hygiene, Vernunft, Schönheitsgefühl und Maß sind dem Herkömmlichen gegenüber für die längsten Trachtenepochen nicht maßgebender als für die vorübergehendsten Modeerscheinungen. Jahrhunderte alte Volkstrachten sind nur erstarrte Moden. Ja schließlich wandern die dauernden Grundformen der Trachten ebenso unabhängig von Klima, Wohnsitz und Abstammung von einem Volke zum andern, beruhen ebenso zu einem Teil auf Nachahmungssucht und Eitelkeit wie die

geringfügigsten Äußerlichkeiten der Tagesmode. Beide bewegen sich mit Vorliebe in Gegensätzen, in Extremen und Sprüngen, beide stehen in Wechselwirkung mit den geschichtlichen Ereignissen, mit dem Charakter der Völker und mit dem Wandel ihrer Gesittung und Gesinnung, sind mit einem Worte Zeichen der Zeit. Denn so gut wie die innerlichsten Angelegenheiten eines Volkes, Sprache, Religion, Kunst und Wissenschaft, ist auch alles, was äußerlich an ihm in die Erscheinung tritt, wie Nahrung, Kleidung, Bauart der Wohnungen, häusliche und öffentliche Gebräuche, ursprünglich bedingt durch seine Abstammung, seinen Wohnsitz nach Klima und Bodenbeschaffenheit, und seine Geschichte, das heißt die Art, wie es mit andern Völkern in Berührung kommt. Die Einwirkung dieser drei Faktoren auf die Trachten der Völker und Zeitalter, den inneren Zusammenhang in der unübersehlichen Fülle wechselnder Trachten- und Modeformen nach Ursache und Wirkung, Wechselwirkung, Werden und Vergehen zu untersuchen, zu begründen und nachzuweisen, ist die bis jetzt nur andeutungsweise gelöste und erst nach vollständiger Sammlung und Durcharbeitung des Materials zu lösende Aufgabe der Trachtengeschichte (Kostümgeschichte), das heißt der wissenschaftlichen Darstellung der historischen Trachten, als Kenntnis ihrer Formen im einzelnen auch Kostümkunde genannt.

Quellen dieses wichtigen Zweiges der besonderen Kulturgeschichte sind die Gegenstände selbst, soweit sie erhalten sind, sodann bildliche Darstellungen und schriftliche Aufzeichnungen. Die ersten finden sich aus den meisten Perioden der Kostümgeschichte, wenigstens was Bauten, Denkmäler, Waffen, Schmuck, Gefäße und Geräte angeht; so z. B. gleich in Hülle und Fülle aus dem alten Ägypten. Dort sind sogar Gewebe noch vorhanden. Sonst stammen die frühesten erhaltenen Stoffe aus dem Anfang des Mittelalters, während aus den letzten Jahrhunderten sogar Kleidungsstücke nicht selten sind.

Abgesehen von ihrer selbständigen Bedeutung für die Kostümkunde, enthalten diese Gegenstände, besonders Bauten, Gefäße, Geräte, Gewebe, oft noch bildliche Darstellungen bekleideter Figuren und dergleichen. Die Wandmalereien der Ägypter schon geben den genauesten Aufschluß nicht nur über ihre eigene Tracht, sondern auch über die der gleichzeitigen Völker Afrikas und Westasiens, und ebenfalls von großer Bedeutung sind für das Kostüm die Reliefdarstellungen an den babylonischen, assyrischen und persischen Bauten. Ein einziges solches Stück ist oft wichtig für das Kostüm ganzer Völker (Alexanderschlacht, Teppich von Bayeux). Hierher gehören alle Werke der bildenden Kunst, wie sie sich als Bildwerke (Denkmäler, Bildsäulen, Tonfiguren, Reliefs), Mosaiken, Vasen-, Wand- und Tafelgemälde und dergleichen sowie (teilweise in Handschriften und Büchern) als Miniaturen, Holzschnitte, Kupfer usw. darstellen.

Die schriftlichen Quellen endlich finden sich in der Weltliteratur, speziell in den schriftlichen Denkmalen der Völker selbst oder ihrer Nachbarn, Unterdrücker, Zeitgenossen oder Nachfahren.

Es erhellt, daß die Quellen sehr ungleich fließen; am reichlichsten natürlich über die letzten Jahrhunderte, demnächst über das griechische und römische Altertum, dessen

Kultur-, Kunst- und Schriftdenkmale nicht nur über diese Völker selbst, sondern auch über fast alle Bewohner der damals bekannten Welt Aufschluß geben.

Es ist klar, daß jede griechische Statue oder Statuette, jedes Vasenbild eine Illustration zur Kostümkunde ist, und daß man sich z. B. hier vor Überfluß fast in Verlegenheit befindet, was man alles als Quelle anführen soll.

Im Mittelalter wird das Material wieder spärlich, die Kunstübung ist unbeholfen, das Schrifttum anfangs wenig entwickelt, die erhaltenen Gegenstände selten. Die größte Rolle spielen hier die kirchlichen Bauten (plastischer Schmuck, Grabsteine) und Geräte (Elfenbeinschnitzereien) sowie die Miniaturen und Chroniken.

Die Zeit der Kreuzzüge bringt im 12. und 13. Jahrhundert die ritterliche und die Volkspoesie zur Blüte und schafft in deren Werken schon ganz erstaunlich ergiebige Quellen; die der Folgezeit fließen seitdem immer reichlicher. Eine wichtige Quelle sind vom Ende des 13. bis ins 18. Jahrhundert die vielberufenen Kleiderordnungen, deren Seitenstücke sich übrigens schon im tiefsten Altertume vorfinden.

Eine große Wendung bringt der Aufschwung der Künste, besonders der Tafelmalerei, im 15. Jahrhundert, und die Erfindung der Buchdruckerkunst, des Kupferstichs und des Holzschnitts. Im 16. Jahrhundert gibt es schon Trachtenwerke (Vecellio, Hans Weigel, Jost Ammann).

Außer der Literatur haben uns hauptsächlich die Maler die lebendigste Anschauung von den Trachten der letzten fünf Jahrhunderte gegeben: im 15. Jahrhundert besonders Niederländer (burgundische Zeit) und Italiener, um die Wende der Neuzeit Deutsche (Burgkmair, Dürer, Holbein, nebst den Kleinmeistern) und Italiener, in der Zeit der spanischen Tracht die Venezianer und im 17. Jahrhundert die Niederländer (Rubens, Van Dyck und Rembrandt) und Spanier, später die Franzosen, in Deutschland Chodowiecki, in England Hogarth usw. Die Buchdruckerkunst und die vervielfältigenden Künste haben unerschöpfliche Quellen geschaffen, wie sie sich in jedem Hause vorfinden. Jedes Bild, jedes Buch ist da ein Beitrag. Man lese z. B. einmal „Hermann und Dorothea“ in bezug auf das Kostüm durch, und man wird erstaunen, ein wie treues und reiches Spiegelbild des äußern Lebens jener Zeit man vorfindet. Unschätzbar sind übrigens für die letzten Jahrhunderte die wahrscheinlich aus den Trachtenbüchern entstandenen Modezeitungen, die in Frankreich seit 1672, in Deutschland seit 1758 nachzuweisen sind, und die Veränderungen bis ins einzelne für die kürzesten Zeiträume zu verfolgen erlauben.

Im folgenden soll der Entwicklungsgang der Trachtengeschichte nur in großen Zügen verfolgt werden, um dem Leser, der dies Buch zu Zwecken der allgemeinen Bildung in die Hand nimmt, wie auch besonders dem Bühnenpraktiker einen Standpunkt zu gewähren, von dem aus das überaus reiche Material des Gegenstandes leicht überblickt werden kann. Der Abschnitt über das Bühnenkostüm im allgemeinen und die über dahingehörige Einzelheiten eingestreuten Bemerkungen im besonderen Teil werden beiden eine willkommene Zugabe sein.

Seinem Zwecke gemäß läßt daher dieser Versuch nicht nur die im Dämmerlicht der Urgeschichte sich verlierenden vorgeschichtlichen Entwickelungsstufen und die Natur-

völker, sondern auch unter den Kulturnationen alle außer acht, die wie Inder, Mongolen, Indianer von dem großen Gang der sogenannten Weltgeschichte abseits geblieben sind. Er hat es nur mit den geschichtlichen Kulturvölkern im engeren Sinne zu tun und folgt dem Laufe der Kulturentwickelung nach Völkern und Zeitaltern.

Es wird dabei zu beobachten sein, wie sich mit der Zeit immer stärker das Bedürfnis geltend macht, das Kleid den Körperformen anzupassen, d. h. den Schnitt zu vervollkommnen, und wie daher die im Altertum überall vorherrschend gebräuchlichen Umwürfe während des Mittelalters in Kleidungsstücke zum Anziehen verwandelt werden, so daß heute der Mantel fast gänzlich außer Gebrauch ist.

2. Das Bühnenkostüm.

Von hervorragendster praktischer Bedeutung ist das Kostüm für die Kunst der Bühne, die alles Äußerliche in der Erscheinung sowohl des ganzen Stückes als auch der einzelnen Personen unter diesem Begriffe zusammenfaßt. Obwohl hier nicht der Darsteller belehrt werden kann, welche Kleidung er in jedem einzelnen Falle anlegen, der Regisseur, welche er vorschreiben soll, so gehört doch ein Versuch in den Rahmen dieses Werkes, durch die Bezeichnung einiger allgemeiner Gesichtspunkte einen Weg, wenn nicht zur Bildung, so doch zur Kontrolle des Geschmackes und zur Erwerbung der nötigen Kenntnisse zu weisen und durch die Anregung gewisser grundsätzlicher Fragen diesem immer wichtiger gewordenen Gegenstande ein wirkliches Interesse von seiten der Bühnenkünstler, der Direktoren und vor allem der Regisseure zuzuwenden, die in der Mehrzahl nur unvollkommene und oft fehlerhafte, aber durch Überlieferung geheiligte und befestigte Begriffe davon besitzen, jedoch sehr gründlich damit vertraut sein müssen, wenn sie den stets wachsenden Anforderungen unserer Tage und der Richtung, in der unsere Inszenierungskunst sich bewegt, nur einigermaßen genügen wollen. Auch würde es nichts schaden, wenn die Theaterkritiker wenigstens etwas von Kostüm verständen, vorausgesetzt, daß sie zugleich die für das beurteilte Theater gegebenen materiellen Möglichkeiten, wie billig, in Betracht zögen. Wie die Dinge jetzt stehen, pflegt auch das offenkundigste Übelwollen der Kritik sofort, wenn, selten genug, einmal das Kostüm erwähnt wird, so sehr durch Unkenntnis gemildert zu werden, daß sie sich entweder vorsichtig mit ganz nichtssagenden allgemeinen Redensarten behilft, oder, versucht sie ausnahmsweise auf irgend eine Einzelheit sachlich einzugehen, eine Naivität verrät, die mit der des großen Publikums wetteifern kann. Und doch könnte gerade die Kritik der Unwissenheit und Willkür der Schauspieler in Kostümdingen sehr wirksam steuern. Dann würde es bald nicht mehr möglich sein, daß Schauspielern, die an großen Theatern fast nur in Kostümrollen auftreten, die Theaterroutine einzige Quelle ihrer Kostümkenntnisse und das jedem Gebildeten geläufige Anschauungsmaterial nicht etwa nur der alten, sondern auch der neueren Kunstgeschichte ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Daß es dem besonderen Charakter jeder Person, also ihrer Stellung im Stücke, ihrem Alter, Stande und Naturell entspreche, ist die erste Anforderung, die man an

das Bühnenkostüm stellen muß. Es sei charakteristisch! Damit wäre eigentlich schon alles gesagt, aber diese Vorschrift ist leichter gegeben als befolgt. Bauern, besonders Bäuerinnen in Samt und Seide, mit Schmuck bedeckt; Brautjungfern und jugendliche Liebhaber mit Trauringen; Leute in bescheidenen Verhältnissen mit prächtigen Kleidern; Arbeiterfrauen mit Glücksreifen; junge Mädchen aus guten bürgerlichen Kreisen in grellfarbigen Seidenkleidern, mit dicker goldener Uhrkette behängt und mit ringüberladenen Fingern; Offiziere mit Pudelköpfen; träumerische Gelehrte mit tadellos frisierten Haaren; wer hätte alles das nicht schon auf der Bühne erlebt? Zumal an Hoftheatern und dort noch besonders in der Oper sind die vorschriftsmäßigen Lackstiefel, ferner die geleckten, uniformierten, sauber gewaschenen, gestärkten und gebügelten Volkstypen unausrottbar, als Kehrseite der dort meist herrschenden, an sich löblichen Ordnung in äußeren Dingen. Und doch wäre die Vermeidung dieser und ähnlicher Dinge so selbstverständlich, daß man sich fast scheut, sie zu erwähnen.

Hierzu gehört auch, daß das Kostüm mit der Situation übereinstimme, in der die darzustellende Person sich in dem Stücke befindet, daß also z. B. ein Bittender oder Flüchtling, wenn auch vornehmen Standes, nicht in glänzender oder reicher Kleidung erscheine, ein Reisender nicht in Gesellschaftstoilette u. dgl., sowie daß der Kulturgrad, die Jahreszeit usw. beobachtet werde.

Zweitens stellt man heutzutage an das Kostüm auf der Bühne die Forderung der absoluten Richtigkeit, d. h. für das moderne Kostüm die der genauen Lebenswahrheit, für das Kostüm der Vergangenheit die der geschichtlichen Treue nach Zeitalter und Nationalität. Es sei echt!

Drittens soll sich die Grundstimmung des ganzen Stückes wie der einzelnen Szene, ja jedes Charakters im Kostüm ausdrücken, da dieses nur ein Mittel ist, jene Stimmung zu unterstützen. Es sei stimmungsvoll! In diesem Sinne muß das Kostüm geradezu symbolisch aufgefaßt werden, wenn der Regisseur seine Aufgabe künstlerisch erfaßt. Sind doch auf der Bühne Dinge mit mehr oder weniger Recht herkömmlich, die sich nur aus diesem Gefühl erklären lassen, wie die übliche schwarze Kleidung des Helden im letzten Akt, wenn er im Kerker sitzt, die fälschlich sogar vorkommt, wenn nach der Lage des Stückes weder Zeit noch Gelegenheit zum Umkleiden vorhanden war. So fühlt auch jedermann, daß an den Kostümen Prosperos, Nathans, Philipps II. oder Albas keine ungebrochene Farbe und kein reicher Ausputz gestattet ist, was beides für Richard II., Graziano, Don Juan, Eboli oder Porzia geradezu geboten erscheint; daß Macbeth oder Lear im ganzen genommen eine völlig andere Farbengebung verlangen als Romeo und Julia oder der Kaufmann von Venedig.

Schließlich muß sich das Kostüm, um im Rahmen des Bühnenkunstwerks seinen Zweck zu erfüllen, den Gesetzen des Schönen so weit fügen, als das Kunstwerk es selbst tut. Es sei geschmackvoll! Dies gilt von jedem einzelnen Kostüm, das in Form und Farbe künstlerisch gestaltet sein soll, wie von dem harmonischen und malerischen Gesamteindruck, zu dem das Nebeneinander der einzelnen Kostüme zusammenzuwirken hat. In dieser Forderung liegt zugleich begründet, daß es charakteristisch und echt sein soll in den Grenzen des künstlerischen Geschmacks und des Anstandes, daß also

die Charakteristik und die Echtheit der Schönheit zuliebe in manchen Fällen gemildert werden kann, um jene Grenzen nicht zu überschreiten. Wie beispielsweise ein Bettler auf der Bühne zwar zerlumpt, aber nicht schmutzig erscheinen soll, so müssen Extravaganzen der historischen Tracht oder der heutigen Mode auf das Maß des Bühnenmöglichen reduziert werden, wovon nur zu oft das Gegenteil geschieht. Es muß, soweit die Charakteristik der Rolle es zuläßt, für die Persönlichkeit jedes Darstellers das ihm Kleidsamste aus den Trachtenformen der entsprechenden Epoche ausgewählt werden. Für komische Typen verfahre man umgekehrt, anstatt die hergebrachten Attribute der Komik (s. unten) handwerksmäßig in alle Zeitalter zu schmuggeln. Schneider tragen Bocksbärte, Engländer Backenbärte nur auf dem Theater, da aber grundsätzlich und in jedem Jahrhundert! Ebenso unverantwortlich ist es, wenn in unserer nach der Gestaltung des Häßlichen in der Kunst strebenden Zeit die historischen Trachten ins Unkleidsame verzerrt, z. B. in einem Falle die Kostüme des Quattrocento, in denen sich der Blütenlenz moderner Kultur mit jenem hohen Schönheitsgefühl ausspricht, wie die Künstler der Frührenaissance sie wiedergeben, zu grotesken und schlottrigen Formen und harten Farben entstellt werden.

Die Art und Weise, wie alle diese Forderungen mit künstlerischem Takte vereinigt werden sollen, bildet eine der schwierigsten Fragen der gesamten Bühnenkunst, mit deren Lösung sich direkt oder indirekt dieser ganze Abschnitt und alles in diesem Buche über das Bühnenkostüm Gesagte beschäftigt. Das Kostüm ist grundsätzlich gemäß dem Geiste des darzustellenden Stückes zu wählen, hat also der Wirklichkeit genau soweit treu zu bleiben wie dieses und sich daher nicht nur der kostümtreuen Behandlung von seiten des Dichters, sondern auch dessen sei es phantastischer, sei es selbst manierierter Abweichung vom richtigen Kostüm zu fügen, für die ihm allein die Verantwortung bleibt. Hat der Verfasser keinen Zeitpunkt fixiert, so ist eine solche Zeit anzunehmen, in der die Handlung und die Charaktere in ihrer Eigenart am wahrscheinlichsten und darum am wirkungsvollsten hervortreten. Natürlich kann es sich dabei nur um eine frühere Zeit als jene handeln, in der der Dichter schrieb. Jede Verlegung in einen späteren Zeitraum würde ja jenem notwendig eben so unrecht tun wie seinem Werk, da er doch darin nie über den geistigen Horizont seines Zeitalters in Anschauungen der Zukunft hinüberbringen konnte.

In bezug auf das moderne Kostüm soll hier nur die gewissenhafte Beobachtung der Wirklichkeit anempfohlen werden. Auch im Kostüm werde die Bescheidenheit der Natur nicht überschritten. Damit verurteilt sich jede komödienhafte oder „künstlerische“ Zurechtstutzung unserer Tracht, welche früher vielfach beliebt wurde und noch heute wird. Der Darsteller wird sich nach der Mode richten, aber nicht anders, als jeder gebildete Mann es tut, und anstatt auf der Bühne stets ein Modezeitungsideal aus sich zu machen, wird er auffallende und hypermoderne Kostüme nur zu ausdrücklicher Charakterisierung von Gecken und dergleichen aufsparen. Dasselbe gilt auch von den Damen, die es sich besonders mögen gesagt sein lassen. Ebenso zu verurteilen ist die phantastische Kostümierung der komischen Personen, ein Nachklang der Maskenkomödie, den man sogar auf hauptstädtischen Bühnen in modernen Stücken noch nicht über-

wunden hat, sowie neueste Versuche, die moderne Stilkarikatur aus den Witzblättern auf die Bühne zu übertragen, die ein Bild des Lebens ist. Das Theater ist nicht der Simplizissimus.

Das historische Kostüm, um nun zu dem Hauptgegenstande dieses Buches zu kommen, ist auf der Bühne noch sehr jung, wie denn dessen Kenntnis erst in neuester Zeit mit dem Aufblühen der Geschichtsforschung allgemeiner geworden ist. Es ist zwar früher vom bildenden Künstler auch dagegen gefehlt worden, aber nie so sehr wie auf der Bühne, und noch heute stellt man mit Recht oder Unrecht an jenen strengere Ansprüche in bezug auf die Beobachtung des Kostüms als an diese. Der Versuch ist lohnend, dem Gegenstande auf dem Weg der geschichtlichen Betrachtung näherzukommen.

Ehedem war das Bühnenkostüm die jeweilige Tracht der Zeit, vielleicht in phantastischer Weise ausgeschmückt und mit einzelnen konventionellen Symbolen versehen. So war es auf der griechischen und römischen, auf der mittelalterlichen, der spanischen, der italienischen, der englischen, der französischen Bühne: soweit man von einem besonderen Bühnenkostüme sprechen konnte, war es ein Phantasiekostüm. Zu einem solchen machte es in noch höherem Grade die Willkür der Perückenzeit, vornehmlich in Oper und Ballett. Seit Racine und in Deutschland schon im Anfang des 18. Jahrhunderts an der Dresdener Oper unterschied man antike (d. h. römische), morgenländische (türkische) und christliche (d. h. moderne, phantastisch aufgeputzte) Tracht, doch erschienen die Männer in Reiferöckchen, Panzern aus Samt oder Goldstoff, befiederten Helmen und Puderfrisur, nur Priester, Zauberer, Könige früherer Zeiten in charakteristischer Bart- und Haartracht, die Damen stets in Reifrock und Puder mit symbolischer Ausschmückung (Kronen, Zepter, Hirtenstäbe, Tigerfelle usw.).

Bei den deutschen Wandertruppen wurde meist nur ein barocker Ausputz von Federn, Schleiern, Diademen, Überwürfen, Besätzen, Goldpapier u. dgl. beliebt. Die Neuberin hielt zuerst auf genaue Beobachtung der gültigen Kostümkonventionen, schaffte den Trödelputz ab, litt die goldpapiernen Geräte, Helme usw. nicht mehr, doch war ihr Versuch mit der römischen Tracht in Gottscheds „Cato“ 1741 ironisch gemeint; sie glaubte selbst nicht an den Erfolg, sondern wollte den Professor dadurch ad absurdum führen. Im Ernst versuchte bei uns zuerst der Prinzipal Koch 1766 in Elias Schlegels „Hermann“ ein charakteristisches Kostüm anzuwenden, indem er den Puder verbannte und Tierfelle anwendete, doch blieb das übrige im Geschmack der Zeit. Den Orosman spielte man damals in einem Domino über der Weste und einer musselindurchflochtenen Perücke. Auch der Einfluß Lekains und der Clairon (1760), die den Reifrock verkleinerte, wirkte nur in dieser Richtung; auch ihnen kam es noch nicht darauf an, die Personen auf der Bühne so, wie die Urbilder in der Wirklichkeit gekleidet gewesen waren, d. h. historisch treu zu kostümieren, sondern sie begnügten sich mit Symbolen, und Garrick spielte Richard III. im Staatskostüm Ludwigs XIV., den Macbeth in Puderfrisur und roter Uniform, den Lear mit langem Haar und bartlos, in einem hermelinbesetzten Galarock über der Weste. Kniehosen, Strümpfe und Schnallenschuhe blieben ständig. Mrs. Yates spielte neben Garrick die Lady Macbeth in schwarzer Robe mit Reifrock, hoher gepuderter Frisur und Schnupftuch.

In Deutschland brachte Ackermann zuerst echte Stoffe und Besätze. Eckhof war in diesen Zuständen alt geworden und spielte z. B. Kanut den Großen († 1036) mit einer Knotenperücke und in Uniform, doch finden wir Ende der siebziger Jahre unter seiner Direktion Ariadne wenigstens ohne Reifrock, wenn auch das antike Vorbild noch nicht erreicht wird, und Julius von Tarent und Hamlet in „mittelalterlichem" Kostüm. Es hatte nämlich das Erscheinen des „Götz von Berlichingen" (1773) den Anstoß gegeben, ein Kostüm für die mittelalterlichen Stücke zu schaffen, und man wählte dazu die spanisch-niederländische Tracht des Dreißigjährigen Krieges, freilich stark durch die Brille der italienischen Maskenkomödie gesehen oder so, wie sie sich in dem spanischen Staatskostüm Ludwigs des XIV. erhalten hatte, und nun ging es durch das Übergangsstadium eines Mischlingskostüms langsam vorwärts. Noch unter Iffland war eine gepuderte Priesterin Dianens möglich, freilich unter dem Widerspruch der Kritik, und in Mozarts „Titus" kamen moderne Soldaten mit Zöpfen aufs Theater. Auf die antike Gewandung übten später in Deutschland die Hendel-Schütz, in Frankreich Talma, der zuerst in Trikot ohne Kniehose auf der Bühne erschien und dafür von einer Kollegin mit dem empörten Zurufe „cochon!" begrüßt wurde, einen günstigen Einfluß aus. Seit „Wallenstein" und „Jungfrau von Orleans" bekamen die Solisten bessere, charakteristischere Kostüme, doch war der Geschmack auf der Grundlage des als „mittelalterlich" geltenden Kostüms für das Knappe, Seiltänzermäßige, Geschniegelte, Geputzte gestimmt, was damals und noch langhin für „idealisch" galt. Wir würden über diese Kostüme schaudern, und daneben ging noch 1810 Chor und Komparserie auch an den größten Hoftheatern in Straßenstiefeln!

Als der eigentliche Begründer des geschichtlich richtigen Bühnenkostüms muß jedoch Graf Brühl, 1815—1828 Intendant der königlichen Theater zu Berlin, angesehen werden, der es nach dem damaligen Stande der Wissenschaft konsequent durchführte und allenthalben Bewunderung und Nachfolge fand, so daß die abweichende Anschauung z. B. Tiecks, die wohl auf Jugendeindrücken beruhte, unbeachtet blieb. Zwar hat Brühl die Bedeutung des Kostüms als Ausdruck der historischen Epochen nur unklar verstanden und die Sache mehr als Liebhaberei betrieben: das Kostüm sollte selbst etwas gelten. Obwohl er den Theaterfachleuten seiner Zeit, wenigstens in Deutschland, weit voraus war und sein Streben damals mit Recht als vorbildlich galt, so gelang es auch ihm nicht, das Kostüm von Konzessionen an den Zeitgeschmack freizuhalten. Empiremodeformen mischen sich ihm in die historischen Trachten, ohne daß er es merkt: die Taillen geraten ihm zu kurz, und Modefrisuren der zwanziger Jahre entstellen seine Figurinen. Auch an Fehlern gegen die historische Richtigkeit mangelt es nicht, die Zeitalter werden durcheinandergeworfen, und das herkömmliche „Ritterkostüm" spukt dazwischen herum. Waren doch die Vorbilder damals wenig bekannt und schwer zugänglich, Nachbildungen teuer, selten oder gar nicht vorhanden, die Originale nur durch weite, kostspielige und zeitraubende Reisen erreichbar. Wären also Brühls Kostüme, obwohl sie an kleinen Theatern heute noch umgehen, auf ernsten Bühnen unserer Tage nicht mehr möglich, so bleibt es doch sein unvergängliches Verdienst, wenn um 1830 wenigstens das Prinzip der Kostümtreue durchgedrungen war. Auch in Paris,

wo früher Dupenchel als Kostümier an der Großen Oper wirkte, waren die Theaterkostüme fast ebenso echt wie heute; nur stören die leidigen Modefrisuren bei Männlein und Fräulein.

Die Dekorationen wurden gleichzeitig auch historischer und naturwahrer, doch gab es im allgemeinen noch keine geschlossenen Zimmer, die bei besonderen Veranlassungen schon Schröder verwendet hatte. Küstner und Quaglio führten sie erst 1839 aus Paris in München ein; dorthin und nach Berlin kam ebendaher in den vierziger Jahren der Plafond. In den Dekorationen hatte sich wie im Kostüm die seit 1790 zur Mode gewordene „romantische" Mischung von Gotik und Antike geltend gemacht, und leider beeinflußte das Theater auch die bildende Kunst bis in die Mitte des Jahrhunderts. Rossinis Tell wurde in der deutschen Tracht der Reformationszeit gespielt, die man für die schweizerische „Nationaltracht" hielt, weil die päpstliche Schweizergarde und die „Schweizer" in katholischen Kirchen eine Art Landsknechtskostüm festgehalten haben. Seitdem verdrängte an den ersten Bühnen dies Renaissancekostüm allmählich in den Ritterstücken das oben beschriebene, als „mittelalterlich", oder im „Fiesco" als „altdeutsch" bezeichnete Phantasiekostüm; doch sah man allenthalben die Ritter mit Federbüschen, Schärpen, edelsteinbesetzten Waffen und Wehrgehängen, messingenen Schwertgriffen und den schrecklichen Messingrüstungen (!) einherstolzieren, die der Witz einsichtiger Garderobiers heute als „Teemaschinen" zu bezeichnen pflegt.

Seit Brühl wurde das Prinzip der Kostümtreue zwar nirgends mehr offen angefochten, doch spielte man in Deutschland noch überall, nachdem der Puder längst auch bei den „ältesten Leuten" verschwunden war, die in der Zopfzeit geschriebenen und spielenden Stücke modern, was wohl am besten die herrschende Verständnislosigkeit dem gegenüber beweist, worauf es eigentlich ankam, und obwohl es durch die Tat erwiesen war, daß man historische und Nationaltrachten für die Bühne nötigenfalls etwas stilisieren kann, ohne ihnen das Charakteristische zu nehmen, so schwankte die Praxis doch meistens zwischen der Angabe des Kostümiers oder Regisseurs und deren Umgehung durch die Willkür der Mitglieder, mochte diese nun auf Unwissenheit, Eitelkeit, Lässigkeit oder komödiantischem Ungeschmack beruhen, von den untergeordneten Bühnen, wo die Not manches entschuldigt, ganz abgesehen.

Nun hat sich seitdem in immer weiteren Kreisen die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Tracht nichts Zufälliges oder willkürlich Erfundenes, sondern das notwendige Ergebnis der Geschichte ist und, den Charakter der Zeiten und Völker getreu widerspiegelnd, im genauesten Zusammenhange mit dem gesamten Kulturleben steht. Für diese Anschauung sollen auch vorliegende Blätter eintreten; sie wollen die Überzeugung zu verbreiten suchen, daß jedes Zeitalter auch in der Tracht seine eigene Formensprache hat.

Brühls Bestrebungen waren indessen bis auf unsere Tage wieder halb und halb in Vergessenheit geraten, der Theaterschlendrian oder, wenn man will, der dem Bühnenwesen anhaftende konservative Zug ignorierte die Fortschritte der Kostümkunde, und noch Dingelstedt hielt sich trotz des von Charles Kean gegebenen Beispiels in München mehr an die Vorbilder, wie sie die damaligen Größen der Malerei, Cornelius, Kaulbach, Schwind, hinstellten, deren Behandlung des Kostüms durchaus nicht frei von

Konvention war. Zwar wurden hier und da einzelne Taten getan, wie die Inszenierung des Balletts „Sardanapal“ in Berlin im assyrischen oder der Oper „Aida“ im ägyptischen Stil, aber im Schauspiel leitete erst 1874 das Auftreten der Meininger einen Umbildungsprozeß auch in diesem Teile der Inszenierungskunst ein, der noch heute nicht abgelaufen ist. Hier wurde zum ersten Male durch die Tat der Nachweis geführt, welche Fülle von charakteristischen und malerischen Eindrücken im Sinne der poetischen und dramatischen Wirkung mit einer streng historischen Kostümierung hervorgebracht werden konnte, die sogar hie und da das Extravagante nicht scheute. Allerdings mußte man sich sagen, daß dieser Weg so konsequent nur eben von einem Theaterleiter verfolgt werden konnte, der als geborener Künstler über ein so tiefes Verständnis verfügte wie der hochbegabte Schöpfer dieser Herrlichkeiten, und der das Repertoire seiner Bühne auf das Schauspiel und innerhalb desselben noch auf eine Art von Spezialität beschränken konnte; jedoch ist die gegebene Anregung überall auf fruchtbaren Boden gefallen, so daß nicht nur die Hofbühnen von Berlin, Dresden, München, Wien, ferner die vornehmeren Berliner Privatbühnen sowie einige kleinere Hoftheater sich heute der Echtheit durchweg befleißigen, sondern auch das historische Prinzip wenigstens in der Theorie allgemeine Geltung gewonnen hat, wiewohl es praktisch selbst an den größten Stadttheatern nur teilweise im Schauspiel und in den Wagnerschen Opern durchgeführt ist.

In Baireuth wurde 1876 gezeigt, wie man auch ein erfundenes Kostüm, anstatt es aus der Tiefe des Gemüts zu schöpfen, auf historische Grundlage stellen könne.

Unter den sog. Provinztheatern hat nur ein einziges in seinem kleineren Kreise das auch von ihm längst adoptierte Prinzip der Echtheit auf das ganze Opern- und Schauspielrepertoire auszudehnen gewagt: nämlich Düsseldorf, wo die Malerakademie sich der Sache annahm und das Kostümwesen des Stadttheaters stets durch einen sachkundigen Maler überwachen läßt, worin die verstorbenen Wilhelm Camphausen und Philipp Grotjohann eine unermüdliche Tätigkeit entfalteten.

An den meisten mittleren Bühnen aber, und in der Oper fast durchweg, herrscht noch eine heillose Verwirrung, angesichts deren wir gar keine Ursache haben, auf die Verstöße der Perückenzeit so besonders mitleidig herabzublicken. Die klassische Kleiderordnung jenes alten Chorgarderobiers: „Vor Christus Sandalen, nach Christus Ritterstiefel“ bildet noch heute den Inbegriff der Kostümkenntnisse manches Theaterpraktikers und ist fast allenthalben in voller Geltung.

Man vergegenwärtige sich nur einige Beispiele aus der Praxis. Wo nicht etwa eine Aidaausstattung vorhanden ist, wird „Joseph in Ägypten“ in griechischem Kostüm gegeben, auf den meisten Bühnen werden die Landsknechte und die spanischen Soldaten des 16. Jahrhunderts durch Soldaten des Dreißigjährigen Krieges dargestellt. Besitzt ein Theater aber einige Landsknechtskostüme, dann machen diese auch alle Zeitalter von Karl dem Großen bis auf Ludwig XIV. unsicher. Auf den gangbaren Mißbrauch der Kleiderschleppe, des Korsetts, der jeweils modernen Frisuren, des Schnurrbarts, des Vollbarts, der Schaube, des Baretts, der weiten Kniehose, des Federhutes, des sog. Ritterkragens, der gelben Stiefel, auch der Plattenrüststücke, insbesondere des Ringkragens, der Feldbinde sowie der Uniformierung (Dinge, die mit rührender Anhänglichkeit

durch alle Jahrhunderte geschleppt werden) sollen Anmerkungen zur Kostümgeschichte besonders hinweisen. Hier sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß die am stiefmütterlichsten behandelten Zeitalter, die in vielen Garderoben überhaupt fehlen, der Ausgang des Mittelalters, die Zeiten der Reformation und Ludwigs XIV. sind.

Noch vor zwanzig Jahren sang ein sehr bekannter Tenorist (und mit ihm zahllose Kollegen) den George Brown, einen englischen Offizier, der von der Schlacht bei Culloden (1746) erzählt, in folgendem Kostüm: Filzhut mit einer aufgeschlagenen Krempe und Feder, etwa 1650, Justaucorps von 1680 in einer Kürze und Enge, wie er nie existiert hat, lange lederne Reithosen und ungarische Stiefel von 1800; dazu rundgebrannte kurze Haare (natürlich ohne Puder) à la Titus, etwa aus derselben Zeit, ein moderner Schnurrbart mit „Fliege" (ein Glück noch, wenn's kein Vollbart ist), an Hals und Händen kleine Krausen von 1530, aber außerdem ein kleines Jabot von 1780 und zum Schluß: ein spanischer Glockendegen mit Gehänge von 1570. An dem ganzen Kostüm war auch nicht ein einziges Stück richtig, und jedes Stück aus einem andern Jahrhundert. Die Tradition hatte an solche Phantasiekostüme so gewöhnt, daß die seither an besseren Bühnen allgemein gewordene Inszenierung der „Weißen Dame" im Stil der Zopfzeit dem Regisseur nicht nur das Mißfallen fürstlicher Theaterbesucher, von denen man sonst mit Recht annimmt, daß Familienüberlieferungen ihnen solche Dinge geläufiger gemacht haben als anderen Menschen, sondern sogar eine freilich lächelnd abgelehnte Rüge der obersten Bühnenleitung zuziehen konnte. Was für Banditengestalten in Opern aus den letzten beiden Jahrhunderten die größten Bühnen zu bevölkern pflegen, das ist jedem Theaterbesucher alltägliches Erlebnis. „Hoffmanns Erzählungen" und der „Evangelimann" haben darin wieder Schauerliches ans Licht gefördert.

Man sollte doch bedenken, daß auch der kleidsamste Kostümteil nur in dem richtigen Ensemble kleidsam ist, und daß widersprechende kostümliche Elemente sich nicht vereinigen lassen, ohne sich gegenseitig umzubringen. So muß auch bei eigentlichen Phantasiekostümen z. B. allegorischer Natur innerhalb desselben Kostüms oder derselben Gruppe das Gepräge eines bestimmten Zeitalters festgehalten werden; dann bietet das Kostüm selbst reichlichere Motive, und nur so wird sich eine künstlerische Wirkung einstellen.

Nun meint man dem Kostüm in der Oper und im Ballett eine größere Freiheit gestatten zu dürfen, weil diese Kunstgattungen auf konventionellerem Boden stehen; die Schönheit sei da wesentlich, und ihr zuliebe könne man die Trachtenformen wohl etwas modifizieren; wo aber bleibt die Schönheit bei solchem verständnislos zusammengestoppelten Kunstreiterideal? Zudem wechseln die Meinungen von dem, was schön sei, sehr schnell, und das ist, verbunden mit der raschen Abnutzung konventioneller Symbole durch Operette, Zirkus, Tingeltangel und Maskengarderobe, ein Hauptgrund für die Berechtigung des historischen Prinzips, das durch die wachsende Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse und Anschauungen im Publikum immer mehr an Boden gewinnt. Überdies sind ja die historischen Trachten an neuen, schönen und charakteristischen Motiven unerschöpflich; keine Phantasie könnte ersinnen, was die geschichtliche Entwickelung in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit darbietet. Wie sollten wir schönere und kleidsamere Trachten im Geiste vergangener Zeiten jemals erfinden

können als die, in denen jener Geist lebendig war? Wir können ihn höchstens verstehen lernen, aber nicht uns so hineinversetzen, daß wir darin selbst schaffen könnten. Verwenden wir also getrost, was die Vergangenheit uns bietet, wenn wir auch nicht so weit gehen werden, die historischen Trachten auch in bewußt historischer Auffassung auf die Bühne zu bringen. Die Forderung, etwa Goethes „Iphigenie“ in dem griechischen Kostüm der Revolutionszeit, in der Dekoration einer englischen Parkanlage mit Zopftempel aufzuführen, oder im „Julius Cäsar“ Renaissance-Römer „mit Pardelkopf am Knie“ auf die Bühne zu bringen, erscheint, wenn nicht ganz und gar grillenhaft, wenigstens zurzeit noch unerfüllbar.

Leider macht sich neuerdings, seitdem das phantastische Element im Drama wieder Boden gewonnen hat, ein Rückschlag gegen das nun „Meiningerei“ gescholtene historische Prinzip auf der Bühne nicht nur auf Seite der Inszenierungskünstler, sondern sogar der bildenden Künstler und Kunsthistoriker geltend, die auf die Bühnenkunst einwirken. Zwar ist es gar nicht ernst zu nehmen, wenn der Bühne „sklavische Nachahmung“ der geschichtlichen Trachten in dilettantischer Weise zum Vorwurf gemacht wird. Man könnte ebensogut Menzel tadeln, weil er das Kostüm der friderizianischen Zeit mit wissenschaftlicher Genauigkeit studiert und peinlich wiedergegeben hat, oder Schiller, der zum „Demetrius“ mit Bienenfleiß Detailstudien zusammentrug, um nur ja die Farbe für Volk, Zeitalter und Landschaft zu treffen. Jeder Künstler weiß, daß nur auf diesem Wege der Eindruck der Echtheit erzielt werden kann, und vor allem auf dem Theater, in der Welt des Scheins, kommt es eben auf den Eindruck an. In wie vielen Stücken überwiegt das historische Element bei weitem das dramatische: man braucht nur an Shakespeares Königsdramen zu denken. Wenn man nun jenes nicht mit allen Mitteln unterstützt, wird die ohnehin zwiespältige Wirkung in ihrem besten Teile untergraben.

Angesichts der Gefahr aber, auf diese Weise wieder preiszugeben, was wir eben gewonnen haben, wird es zur Pflicht, einen Warnungsruf zu erheben, von dem es schwer denkbar erscheint, daß er ungehört verhallen sollte.

Ganz gewiß soll hier nicht antiquarischen Liebhabereien und gelehrten Bestrebungen, die mit dem Drama nichts zu tun haben, auch nicht dem Prunke und der Überladung das Wort geredet werden, denn wirklich birgt die herrschende Richtung der Praxis die offenkundigste Gefahr, daß die Äußerlichkeiten den Geist überwuchern und am Ende ersticken. Mit der einreißenden willkürlichen Behandlung des dichterischen Elements im Drama, mit der in der Tat drohenden Vergröberung der Schauspielkunst wäre die malerische Verfeinerung des bewegten Bühnenbildes doch allzuteuer erkauft. Nicht also die übermäßige Betonung der Außenseite der Theaterkunst soll hier empfohlen und gefördert werden, aber wohl ihre sachliche Behandlung auch in bezug auf das Kostüm.

Das historische Drama verlangt ganz logisch auch historische Treue des Kostüms. Sobald der Dichter, um seine Ideen auszudrücken, geschichtliche Personen auf die Bühne bringt, muß der Regisseur sie auch geschichtlich kleiden.

Man wende nicht ein, jener ändere ja historische Charaktere und Ereignisse nach den Bedürfnissen der Dichtung, also dürfe dieser auch das Kleid ändern. So gut Richard III. oder Napoleon auf der Bühne nicht spricht, was er wirklich gesagt hat, sondern was

der Dichter ihn sagen läßt, so gut dieser die Gestalten der Geschichte darstellt, nicht wie sie waren, sondern wie sie nach seiner Idee und seiner Kenntnis hätten sein können, so hat der Kostümier sie zu kleiden, nicht wie sie wirklich gekleidet waren, sondern wie sie seines Wissens hätten gekleidet sein können. Es ist also nicht seine Aufgabe, Elisabeth von England eins von den dreitausend Kleidern anzuziehen, die sie wirklich getragen hat, sondern eins, das die Formen der spanischen Mode in englischer Nuancierung so charakteristisch aufweist, daß es selbst auf den Kundigen den Eindruck machen muß, sie könne es getragen haben.

Dem Namen und der Umgebung entspricht auf der Bühne Kostüm und Dekoration. Hätte der Dichter das nicht gewollt, so würde er seinen Personen keine geschichtlichen, sondern phantastische Namen gegeben, würde sie nicht in geschichtliche, sondern in freierfundene Umgebung hineingestellt haben. In solchen Fällen ist ein Phantasiekostüm erlaubt, das aber doch wieder in ganz bestimmten Grenzen von dem gedachten Zeitalter, der gedachten Nationalität, von dem vorausgesetzten Gesittungsgrad und der angedeuteten Landesart abhängig ist. Nur rein phantastische Gestalten, Natur- und Fabelwesen verlangen ein freierfundenes Phantasiekostüm; und hier wird man die Erfahrung machen, wie schwer es ist, sich von allen geschichtlichen, nationalen und herkömmlichen Anklängen freizuhalten.

Auch den Einwand darf man nicht machen, die Dramatiker früherer Zeiten hätten selbst an keine historische Kostümierung gedacht: gewiß nicht; aber sie waren darin von den Herkömmlichkeiten ihrer Bühne und dem Stand der geschichtlichen Kenntnisse ihrer Zeit abhängig. Hätten sie wissen können, daß es einmal eine Theaterkultur geben würde, die solche Ansprüche stellt und erfüllt, und daß dann ihre Werke noch lebendig sein würden, so wären sie gewiß nicht nur mit solcher Behandlung zufrieden gewesen, nein, man darf kühn behaupten, wenn Schiller oder sogar Shakespeare unter uns wandeln, wenn sie sehen könnten, in wie historischer Echtheit wir Wallenstein und die Reihe der englischen Könige hinstellen, so würden sie sich herzlich freuen, daß wir ihre Gebilde auch äußerlich ehren, und mit bewundernder Genugtuung sagen: „In unserer Zeit haben wir das alles nicht so gewußt und verstanden, und, hätten wir es selbst gekonnt, wir würden es vielleicht nicht einmal so gemacht haben. Aber ihr habt recht, wenn ihr es heute so macht, und es gefällt uns jetzt selber!"

Nein, wollten wir neuerdings anfangen, das historische Kostüm phantastisch, d. h. mit poetischer oder malerischer Willkür zu stilisieren, so würde das in absehbarer Zeit wieder zum Phantasiekostüm, zu bloßen Symbolen, zu roher Willkür, ja zu eben dem Konventionalismus führen, dem wir kaum erst halb entronnen sind, und den unsere Bildung nicht mehr ertragen würde. Wir können nicht in diesen Dingen mit Gewalt wieder naiv werden wie die Künstler und das Publikum früherer Zeiten, denn von Jahr zu Jahr verbreiten die vervielfältigenden Künste die Anschauung der vergangenen Kulturerscheinungen in weitere Kreise, so daß die Bühne sich gar nicht mehr in Widerspruch damit setzen kann, ohne die Zuschauer, deren historisches Empfinden geschult und stark entwickelt ist, aufs unangenehmste zu berühren. Es gibt eine Menge Menschen, z. B. bildende Künstler, die überhaupt kein Theater besuchen mögen, weil sie dort vor solchen

Eindrücken nicht sicher sind, die ihnen fast körperliche Schmerzen bereiten. Der naive Teil des Publikums aber hat ein Recht darauf, daß die Bühne keine falschen Anschauungen verbreite.

Es ist ja ohnehin nicht möglich, die Wahrheit, sei es die der Geschichte oder der Natur, unmittelbar nachzuahmen, und darum wird immer noch genug oder zu viel Konvention im Bühnenkostüm wie im Bühnenwesen überhaupt übrigbleiben. Kunst ist nicht ganz ohne Konvention denkbar; aber will sie nicht erstarren, unwahr, unanschaulich werden, so darf sie nie in dem Bestreben nachlassen, ihre herkömmlichen Zeichen immer wieder zu verbessern, indem sie sie der Wahrheit näherbringt. Unkenntnis, verschuldete und unverschuldete; die Unmöglichkeit, besonders außerhalb der großen Kulturzentren, sich die nötigen Vorbilder für eine bestimmte Aufgabe rechtzeitig oder überhaupt zu verschaffen; Mangel an Mitteln, alles so gut auszuführen, wie man möchte; unbewußte Befangenheit im Zeitgeschmacke, deren sich niemand gänzlich erwehren kann; endlich die menschliche Unzulänglichkeit und die individuelle Beschränkung des einzelnen liefern immer noch Fehlerquellen genug, ja mehr als zu viel, und sorgen dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Manche hier aufgestellte Forderung wird sich demnach in der Praxis doch oft als unerfüllbar erweisen; wo die Mittel fehlen, liegt eben, wie man zu sagen pflegt, der Knüppel beim Hunde. Was indes mit den vorhandenen Mitteln richtig hergestellt werden kann, das werde hergestellt, nicht aber aus Unwissenheit, Bequemlichkeit oder den Rücksichten einer übelverstandenen Kleidsamkeit die hergebrachte Willkür und Kostümmengerei bis auf die spätesten Enkel überliefert, da sie doch schon längst nicht mehr an der Zeit ist.

Der Regisseur muß, wenn er einen brauchbaren Obergarderobier hat, diesem Zeit, Ort und charakteristische Bedingungen des aufzuführenden Stückes angeben und dann seine Vorschläge prüfen. Auch die Darsteller haben sich mit ihren Wünschen an den Regisseur zu wenden, der guttun wird, auf der ersten Probe bereits im allgemeinen das Kostüm in bezug auf Zeitalter, Schnitt, Farbe, Zutaten, Haar- und Barttracht anzugeben und womöglich Abbildungen vorzuzeigen. Er wache auch darüber, daß mit Schmuck, Orden, Ketten, Federn, Spitzen usw., soweit diese Dinge nicht im Charakter und der Situation begründet sind, kein Mißbrauch getrieben werde, sowie daß das Angewandte auch zum Zeitalter passe. Sind Kostüme neu anzufertigen, so bemühe man sich beizeiten um die Bewilligung der Mittel, damit man nachher keiner Enttäuschung ausgesetzt sei; im Zweifelsfalle stelle man vorläufig alles aus vorhandenen Sachen zusammen.

Neue Kostüme unrichtig anzufertigen, ist ganz unbegründet, da ein richtiges Kostüm an sich nicht einen Heller mehr kostet als ein falsches. Die in der Oper hergebrachten Garnituren gleichfarbiger Kostüme sind eben so unwahrscheinlich wie unmalerisch und haben im Schauspiel gar keinen Sinn; wo also für den Chor neue Kleider gefertigt werden, sollten sie tunlichst verschieden sein, da man diese Uniformierungsmethode am besten auch in der Oper fallen ließe. Eine wirkliche Berechtigung hat sie nur im Ballett.

Bei der Anfertigung historischer Kostüme müssen die alten Schnitte genau nachgeahmt werden, da unsere in der Zuschneidekunst weiter als ihre Vorfahren fortgeschrittenen Schneider sie sonst zu sehr modernisieren und so die charakteristischen Formen verwischen; unanständige sollten indes stets ausgeschlossen, extravagante und

für unser Empfinden allzu häßliche gemildert werden, ohne doch die wesentlichen Merkmale der Originale zu beseitigen. Die Zeichnung der Vorbilder hüte man sich ohne besondere Gründe zu verändern, denn in der Form liegt allermeist der Charakter eines Kostüms, der durch Abweichungen von dieser leicht zerstört wird. Man wählt dann besser ein für den Zweck passenderes Vorbild. Mit der Farbe läßt sich schon freier schalten, ja hier steht dem Geschmack und der malerischen Erfindungsgabe des Kostümiers ein weites Feld offen. Dabei muß man aus der Erkenntnis des allen Formen einer bestimmten Tracht Gemeinsamen heraus zwar sonderbare und bizarre Formen nur zum Zwecke besonderer Charakteristik aufsparen, aber doch alle oder wenigstens möglichst viele verschiedene der fraglichen Epoche eigenen Trachtenformen nebeneinander zu zeigen bestrebt sein. Nichts wirkt verdrießlicher und monotoner als die Einförmigkeit der Schnitte, der man in den meisten Garderoben begegnet. Ebenso verwerflich ist die immer noch sehr verbreitete Farbenscheu. „Höchstens zwei Farben an einem Kostüm!" lautet das Dogma der meisten älteren Garderobiers, die sich zudem noch an lauter erprobte Zusammenstellungen halten. Dafür gehen sie um so verschwenderischer mit fertigen Goldbesätzen um, an denen man den Theaterkram auf tausend Schritte erkennt. Es ist aber durch die unzähligen Abstufungen von einer Farbe und einem Stoff bis zu mehreren Farben außer Schwarz, Weiß und Gold und verschiedenen Stoffen geradezu jede Stimmung auszudrücken. Warum beraubt man sich dieses Mittels? Ein Kostüm, das für sich allein schon malerisch wirken soll, wird wenigstens drei Farben enthalten müssen. Darum braucht es noch nicht einmal unruhig zu wirken. Man prüfe Farben und Stoffe bei Licht und scheue auch, wo sie hingehört, die Buntheit nicht, die sich, konsequent durchgeführt, selbst korrigiert. Zaghaftigkeit ist vom Übel; die kecksten Farbenstellungen sind auf der Bühne oft die besten. Eine Ahnung von der Farbentheorie sollte der gebildete und erfahrene Kostümpraktiker allerdings haben; sie hilft auf Kombinationen, die einem sonst bisweilen nicht einfallen. Die Wahl kostbarerer Stoffe, als sie der Zeit und der Person zukommen, ist besonders für Schauspielzwecke bedenklich; das Schauspiel verlangt größeren Ernst und größere Einfachheit; alles „Opernhafte" ist hier doppelt verwerflich. Man vergleiche im Geiste einmal das Operngretchen mit dem Schauspielgretchen und frage sich, ob ein für jenes geeignetes Kostüm auch für dieses passen wird. Dagegen ist es zu empfehlen, allemal die besten und haltbarsten Stoffe zu verwenden, wo es sich um Anschaffungen für die Garderobe eines ständigen Theaters handelt. Wenn diese auch teurer sind, so halten sie doch bei guter Pflege ein Menschenalter aus. Billige Zeuge, die nach kurzer Zeit hin sind, kosten im Grunde das meiste Geld. Etwas anderes ist es bei Ausstattungsstücken, die nach einer Reihe von Wiederholungen zu den Toten geworfen werden.

Kann man für historische Kostüme die Stoffe nicht so solide haben, wie man wünscht, so unterfüttere man sie mit Dekorationsleinwand, wodurch sie ein ungemein derbes und echtes Aussehen gewinnen. Stiltreue Besätze lasse man mit der Maschine jedesmal besonders anfertigen. Gold wirkt nur, wenn es sparsam verwendet wird. Die Formen den modernen anzunähern (Krinoline, cul de Paris, Korsett, Frisuren), ist ein Mißbrauch, der häufig vorkommt, aber darum nicht minder geschmacklos erscheint. Mit den Damen, die sich ihre Kostüme selbst stellen müssen, ist zwar oft schwer zu

rechten, weil die wirtschaftliche Seite der Frage mitspricht. Aber werden sie niemals auf die abscheuliche „Bahn“ verzichten? Werden sie sich zu jugendlichen Rollen niemals in andere als blasse Farben oder weiß kleiden? Es würde ja dasselbe Geld kosten! Das bei den meisten verbreitete Vorurteil, als würden sie durch gewisse historische Trachten „entstellt“ werden, widerlegt Goethes schlagende Bemerkung, unsere Großmütter seien doch auch schön gewesen. Freilich bedarf es, wie bei der heutigen Mode, des guten Geschmacks, um zu erkennen, welche der vielen verschiedenen Kleiderformen und Coiffuren einer in Frage stehenden Epoche am besten zur eigenen Persönlichkeit steht; ja, dieser Geschmack ist in Kostümdingen schwerer zu erwerben und darum seltener zu finden, weil er obendrein ein geschultes Auge und eine gebildete Anschauungsweise erfordert. Doch kann ihn, fehlt er uns wirklich so sehr, schlimmstenfalls ein anderer für uns haben, sei er Kostümier, Regisseur oder Maler. Doch zerstören unter den Damen oft gerade die, welche sich nicht historisch zu kleiden verstehen, durch irgendeine ganz unpassende Einzelheit (z. B. Frisur) den einheitlichen künstlerischen Eindruck, den ein Kostüm nur machen kann, wenn alles zum Zeitalter paßt. Es kommt doch vor allem darauf an, eine Figur herzustellen, die das Stück erfordert. Aber für diesen großen Gedanken sind bisweilen selbst die sonst entzückendsten Köpfchen zu eng. Sie meinen, der Hauptzweck der ganzen Sache sei der, daß Fräulein X (nach ihrem Begriff) reizend aussehe, während dies doch nur als eine immerhin erwünschte Nebenwirkung gelten kann.

Im allgemeinen ist die Methode der Übersetzung des historischen Kostüms in das bühnengemäße, beileibe nicht bühnenmäßige, heute eine weit getreuere als ehedem: wir lächeln über die Kostüme berühmter Schauspieler, die unsern Vätern vor fünfzig Jahren keinen Anstoß gaben, und verlangen, daß die Kostümierung den Eindruck dessen mache, was die Maler treffend als „Echtheit“ bezeichnen; wir dulden vor allem nicht mehr, daß dieser Eindruck durch Details zerstört werde, die aus dem Charakter des Kostüms herausfallen. In dieser Hinsicht sind außer Stoff und Schnitt scheinbare Nebendinge wie Besätze, Schuhwerk und vor allem Halsbekleidung, Frisur, Haar- und Bartschnitt von entscheidendem Einfluß. Ein Fehler hierin verdirbt das beste Kostüm! In der Kunst gibt es eben keine Nebensachen; eine Erkenntnis, die leider vielen Künstlern abgeht, aber der erste Schritt zu einer ernsten Auffassung der Kunst und ihrer Aufgaben ist. Natürlich kommt es vor allem darauf an, daß gut Komödie gespielt werde: die trefflichste wie die mangelhafteste Darstellung wird jedoch durch gewissenhafte Behandlung des Kostüms usw. wesentlich unterstützt, durch dessen Vernachlässigung beeinträchtigt. So wenig ferner ein gutes Theater eine Schule der Trachtenkunde sein soll, so gewiß soll es eine Bildungsanstalt sein und hat als solche die Aufgabe, seinem Publikum auch das in dem Trachtenwesen enthaltene Bildungselement nach Kräften treu und unverfälscht zu überliefern, um so mehr, als ein beträchtlicher Teil des Theaterpublikums, der keine Museen und Kunstausstellungen besucht, seine Anschauungen auf diesem Gebiete ausschließlich aus dem Theaterbesuch schöpft. Jedenfalls steht es fest, daß Vorstellungen, in denen das Kostüm, mit den oben gemachten Einschränkungen, bis auf den Schuhnagel echt behandelt ist, den Eindruck einer auf andere Weise gar nicht zu erreichenden Wahrscheinlichkeit hervorbringen, nicht nur bei Kennern, sondern bei dem gewöhnlichen Theater-

publikum, das sich in seiner Mehrzahl über die Ursache jenes Eindrucks nicht einmal klar wird. Unter einigen andern Punkten ist es eben auch die Sorgfalt in allen äußeren Dingen, unter denen das Kostüm in erster Reihe steht, wodurch sich die guten Theater von den andern unterscheiden.

An vielen Theatern ist es üblich geworden, neue Kostüme oder ganze Ausstattungen von Kostümfabriken zu beziehen. Abgesehen davon, daß diese Methode wirtschaftlich nicht zu empfehlen ist, weil dem Theater selbst zugute kommen könnte, was die Fabrik daran verdienen muß, und weil spätere Änderungen oder Anpassungen an andere Figuren aus Mangel an Stoff und Besatzresten unmöglich werden, liegt die Gefahr nahe, der Schablone zu verfallen oder eine Kostümierung zu erhalten, die nicht zum dekorativen Rahmen paßt. Jedenfalls muß die Einheitlichkeit der Inszenierung darunter leiden, selbst wenn der Regisseur, was nicht immer der Fall ist, die Anfertigung in der Fabrik beeinflussen kann. Dies Bedenken fällt mehr oder weniger fort, wenn die ganze äußere Ausstattung eines Stückes in die Hand eines bildenden Künstlers gelegt wird. Auf diese Weise wälzt aber die Bühnenleitung ihre Verantwortung dem Publikum gegenüber für die gesamte äußere Erscheinung der Vorstellung von sich auf jenen ab, was, wenn nicht in der Form ganz und gar verwerflich, doch nur dann sachlich zu billigen ist, wenn ein künstlerisches Zusammenwirken nach einheitlichen Ideen dabei stattfinden kann, so daß etwas Ganzes zustande kommt, und wenn der Künstler in seinen Entwürfen das Kostüm auch wirklich objektiv zu erfassen sucht, seine persönliche Note aber, die eben doch immer modern sein wird, gewissenhaft unterdrückt. Künstler als Berater heranzuziehen, ist immer nützlich, denn sie haben meist einen heilsamen Abscheu vor dem herkömmlichen theatralischen Schlendrian und, wenn sie, wie billig, etwas vom Kostüm verstehen, meistens sogar Ideen, was beinahe noch mehr ist.

Sind nun alle billigen Forderungen an das Kostüm selbst erfüllt, so erübrigt noch, daß der Darsteller auch lerne, es zu tragen, d. h. sich so darin zu bewegen, als ob es sein eigenes ihm gewohntes Kleid wäre, und die „Gebärde des Kostüms“ zu beobachten, von der am Ende dieses Buches die Rede ist. Jede Tracht bedingt eine bestimmte Haltung, eine Reihe von Gewohnheiten, die sie dem Körper aufprägt. Es sei nur an das Verbergen der Arme im antiken Obergewand oder der Hände in den Ärmeln der Mönchskutte, an die Gewohnheit erinnert, die linke Hand an den Griff des Schwertes zu halten, damit man nicht über die Waffe falle, sowie an die gezierte Haltung des 15. Jahrhunderts, an die gezwungene der spanischen und Rokokozeit und an die Art der letzteren, die Hände in die Öffnung oder in die Taschen der Weste und des Rockes zu stecken. Wie weit der Künstler darin gehen soll, ist grundsätzlich zu bestimmen nicht leicht; daß das Drehen in den Hüften beim Gehen und das Vorstrecken des Unterleibes, wie es gegen Ende des Mittelalters feine Frauensitte war, nicht auf die Bühne gehört, darüber wird man sich ebenso leicht einigen, wie es die Praxis ergibt, daß man in einem langen Gewande anders geht und sich bewegt als in kurzem. Sapienti sat!

Hinter dem Kostüm stehe kein lauter Dekorateur, sondern ein stiller Künstler!

Besonderer Teil. Trachtengeschichte.

Erste Abteilung.

Trachten des Altertums.

Erstes Kapitel.

Ägypter.

[Vom fünften Jahrtausend bis 525 v. Chr. Altes Reich (Blüte 2391 bis 2178), Schasu (Hyksos) 2091 bis 1580, Neues Reich (Blüte 1443 bis 1273), 30 v. Chr. Schlacht bei Aktium, 381 n. Chr. Christentum Staatsreligion.]

Vor mehr als 6000 Jahren findet man im Niltale bereits eine hoch- und reich-entwickelte Kultur von ausgeprägtester Eigentümlichkeit, bedingt durch die Regelmäßigkeit des Klimas (periodische Überschwemmungen) und die abgeschlossene Einförmigkeit des Wohnsitzes. Die Ägypter, aus der Vermischung semitischer (oder arischer) Völker aus Vorderasien mit den afrikanischen Ureinwohnern entsprossen, haben ihre nationale Besonderheit wie in ihrer ganzen Kultur (Religion, Kunst, Sitten), so auch in ihrer Tracht auf das bestimmteste zu einer charakteristischen Erscheinung gebracht, die sich im wesentlichen durch fünf Jahrtausende kaum geändert zu haben scheint.

Auf der Bühne kann das ägyptische Kostüm als ein einheitliches, keiner Veränderung unterworfenes um so mehr festgehalten werden, als die herrschenden Anstands- und Schönheitsbegriffe eine allzu ausgiebige Verwendung der durch Trikot dargestellten bloßen Haut nicht gestatten, sondern die Annahme einer völligeren Bekleidung, wie sie im Neuen Reiche bei den höheren Ständen üblich war, besonders für die Hauptrollen gebieterisch fordern. Die malerische Wirkung, die eine genaue Beobachtung des ägyptischen Kostüms z. B. in der „Zauberflöte“, in „Joseph in Ägypten“, „Aida“, „Antonius und Kleopatra“ hervorbringt, ist für die Lebendigkeit des Eindrucks dieser Werke von großer Wichtigkeit.

Die Hautfarbe der Ägypter war, wenn man den alten Malereien glauben will, bei den Männern ein tiefes, rötliches Braun, bei den Frauen ein bedeutend lichterer Fleischton, der als ein warmes rosiges Goldgelb zu bezeichnen wäre. Doch mag diese Farbengebung eher ein herkömmliches Unterscheidungszeichen in der ägyptischen Kunst gewesen sein, als daß sie der Wirklichkeit entsprochen hätte.

Das älteste Nationalkleid des Ägypters war dasselbe wie heutzutage, ein rechteckiger oder dreizipfeliger, von vorn umgelegter Schurz aus weißer Baumwolle. Vornehmere trugen einen zweiten, der von hinten her umgelegt wurde, so daß die bekannte dreiteilige Form entstand, ja noch einen dritten darüber (b c Abb. 1). Dieser oberste Schurz bildete sich im Neuen Reiche zu einem faltigen langen Rocke aus, der mit



a Frau (Altes Reich). b Mann (Altes Reich). c Mann (Neues Reich).

Abb. 1. Ägypter.

einer schon früh üblichen engen und kurzen Jacke zu einem vollständigen Leibrocke mit Halbärmeln zusammenwuchs (a Abb. 3). Wurde der Vorderzipfel durchgezogen und hinten befestigt, so entstand die eine Urform der Hose, deren andere der zwischen den Beinen zusammengenähte Rock ist.

Das Nationalkleid der Frauen war die Kalasiris, ein hemdartiges elastisches Baumwollengewand mit Achselbändern oder kurzen Ärmeln (a Abb. 1, c Abb. 4). Im Alten Reiche bildeten Schurz und Kalasiris so ziemlich die ganze Bekleidung; Sandalen (aus Schilfgeflecht) wurden nur von reichen Leuten getragen. Weit häufiger war bei beiden Geschlechtern ein buntgestickter oder aus Perlen gefertigter Schulterkragen sowie ein Umwurf, der künstlich um Rücken, Schultern und Brust gelegt wurde, so daß er Ärmel bildete (a Abb. 4). Die Kleiderstoffe waren Leinwand und Baumwolle; Seide auch später selten bis zur römischen Kaiserzeit.

Im Alten Reiche wurde das natürliche Haar sorgfältig gepflegt, später Kopf und Gesicht bis auf einen kleinen Kinnbart glattgeschoren und bei den höheren Ständen mit Perücken bedeckt. Seit den Hyksos finden sich nur künstliche, steif regelmäßig geordnete Haartouren und Bärte. War der Kopf kahlgeschoren, so wurde er mit einer



a König. b Königin. c Vornehme Frau (Altes Reich).

Abb. 2. Ägypter.

engen Kappe (b c Abb. 1) in der Form der Haargrenze bedeckt. Die Frauen trugen eigenes Haar in Flechten, später wohl auch eine Perücke obendrein. Eine bei beiden Geschlechtern häufige Kopfbedeckung der Vornehmen war ein Tuch in Gestalt der Sphinxhaube (a Abb. 1, b c Abb. 4), die noch heute im Orient verbreitete Coffia. Hirnkappe und Haube waren einfarbig, gestreift oder auch gemustert.

Die Toilette war bei Männern und Frauen schon in ältester Zeit bis zum Raffinement sorgfältig, und reicher Schmuck gehörte im Neuen Reich zum vollständigen Anzuge (siehe oben), Stirnbänder (bei Königen und Priestern), Arm-, Fuß- und Fingerringe, Halsbänder usw. aus Email und Gold gab es aber auch schon im Alten Reiche.

Außerordentlich hoch stand in bezug auf Durchbildung der Form und symbolische Bedeutung der königliche und priesterliche Ornat; auch die Beamten hatten ihre besondere Tracht, die im allgemeinen derjenigen der Vornehmen glich, aber durch kostbare Kopfbinden, goldene Ketten, bunte Federn, lange Hakenstöcke ausgezeichnet war. So trugen die Richter eine Feder am Haupte, die Oberrichter außerdem eine goldene



a König (Altes Reich). b Königin (Altes Reich). c König in Kriegstracht.

Abb. 3. Ägypter.

Brustplatte, der Oberpriester eine lange Gürtelschärpe und ein Leopardenfell. Die Priester hatten symbolische Verzierungen, Lotosblätter, Federn, Tierköpfe usw. auf ihren Kappen, die Isispriester eine Scheibe mit Kuhhörnern als Symbol des Weltalls und der Mondphasen. Dem König eigen war der Uräus, eine aufgerollte Schlange mit Geierkopf, das Sinnbild des Rechtes über Leben und Tod. Ihn trug er an der Stirn und am herunterhängenden Mittelstück der Leibbinde oder des obersten Schurzes. Des Königs Kopfbedeckung bestand in zwei verschieden geformten Mützen, einer weißen für Ober-, einer roten für Unterägypten; nach der Vereinigung unter einem Zepter 2391 v. Chr. trug er die weiße in die rote hineingesteckt (a Abb. 2, a Abb. 3). Als Zepter führte er einen Krummstab und eine dreisträhnige Geißel, Sinnbilder des Ackerbaues (Pflug) und der Viehzucht, sowie einen mannshohen Stab mit einem Schakalkopf. Zur Amtstracht gehörte außerdem die erwähnte Leibschärpe mit der dreieckigen Schurzplatte, die vor dem Leibe herabhing. Die Königin trug einen Kopfschmuck in Form eines Geiers (b Abb. 2) oder eine Mütze mit Lotosblumen (b Abb. 3).

Die Krieger, die eine eigene Kaste bildeten, führten einen Rock aus Lederstreifen, eine Lederkappe mit Metallbuckeln, Schild, Bogen, Lanze, Säbel, Sichel, Dolch,



a Würdenträger. b Priester. c Priesterin.

Abb. 4. Ägypter.

Beil, Schilddach und Sturmleiter. Linnenpanzer und Schuppenpanzer waren bekannt; der König kämpfte zu Wagen. Die Waffen bestanden aus Holz, Kupfer, Bronze und Eisen.

Gefäße und Geräte von den mannigfachsten Formen und in reichster farbiger Verzierung waren schon im alten Reiche in unabsehbarer Anzahl bekannt. Auf den Reichtum des Materials kann hier nur hingewiesen werden.

Seit 323, unter den Ptolemäern, erlitt die national-ägyptische Kultur, die sich unter persischer Herrschaft noch völlig rein erhalten hatte, mancherlei Modifikationen; griechische Bildung, Baukunst, Sprache, Sitte und Tracht drang ein; an Stelle des alten Memphis und des priesterlichen Theben erhob sich das hellenistische Alexandrien zur Hauptstadt, wo das Herrscherhaus und mit ihm der Hof und die leitenden Kreise ihrer heimischen Art treu blieben und für die damalige griechische Welt den Ton angaben. Die fürstlichen Frauen jener Zeit, gehoben durch die freie und hohe rechtliche und gesellschaftliche Stellung, wie sie im Altertum einzig Ägypten dem weiblichen Geschlechte anwies, muß man sich nicht als Ägypterinnen, sondern als griechische Damen von feinster Bildung und Sitte, auch in griechischer Tracht, denken. Als höchstes Produkt dieser beiden Faktoren nennt die Geschichte einen Namen, dessen bloßer Klang noch unser Ohr bezaubert: Kleopatra.



a Vornehmer. b Königin. c König.

Abb. 5. Äthiopier.

Zweites Kapitel.

Äthiopier und Araber.

a) Die Äthiopier,

ein afrikanischer, den Ägyptern verwandter Volksstamm von brauner Hautfarbe, bewohnten das obere Niltal und standen mit ihren nördlichen Nachbarn von uralters her in stetem feindlichen oder kriegerischen Verkehr: um 700 v. Chr. bemächtigten sich ihre Könige sogar des pharaonischen Thrones, den sie über fünfzig Jahre lang behaupteten.

Ihre Tracht, der ägyptischen ursprünglich ähnlich, bestand in einem Schurz und einem Tierfell oder einer Decke als Mantel, wozu später noch enge, über den Kopf gezogene und durch den Schurz festgehaltene Jacken mit Ärmeln bis an die Ellbogen sowie spitze Binsenkappen mit Federn hinzutraten. Die Frauen trugen schon früh die ägyptische Kalasiris. Von dieser afrikanischen Volkstracht wichen die Vornehmen, besonders seit der Zeit der Herrschaft über Ägypten, bedeutend ab, indem sie eine mehr asiatische, der assyrischen (s. u.) ähnliche Kleidung annahmen, deren Hauptstücke der Wickelrock um die Hüften und eine von der Schulter schräg



Abb. 6. Araber.

zur Hüfte laufende Trobdelschärpe waren. Aus jenem wurde dann ein langes, von den Schultern bis zum Knöchel reichendes Gewand mit vielen Schrägfalten. Der Schurz war fortan nur noch Zeremonienkleid der Könige und Priester. Die Kopfbedeckung war die ägyptische Kappe, bei Frauen Haarsack oder Haube; König und Königin nahmen die Uräusschlange der Pharaonen an. Das Haar wurde abrasiert oder vom Wirbel aus in dicke Strähnen geflochten. Reich ausgestattete betrobdelte Sandalen sowie reicher, aber barbarisch massiver und unförmlicher Schmuck vervollständigten die spätere äthiopische Tracht. Im Kriege führte das Herrscherpaar Keule und Speer, Dolch, Schwert und Bogen, die gemeinen Krieger, den heutigen Nubiern gleich, große Schilde aus Nilpferdhaut, Speere, Dolche, Bogen und Keulen. Der König bediente sich des westasiatischen Panzerrocks mit langen Ärmeln (s. u.).

b) Die Araber,

semitischen Ursprungs, von denen bekannt ist, daß sie die Herrschaft in Ägypten und Babylon Jahrhunderte hindurch behaupten konnten, sind dadurch merkwürdig, daß sie schon in vorgeschichtlicher Zeit auf derselben Kulturstufe standen wie heute, auf der

höchsten also, die sie in ihrer bergigen Wüstenheimat zu erreichen fähig sind. Seit den Tagen der Erzväter hat sich mit den patriarchalischen Sitten dieser Hirtenstämme, die durch die Einführung der Feuerwaffen nicht im geringsten verändert worden sind, auch ihre Tracht ohne Wandlung erhalten, so daß sie durch unmittelbare Anschauung über vieles in den morgenländischen Trachten aufgeklärt hat, was ohne diese nach den bildlichen und schriftlichen Darstellungen unverständlich geblieben wäre.

Von alters bestand die Kleidung der Araber infolge der Pflanzenarmut ihres Wohnsitzes wesentlich aus tierischen Stoffen. In der Urzeit haben sie sich jedenfalls in Tierfelle gekleidet, wie noch heute einige Jägerstämme der Wüste (a Abb. 6), bis Filz und Stoffe aus Kamel- oder Ziegenhaar und Schafwolle deren Stelle einnahmen. Linnene und baumwollene Gewebe erhielten sie durch den Handel, bereiteten letztere auch im Süden der Halbinsel selbst zu. Die Bekleidung der Männer bestand in einem Stücke Zeug, das, um den Körper geschlagen, wurde und ihn von der Achselhöhle bis zu den Knien bedeckte, oder als Schenkelschurz angelegt und rund um die Hüften in einen Wulst gedreht wurde. Dazu kam ein fast halbkreisförmiger Mantel, der unter der einen Schulter mit der Mitte seiner Länge angelegt wurde, und dessen Enden man über die andere Schulter von hinten nach vorn und von vorn nach hinten warf. Diese beiden Stücke sind noch jetzt die vorgeschriebene Tracht der Mekkapilger. Fast ebenso alt ist ein mehr oder minder langes und weites, mit einem Riemen oder einer Schnur, auch mit einem bunten Stück Zeug gegürtetes Hemd, der Kalasiris ähnlich; bedeutend später, obwohl gewiß ebenfalls uralt, der bekannte weite und sehr grobstoffige Beduinenmantel, Abas genannt, der sich als eine Art primitiven Kaftans darstellt. Einfarbig oder auch mit senkrechten Streifen von schwarzer, weißer, brauner oder blauer Farbe gemustert, gleicht er einem mit der Öffnung nach unten gekehrten, oben und an beiden Seiten zum Durchstecken des Kopfes und der Arme mit drei Löchern versehenen und vorn senkrecht aufgeschnittenen Sacke (c Abb. 6). Dazu kommen Sandalen aus Leder oder Holz und ein viereckiges, meist gestreiftes und an beiden parallel mit den Streifen laufenden Säumen mit langen in Quasten endenden Schnüren besetztes Kopftuch (Coffia oder Haube genannt), das entweder dreieckig zusammen- und so auf den Kopf gelegt wird, daß ein Zipfel nach hinten fällt, worauf man diesen durch das Zusammenbinden der beiden anderen befestigt und den obern Teil bauschig herauszieht, oder ungefaltet so über den Kopf gelegt, daß der eine Rand mit den Augenbrauen abschneidet, mit einer mehrmals um den Kopf gewickelten härenen Schnur befestigt wird und so nicht nur das Haupt, sondern auch Gesicht, Hals und Nacken vor den sengenden Sonnenstrahlen und dem Staub der Wüste schützt (c Abb. 6).

Die Kleidung der Weiber ist von der männlichen, wie noch heutigen Tages, jedenfalls wenig verschieden gewesen. Ein langes und weites Hemd, zwei große quadratische Tücher aus Wolle, deren eines, oben umgeschlagen, die Vorderseite, deren anderes, nicht umgeschlagen, die Rückseite des Körpers bedeckte, und die auf den Schultern zusammengesteckt, um die Hüften aber gegürtet waren; ein großer viereckiger Überwurf, der zugleich als Kopfbedeckung diente, sowie ein Schleier bildeten die weibliche Tracht. Allgemein wurden Ringe in Ohren und Nasen sowie um Hand-



a Aamu. Abb. 7. b Phönizischer Fürst.

und Fußgelenk getragen (b Abb. 6). Die Waffen der alten Araber waren Stab, Keule, Speer, Bogen mit Zubehör, Doppelaxt, Schwert und Schleuder; in der nachchristlichen Zeit kommen Dolch, Schild und Lanze hinzu, diese oben und unten vor dem Ende mit Kugeln versehen. Das einzige Reittier war das Kamel, nach heutiger Weise gesattelt. Die Wohnungen waren entweder Zelte aus Kamelhaar- oder Ziegenhaarfilz oder -stoff, schwarz oder braun, oder braun und weiß gestreift, oder Laubhütten. Handmühle und Webstuhl fanden sich in den ältesten Zeiten im Hausrat der Araber, den hölzerne Näpfe und Schüsseln, lederne Schläuche und Eimer sowie Säcke aus Wolle vervollständigten.

Drittes Kapitel.

Phönizier und Hebräer.

[Seit 2000.]

Die älteste Kultur Westasiens war wesentlich eine semitische, ihre Hauptvertreter die Phönizier zwischen Libanon und Mittelmeer, die sternkundigen Chaldäer (hamitischer Abkunft) in Mesopotamien, die Hebräer in Kanaan sowie eine Reihe von Hirtenvölkern verschiedener Benennung, unter denen die **Aamu** (Ammoniter) die hervorragendsten.



a Retennu. b Chaldäer (Cheta).

Abb. 8.

Diese trugen einen Schurz und eine bunte, teppichartige Decke als Mantel, dazu Sandalen; die **Phönizier** oder Punier ein rockförmiges Unterkleid vom Gürtel bis zum Knöchel, einen Schurz als Oberkleid und einen großen Kragen sowie eine Kappe; ihre Kleidung war bunt und ihr Schmuck reich; im Kriege trugen sie Panzerröcke aus Leinwand und Leder, Helm und Schild aus letzterm Stoffe, als Angriffswaffen führten sie Spieß, Schwert, Säbel und Bogen. Gefäße, Waffen und Schmucksachen aus Bronze und Gold fertigten sie kunstvoll und verhandelten sie über den ganzen Erdkreis; Griechen und Etrusker lernten von den Phöniziern die Metallbearbeitung. Auch das Eisen war ihnen bekannt. Glas hatten die Ägypter schon vor den Phöniziern geblasen. Die **Chaldäer** oder Cheta (Hethiter) trugen ein langes Gewand, oft gestreift, mit kurzen und engen Ärmeln, und einen Schulterkragen nebst Kappe; auch kürzere, tunikaähnliche Gewänder kamen vor, dazu ein Mantel, der unter der rechten Schulter umgelegt und auf der linken zusammengesteckt wurde. Die **Retennu**, mit Wickelrock, Kappe und Schuhen bekleidet, waren vermutlich die alten Bewohner Assyriens oder doch mit diesen verwandt. Die **Hebräer** werden vor ihrer ägyptischen Zeit den Aamu (s. o.) ähnlich gekleidet gewesen sein; aus Ägypten brachten sie Kappe, Schurz sowie die Kalasiris mit, die in dem rauhen Klima



a b Frühe Zeit. Abb. 9. Hebräer. c Zeit der Könige.

Kanaans von den Männern angenommen wurde, wie denn auch der alte Teppichmantel der Vorfahren wieder aufkam (der „bunte Rock“ Josephs). Auf Reisen trug man Umwürfe, die dem griechischen Himation (s. u.) ähnlich waren. Seit David und Salomo gestaltete sich die Tracht reicher, eine Überfülle von Schmuck kam in Aufnahme sowie zwei später typische Kleidungsstücke: der vorn offene, kurzärmelige Kaftan (c Abb. 9) und das Ephod, aus zwei über den Achseln zusammengenähten Decken bestehend, von denen die eine die Brust, die andere den Rücken nach Art eines Heroldsrockes bedeckte (b Abb. 9). Das Haupt schützte eine Zipfelkappe oder ein Kopfbund, die Füße waren mit Sandalen oder Schuhen bekleidet. Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft trugen die Hebräer auch wohl persische Gewänder, wie sie später von den Griechen die Chlamys, von den Römern die Pänula annahmen. Der König trug einen von der üblichen Tracht nicht wesentlich abweichenden reichen Ornat, zu dem ein Stirnreif nebst langem Zepter gehörte; die Priester ein bis zu den Füßen reichendes weißes Gewand mit Schlitzen auf Brust und Rücken und einer Zugschnur, dazu eine bunte Gürtelschärpe und eine hohe weiße Beutelmütze mit Zugschnur. Alle diese Stücke trug der Hohepriester auch, außerdem aber ein blaues Obergewand ohne Ärmel, bis unters Knie reichend, darüber ein blau- und rotgestreiftes Ephod und das Brustschild mit den zwölf Edelsteinen, wohl eine ägyptische Reminiszenz.



a Hoherpriester. b König. c Vornehme Frau.

Abb. 10. Hebräer.

Nur am Versöhnungstage ging auch er ganz weiß, sogar bis auf die Gürtelschärpe. Die Kriegstracht mag der ägyptischen, später der assyrischen ähnlich gewesen sein; die Angriffswaffen waren Schwert, Speer, Bogen und Schleuder. Seit David kämpften die Hebräer auch zu Wagen. Später nahmen sie griechische und römische Kriegstracht und Bewaffnungsweise an.

An ihrer Tracht läßt sich ihre Geschichte, die sie mit allen Völkern der Alten Welt zusammenführte, bis ins einzelne verfolgen, obwohl sie ihre Eigentümlichkeiten mit echt semitischer Zähigkeit festhielten. Der Wechsel der Wohnsitze hätte eine wesentliche Änderung der Tracht bei ihnen nicht bedingt.

Viertes Kapitel.

Assyrer und Babylonier.

[Babel 2600 (?), Ninive 1250 bis 606, Babylon 625 bis 538 v. Chr.]

Die phönizisch-syrische Epoche Westasiens wurde abgelöst durch die babylonisch-assyrische.

In vorgeschichtlicher Zeit war Babylon, von den hamitischen Chaldäern (s. o.) gegründet, 2458 bis 2234 von medischen, 1518 bis 1273 von arabischen Eroberern



a Würdenträger. b König im Staatskleid. c König in Priestertracht.

Abb. 11. Assyrer.

beherrscht, der Mittelpunkt eines großen vorderasiatischen Reiches gewesen, auf dessen Zerstörung die Sage vom Turmbau zu Babel hindeutet. Die Tracht dieser Zeit mag eine urtümliche, der im Anfang des dritten Kapitels geschilderten ähnliche gewesen sein. Berühmt waren außer den Bauten die kunstreichen bunten Gewebe und Teppiche, die Salben, die Gefäße der alten Babylonier.

Das Nationalkleid der Assyrer von Ninive war ein hemdförmiger Leibrock mit kurzen Ärmeln, der beim Volke bis zum Knie, bei den Vornehmen bis zu den Füßen reichte. Er wurde mit einer Binde gegürtet und war bei den Vornehmen bunt und mit Fransen und Troddeln besetzt, deren reichliche Verwendung verbunden mit der durch ihre Schwere bedingten Faltenlosigkeit der Gewänder das Hauptmerkmal des assyrischen Kostüms ausmacht. Die Füße waren mit Sandalen bekleidet, das Haupt nur von dem sorgfältig gepflegten und gekräuselten Haar bedeckt und mit einer Binde geschmückt. Gleich dem Haupthaar war auch der Bart künstlich in horizontale Löckchen- und Flechtenreihen frisiert und rechteckig zugeschnitten.

Hohe Beamte trugen eine oder mehrere befranste Schärpen schräg über Brust und Rücken und um die Hüften; der König außer dem langen Rock einen Mantel



a König in Kriegstracht. Abb. 12. Assyrer. b c Krieger.

von violettem Purpur mit eingewebten Tierfiguren oder gestickten goldenen Sternen, der unter oder über dem rechten Arm angelegt und auf der linken Schulter gehaftet wurde. Eine weiße **Mitra** (spitze Mütze) in der eigentümlichen Form eines eingedrückten Filzkegels mit allerhand Verzierung von Gold- oder Purpur sowie ein mannshohes **Zepter** vervollständigten den Ornat des Königs, wie denn in der spätern Zeit Mantel und Stab bei allen vornehmen Babyloniern zur vollständigen Tracht gehörten. Als **Oberpriester** trug der König dieselben Stücke von anderer Form sowie einen **Rock**, der durch Aufwickeln eines langgestreckten Dreiecks oder Rechtecks (mit Besatz oder Stickerei und Trobbelbehang an zwei Rändern) um die Hüften entstand (c Abb. 11). Dieser höchst charakteristische **Wickelrock** ist schon früher bei den Retennu (a b Abb. 8) auffallend.

Die Tracht der **Frauen** war jedenfalls der männlichen sehr ähnlich und gleich dieser außerordentlich reich an **Schmuck**. Die Toilette beider Geschlechter war eine höchst sorgfältige; raffinierte Haut- und Haarpflege, sowie die Anwendung von Diademen, Ohrgehängen, Armspangen und Ringen gaben den Männern im Widerspruch zu ihrem gewaltig muskulösen Körperbau ein weibisches Aussehen. Wie in dem assyrischen Charakter sich Grausamkeit und wilde Energie mit weibischer Weichlichkeit seltsam paaren, so erscheint auch die Tracht einfach und raffiniert, monumental und kokett zugleich. Der **Typus** der Gesichter ist auf den Reliefs hervorragend semitisch.



a Perser. b Persischer Krieger. c Vornehmer Meder in der Kandys.

Abb. 13.

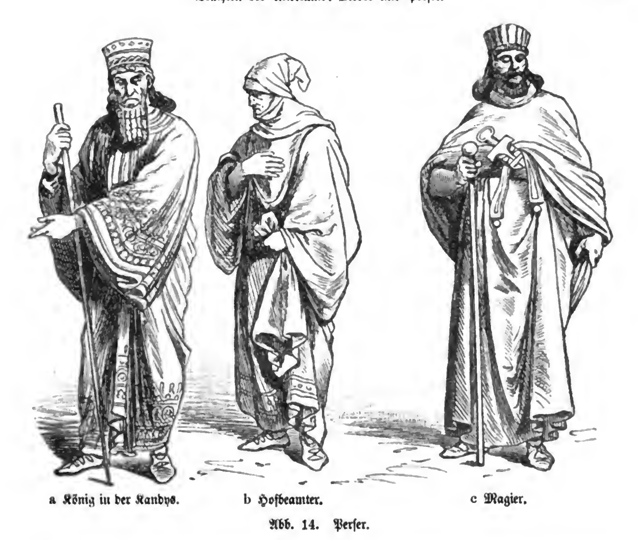
Die assyrische **Kriegstracht** bestand aus **Hosen**, ledernen **Halbstiefeln**, einer **Panzerjacke** aus Leder mit Metallschuppen oder einem ebensolchen **Rock** bis auf die Knöchel. Bronzene und eiserne **Helme** in Kegelform, gekreuzte **Wehrgehänge** mit metallenen Buckeln und **Hand**- oder **Setzschilde** aus Leder oder Rutengeflecht, mit Metall beschlagen, vervollständigten die Schutzrüstung dieses streitbaren Volkes, das Bogen, Spieß, Schwert und Dolch zu Fuß, zu Roß und zu Wagen gleich trefflich zu führen wußte und **Belagerungsmaschinen** (Katapulte, Ballisten) erfand, die durch das ganze Altertum, ja bis weit ins Mittelalter hinein in Gebrauch waren. Die vielfachen Geräte lernten sie dagegen zum Teil von den unterworfenen Völkern anfertigen.

Fünftes Kapitel.

Meder und Perser.

[Meder seit 709, Perser 559 bis 330 v. Chr.]

Die Erbschaft der Assyrer trat ein Volk an, das im dritten Jahrtausend bereits in Babylon geherrscht hatte, gegen 1230 aber in Assyrien aufgegangen war, nämlich die **Meder**, von denen sie nach kaum fünfzig Jahren an die **Perser** überging. **Mit dem Sturz Ninives (606) fällt also Kultur und Herrschaft vom semitischen an den arischen Stamm.**



a König in der Kandys. b Hofbeamter. c Magier.

Abb. 14. Perser.

Beide Völker, aus kriegerischen Hirten bestehend, drangen nacheinander vom persischen Hochland in die Ebene und eroberten die reicheren nördlichen Landschaften, überkamen aber von den gestürzten Großmächten nicht nur die Herrschaft über Vorderasien, sondern mit der Kultur auch Luxus und Üppigkeit, so daß sie schnell entarteten und zugrunde gingen.

Die Tracht der Meder war ein langer weitärmeliger geschlossener Rock aus weichem Stoffe, Kandys geheißen. Dieser war gegürtet und an den Seiten in die Höhe gerafft (c Abb. 13, a c Abb. 14). Hier zum erstenmal in der Trachtengeschichte tritt die weiche, fließende Falte auf, die später im griechischen (und römischen) Kostüm zur Freiheit und damit zu so hoher ästhetischer Bedeutung gelangen sollte. Im Gegensatz dazu trugen die Perser gleich den heutigen Bewohnern jenes gesegneten, aber trockenen Hochlandsklimas enganliegende Lederkleidung, bestehend aus geschlossenem kurzen Rock mit Gürtel, Hosen, entstanden aus dem urtümlichen Schurz durch Festnähen des dritten, zwischen den Schenkeln hindurchgezogenen Zipfels, Schuhen und Kappe (a Abb. 13). Als die Perser das medische Reich eroberten, nahmen sie die Tracht der Besiegten als Hoftracht an, weil sie repräsentativer war als das enge persische Lederkleid, das nur den unteren Ständen verblieb. Auch die vielen unterworfenen Stämme behielten jedenfalls ihre Trachten bei, oder legten sie doch erst



a König im Kriegskleide. b Leibwache. c Heerführer.

Abb. 15. Perser.

allmählich ab, so daß man sich die Trachten in dem weitausgedehnten Perserreich sehr vielgestaltig denken muß. Das nachstehend geschilderte Kostüm ist die vornehme persisch-medische Tracht aus der Zeit der persischen Herrschaft.

Die Zeremonientracht des (fußfällig verehrten) Herrschers und seiner Hofbeamten war die Kandys, und zwar trug sie der König dunkelviolett, auf der Vorderseite mit einem vom Halse bis zu den Füßen reichenden weißen Streifen versehen; wahrscheinlich gehörte kein Mantel dazu. Die dem Herrscherpaar eigene Kopfbedeckung war eine weiße Filztiara von der Form eines, im Gegensatz zur assyrischen Mitra, oben breiteren Kegels, rundum mit Gold ornamentiert. Dazu gehörte ein schulterhohes Zepter. Den Bart trug allein der König in voller Länge, und zwar nach assyrischer Weise geordnet; die übrigen zwar gleich ihm langes Haar, das auch wohl gefärbt oder künstlich ersetzt wurde, aber einen rundgeschnittenen Bart, beides zierlich gelockt und gesalbt. Die hohen Beamten trugen bei Hofe ein Kopftuch, das Hals und Kinn mit verhüllte; ihre Kopfbedeckung war ein aus Tüchern gebundener Kegel oder nur eine Binde. Wer mit dem König sprach, mußte die Hand vor den Mund halten. Der Schmuck bestand in goldenen Halsketten und Armspangen. Die

Magier (Priester) waren weiß, bei Festlichkeiten rot gekleidet. Hosen und Schnürschuhe waren allgemein. Das Volk trug eine Art phrygischer Mütze, die auch oft aus Leder bestand, und den kurzen persischen Rock, den auch die Vornehmen unter der Kandys, nur im Kriege aus guten Gründen ohne diese, aber an deren Stelle mit einem Mantel darüber trugen. Beim König war dieser blau, der Rock violett, die Hosen rot, mit goldenen Zieraten (Buckeln und Habichten) gemustert. Dazu kam ein Kopftuch und als Waffen Bogen und Säbel. Der König kämpfte auf einem Sichelwagen. Die Schutzwaffen bestanden in Schild, Panzerröcken und -hosen aus Leinwandbinden oder Schuppen; den Kopf deckte die erwähnte Lederkappe oder eine Art Turban. Außer Säbel und Bogen waren als Angriffswaffen Schwert, Streitkolben, Doppelhammer, Dolch und Schleuder in Gebrauch. Im persischen Reiche wurde zuerst die Einrichtung eines stehenden Heeres eingeführt, was in unseren militärischen Zeiten wohl der Erwähnung wert ist.

Wie die persischen Frauen mögen gekleidet gewesen sein, ist so wenig wie von den assyrischen genau bekannt, da die Denkmale keinen Aufschluß darüber geben; doch wird ihre Tracht gleich der männlichen lang und faltig und zweifelsohne ebenso prächtig und reich gewesen sein. Bunte und feine indische Stoffe sowie reiche heimische Gewebe auch von Seide und Gold waren bei vornehmen Damen gewiß noch gewöhnlicher als bei den Großen.

Sechstes Kapitel.

Kleinasiaten.

[Karer, Troer (1200), Phryger, Lyder (718 bis 550).]

Das Bindeglied zwischen der morgenländischen Kultur und jener der Hellenen bilden die teils diesen stammverwandten arischen (Phryger, Lykier, Troer), teils semitischen (Lyder, Kiliker, Solymer, Karer, Kappadokier, Myser) Bewohner des westlichen Kleinasiens, die späterhin unter persischer Herrschaft vereint waren. In vorgeschichtlicher Zeit sind die Griechen, die damals noch Kleinasien bewohnten, ihnen in der Tracht völlig gleich gewesen, bis in der neuen Heimat Hellas aus orientalischer Buntheit und Steifheit die herrliche Formenwelt der griechischen Tracht sich entwickelte, der schönsten, welche die Welt je gesehen. Die in Kleinasien zurückgebliebenen Stammesgenossen aber, von ihren semitischen Nachbarn und arischen Hintersassen, Assyrern und Persern, beeinflußt und durch die Trockenheit ihres Klimas zu einer mehr verhüllenden Kleidung veranlaßt, prägten auch in dieser den Gegensatz zu den Hellenen aus, der sich im Laufe der Jahrhunderte so zuspitzte (Trojanischer Krieg), daß ohne die natürliche Verkehrsverbindung durch den Archipel und ohne die gemeinsame Sprache sich ein neues Volkstum gebildet hätte.

Die griechischen Kolonisten, die sich nachmals in Asien niederließen, nahmen die dortige Tracht an. Buntheit und eine bis zu weichlicher Putzsucht gehende Pracht zeichneten sie aus; die Stoffe waren mit farbigen Punkten, Kreisen, Sternen, Quadraten, Zacken regelmäßig gemustert und an den Säumen mit Ornamentbändern geschmückt, mit Gold- und Buntstickerei ausgeziert, ja oft mit Scheiben und Sternen aus Goldblech übersäet. Weiß, Gelb, dunkler Purpur (d. h. Violett) und Scharlach waren die



Abb. 16. Kleinasiaten.

beliebtesten Farben. Den Rumpf verhüllte ein weites faltiges Gewand (Chiton), meist aus Leinwand, in Gestalt eines langen, am Boden schleppenden Hemdes mit engen Ärmeln; dazu gehörte ein himationähnlicher Umwurf oder ein Tierfell. In der nachhomerischen Zeit wurde, wahrscheinlich unter persischem Einflusse, der Rock verkürzt, so daß er dem persischen ähnlich war, und das Bein mit engen Hosen, der Fuß, anstatt der Sandalen, mit Schnürschuhen oder -stiefeln bekleidet. Die Kopfbedeckung, das charakteristischste Stück dieser Tracht, ist unter dem Namen der phrygischen Mütze weltbekannt: eine kegelförmige hohe Mütze mit nach vorn geneigter ausgestopfter Kuppe, im Nacken mit einer breiten, an den Ohren mit zwei schmaleren Laschen versehen. Gleich den Frauen trugen auch die Männer Ohrgehänge, Hals- und Armbänder. Die weibliche Tracht bestand aus dem langen Rock, der oft nicht gegürtet war, und dem Umwurf; außer der phrygischen Mütze kommen auch Kopfbinden (Diademe) und Kappen vor. Schnürschuhe wurden selbst außer dem Hause wenig getragen.

Die Kriegstracht, der griechischen ähnlich, bestand aus Brust- und Rückenpanzer von Erz oder schuppenbelegtem Leder, Beinschienen von Erz oder Zinn, einem runden oder ovalen Schild, noch öfter einem kleinen mondsichelförmigen Handschild (Pelta) sowie einem kappenartigen oder der phrygischen Mütze ähnlichen Erz-



Abb. 17. Kleinasiaten.

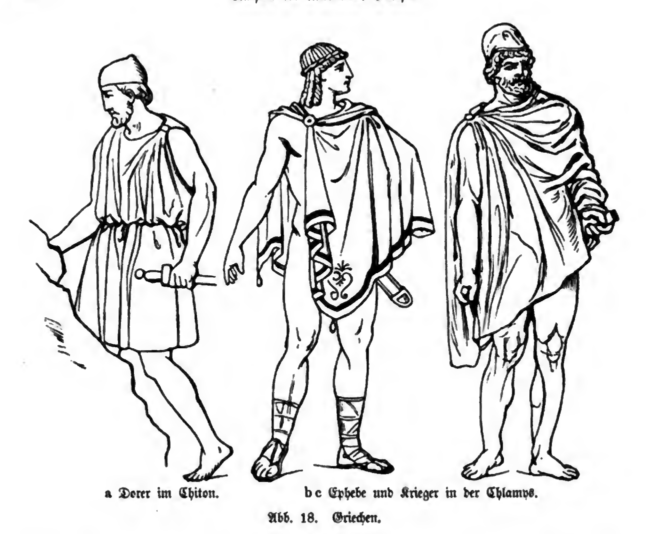
helm. Diese Rüstung, nur von vornehmen Kriegern getragen, wurde durch eine Manteldecke oder ein Tierfell vervollständigt, wie sich auch bei Hirten ein Lammfell, bei den Mänaden ein Pantherfell findet. Der Pelz dagegen, das mit behaartem Fell gefütterte Kleid, ist dem Altertum ganz unbekannt. Die Angriffswaffen waren ein kurzes zweischneidiges Schwert, Lanze, Bogen, Schleuder, Keule, Axt und Doppelaxt.

Die Amazonen werden von den Griechen stets in kleinasiatischer Hosentracht dargestellt; da sie einmal typisch geworden ist und sich sehr malerisch darstellt, so tut man am besten, dieser Tradition zu folgen, obwohl die Amazonen wahrscheinlich die kriegerischen Weiber eines sarmatischen Stammes gewesen sind und eigentlich demgemäß zu kostümieren wären (S. 65).

Siebentes Kapitel.

Griechen.

Nichts, vielleicht selbst die Herrlichkeit der griechischen Kunst nicht, bringt es deutlicher zur Anschauung, wie Hellas das klassische Land des einfach und anmutvoll Schönen, der göttergeliebte Sitz der freien Entfaltung reiner Menschlichkeit gewesen, als die Tracht. Die vielgestaltige Schönheit des fruchtbaren und gesegneten Landes mit



a Dorer im Chiton. b c Ephebe und Krieger in der Chlamys.

Abb. 18. Griechen.

seinen vielen Buchten, mit seiner reichen Vegetation, das die Vorzüge von Gebirge und Tiefland, von Binnenland und Küste in seinem kleinen Raum vereinigt, das Meer, das mit hundert Inseln eine Brücke nach Kleinasien schlägt, bildeten aus der vielseitigen Lebendigkeit jenes wunderbar begabten Volkes das feinste Schönheitsgefühl heraus, während das milde, feuchtwarme Klima, keine dichte Bedeckung der Haut verlangend, zu freier Umhüllung des Körpers verlockte. Dessen schöne Ausbildung bei den olympischen Spielen, die ebenfalls eine leicht abzulegende Kleidung bedingten, ließ eine dichte auch ästhetisch nicht als notwendig erscheinen; daher bringt keine andere Tracht die Schönheit der menschlichen Gestalt so rein zur Erscheinung, und zwar durch das plastische Ausdrucksmittel der frei und natürlich fallenden Falte. Um jedoch zu diesem Charakter einfacher Schönheit zu gelangen, mußte sich die griechische Tracht erst der Enge, der Gebundenheit, der kleinlich steifen künstlichen Fältelung, der orientalischen Buntheit und Weichlichkeit des kleinasiatischen Kostüms entäußern, die bis zum nationalen Aufschwung der Perserkriege herrschend gewesen war. Mit der Befreiung davon entwickelte sich nun in plötzlicher Wendung die eigentliche griechische Tracht, die von da an bis zur römischen Zeit kaum irgendwelche Veränderung erfahren hat. Sie bestand, und das ist ihr wesentliches Merkmal, nicht aus zugeschnittenen Kleidern, sondern aus



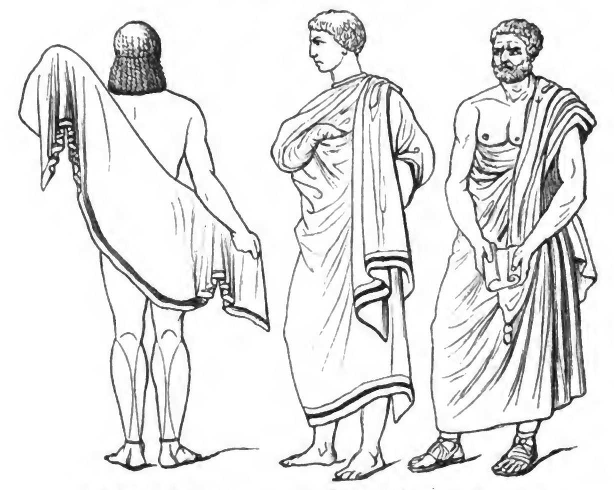
a Diana im dorischen Chiton. b c Chiton mit Diploidion.

Abb. 19. Griechen.

fertiggewebten Zeugstücken von der Form regelmäßiger, meist länglicher Vierecke, die trotz ihrer Einfachheit die reichste Mannigfaltigkeit der Anlage zuließen.

Im wesentlichen bestand in der klassischen Zeit die Kleidung beider Geschlechter, wenn man vom vorhomerischen Hüftschurz und Mantel absieht, aus zwei Stücken, Chitōn und Himátion, die man annähernd als Rock und Mantel bezeichnen könnte.

Der **Chiton**, das gegürtete Unterkleid (im Gegensatz zum Mantel, nach unseren Begriffen Hemd und Rock in sich vereinigend), war eigentlich nichts als ein rechteckiges Stück Zeug, das in der Mitte seiner Länge von der rechten Seite her unter der Achsel um den Körper geschlagen und auf der linken Schulter mit einer Spange oder Haftel befestigt wurde. Dies war die einfachste, von Sklaven, Bauern und Handwerkern sowie bei den gymnastischen Übungen getragene Form des Chiton (Exomis); eine zweite entstand, indem man über der freien rechten Schulter die emporgezogenen Säume gleichfalls zusammensteckte, oder dem Chiton auf der geschlossenen Seite ein Armloch gab (a Abb. 18). Nahm man den Stoff breit genug, so konnte man die überschüssige Länge über den Gürtel hinaufziehen, so daß sie als Faltenbausch (Kolpos) über ihn herabfiel (a Abb. 19, a Abb. 22). So entstand der Doppelchiton, in seiner malerischen Schönheit von den Frauen noch reicher gestaltet durch einen Überschlag



a Anlage des Himation. b c Männer im Himation (c Demosthenes).

Abb. 20. Griechen.

(Diploïdion), der gebildet wurde, indem man den obern Saum eines sehr langen (d. h. eigentlich breiten) Chiton vor dem Anlegen nach außen umlegte, so daß er bis zu den Hüften herabfiel (b c Abb. 19, b Abb. 22, b Abb. 23). Mit der Zeit wurde dieser Überschlag (beim Theater meist fälschlich als „Peplum" bezeichnet) auch getrennt beschafft und sogar, in Vergessenheit seines Ursprungs, in anderer Farbe getragen als das Gewand selbst. Die offene linke Seite des Chiton nähte man auch wohl unten bis zu den Hüften zusammen, so daß auch auf dieser Seite ein Armloch entstand, ja man bildete förmliche Ärmel, indem man den Saum des Chiton oder schöner des Überschlags von Brust und Rücken her über den Arm zog und hier mit mehreren durch Abbinden eines Wollebäuschchens mit einem Faden gebildeten Knöpfen schloß. Oft wurde der Chiton zweimal gegürtet: knapp über den Hüften und dicht unter der Brust oder statt dessen in Form einer liegenden, vom Rücken her die beiden Schultern umschließenden Acht. Ein wirklich genähter Leibrock mit Ärmeln, der hier und da statt des Chiton getragen wurde, war nicht national, sondern kleinasiatischen Ursprungs.

Das **Himation**, nur außer dem Hause getragen, war ein aus gröberer oder feinerer Wolle gewebtes gleichfalls rechteckiges Stück Zeug mit abgerundeten Ecken



a Athener (5. Jahrh.) in Chiton und Himation: Sophokles. b König (frühe Zeit). c Bräutigam mit Chläna.

Abb. 21. Griechen.

oder auch halbkreisförmig geschnitten. Seine Größe variierte beträchtlich; doch entsprach bei den Joniern seine Breite der Höhe des Trägers; die Länge mag etwa gegen das doppelte betragen haben. Das Himation wurde so angelegt, daß der eine Zipfel über die linke Schulter nach vorn herabfiel; der längere Teil wurde dann über den Rücken, unter oder über den rechten Arm nach vorn genommen und der Rest wiederum über die linke Schulter nach rückwärts geworfen. Die feine Sitte erforderte in der klassischen Zeit, den rechten Arm noch in den Mantel zu schieben (b Abb. 20, a Abb. 21). Damit die Falten in ihrer Lage blieben, waren in die vier Zipfel des Mantels Gewichte eingenäht. Ohne Himation auf der Straße zu erscheinen, war für beide Geschlechter gleich unanständig.

Beide Kleidungsstücke wurden von den Joniern lang und faltig, von den Dorern kürzer (bis zum Knie) und enger getragen; zur Zeit des Peloponnesischen Krieges war jedoch die dorische Form für die Männer, die ionische für die Frauen herrschend geworden. Der den Faltenwurf bestimmende Stoff war in erster Linie die Wolle, aus der das Obergewand immer, meistens auch der Chiton bestand. Außer ihr kommt für diesen nur noch die Leinwand in Betracht, nämlich in der früheren Zeit bei den Joniern. Später kam Baumwolle und seit der makedonischen Zeit hier und da Seide auf, ohne die Gestaltung der Tracht zu beeinflussen. Der Chiton war am obern und untern Saum, das Himation rundum mit eingewebten oder aufgenähten bunten Kanten



a Dame mit Doppelchiton, b mit Diploidion, c mit Himation.

Abb. 22. Griechen.

verziert; da besonders das Himation nicht nur weiß oder naturbraun, sondern auch farbig getragen wurde, so war der malerische Eindruck dieser Tracht ein sehr lebhafter. Die beliebtesten Farben waren außer dem Purpur (vom Schwarzviolett bis zum stumpfen Hellblau, sogar gelber kam vor) Safran- und Krokusgelb, Scharlach- und Hellrot, Veilchenblau.

Der wollene Stoff wurde je nach seiner Schwere in tiefe und große oder in lange und fließende Falten gelegt, ja die berühmten durchscheinenden Florgewänder von den Inseln Kos und Amorgos wurden eng um den Körper gelegt, so daß Form und Hautfarbe hervortrat. Die Bildhauer legten oft das Gewand naß an ihre Modelle, wodurch das Stoffliche fast aufgehoben erscheint.

Es ist klar, daß der „gute Sitz" einer solchen Tracht lediglich das Verdienst des Trägers war, der sie anlegte, und dadurch erst ihre Form schuf. Das Anlegen der Gewandung wurde ein Gegenstand der Erziehung und ein edler Faltenwurf das Kennzeichen feiner und freier Bildung.

Der darstellende Künstler sollte sich diese angesichts der vielen Gewandstatuen und anderer Vorbilder mit gutem Willen leicht zu erlangende Fertigkeit vor allen Dingen zu eigen machen, bevor er im griechischen Gewande die Bühne betritt. Sehr wichtig und großer Mannigfaltigkeit fähig ist bei Männern wie Frauen die Art der Gürtung des Chiton. Daß die Männer statt des echten Chiton eine genähte Tunika zu

tragen pflegen, ist aus Gründen der Bequemlichkeit und der vielseitigeren praktischen Verwendbarkeit dieses Garderobestücks nur zu billigen, während den Frauen dringend empfohlen wird, den Chiton erst bei der Anlage selber zu drapieren. Das Himation aber muß auch von den Männern künstlerisch angelegt und behandelt werden, weshalb es nur an einem Punkte auf der linken Schulter festgesteckt werden darf. Das andere Ende muß frei über diese nach hinten fallen, so daß es mit der Rechten erfaßt werden und den Gesten des Darstellers folgen kann. Wird der Mantel in Falten geheftet und von hinten her über beide Schultern gelegt, so sieht der Künstler bucklig aus, auch ist diese „Mantille mit einer Grecquekante" nicht das Himation, sondern die ältere Chläna, wird aber auf dem Theater wohl schwer auszurotten sein, denn „das haben wir doch immer so gemacht". Am malerischsten sieht es aus, wenn die rechte Schulter nicht eingehüllt, der Mantel also unter dem rechten Arm hindurchgezogen wird. Ein allgemeiner Fehler ist die übermäßige Anwendung von Besätzen. Ferner tragen auf den meisten Bühnen die Liebhaber den Chiton zu kurz, so daß er nur eben noch die Hüften bedeckt; dadurch gleichen sie Bäckergesellen mit bloßen Beinen. Auch muß es von beiden Geschlechtern vermieden werden, ohne Oberkleid, wie so häufig geschieht, öffentlich zu erscheinen. Eher war es gestattet, ohne Chiton, bloß mit dem Mantel bekleidet, sich zu zeigen, was sich ja auf der Bühne von selbst verbietet, als im bloßen Chiton. Dies war ganz gegen den Anstand.

Außer dem Himation war noch bei Männern die Chlamys (b c Abb. 18), ein bis zu den Knien reichendes rechteckiges Stück Tuch, von der rechten Schulter um den Körper herumgelegt und dort mit einer Spange befestigt, als Kriegs-, Reit- und Reisemantel in Gebrauch, wie sich auch die Frauen jackenartiger Überkleider sowie eines kleineren Umwurfes bedienten. Die Chläna, schon bei Homer bekannt und offenbar vielfach als Schlafkleid oder -decke benutzt, scheint aus grober zottiger Wolle gewebt und der Chlamys ähnlich gewesen zu sein; sie wurde von hinten um die Schultern gelegt (c Abb. 21). Chläna und Chlamys zeigen die Urform des dorischen Chiton. Peplos scheint das dorische Wollkleid zu bezeichnen im Gegensatz zu dem aus gekrepptem Byssos bestehenden leinenen Chiton der Jonier; doch sind alle diese Bezeichnungen ungewiß und haben jedenfalls auch im Lauf der Jahrhunderte öfter gewechselt. Wenn man sich an die bildlichen Quellen hält, geht man sicher: besonders die Bildwerke aus Marmor und Terrakotta lassen kaum je Zweifel aufkommen, aus was für Material die Kleidung bestehe. Der Gürtel wurde von den Frauen sowohl unter als über dem Überschlag und, wenn nur an einer Stelle, dann hoch unter der Brust angelegt; er war anfangs bloß eine einfache Schnur, später bestand er aus kostbarer Borde oder Edelmetall. Einer Kopfbedeckung bedurfte der Grieche nur ausnahmsweise: Ackersleute, Hirten, Reisende, Reiter und Theaterbesucher trugen Filzhüte zum Schutz gegen die Sonne, und zwar entweder die breitkrempige Kausia oder den mit schmaler bogenförmig ausgeschnittener Krempe versehenen Petasos, beide mit niedrigem Kopf und oft durch ein Band befestigt, an dem man sie über den Rücken hängen konnte. Beim Grüßen wurde der Hut abgenommen. Schiffer und manche Gewerbetreibende trugen den Pilos, eine halbkugelige oder kegelförmige Kappe von Leinen oder Leder, die auch unter dem Helm aufgesetzt wurde. Die Frauen schützten bisweilen das mit einem Schleier verhüllte Haupt noch durch einen Hut in Gestalt eines runden mit einer Spitze versehenen Deckels (c Abb. 23).

Das Haar wurde von den Männern zierlich geschnitten und gelockt, aber niemals ganz kurz getragen, um sich von den Sklaven zu unterscheiden. Die Athener trugen noch zur Zeit der Perserkriege weibisch langes Lockenhaar, von da an Haar und Vollbart in mäßiger Länge, die Spartaner rasierten den Schnurrbart aus, trugen aber



a b Damen daheim. c Tanagräerin im Freien.

Abb. 23. Griechen.

das Haar ursprünglich lang und flatternd, erst seit dem Peloponnesischen Kriege schoren sie es kurz. Nur alte Leute und Sophisten pflegten lange Bärte zu tragen (e Abb. 20, a Abb. 21); der bloße Schnurrbart war als Barbarentracht Griechen und Römern fremd. Bartlosigkeit und kurzes Haar ward erst unter römischer Herrschaft allgemein, und zwar später als in Rom, war aber schon zur makedonischen Zeit häufiger vorgekommen. Die **Frauen** ordneten das Haar in Flechten und Locken, schmückten es mit mancherlei Gegenständen und salbten es; die Spartanerinnen wanden es am Hinterhaupt in einen glatten Knoten zusammen. Zum Festhalten der Haare waren bei beiden Geschlechtern **Stirnbänder** und **Kopfbinden** (Diademe) üblich.

Das **Schuhwerk**, nur außer dem Hause getragen, kam in allen Formen, von der einfachen **Sohle** bis zur zierlich geflochtenen **Sandale**, bis zum eleganten **Schuh** und **Schnürstiefel** vor.

Den **Schmuck** liebten die Griechen von alters her; in Athen trugen selbst die Männer zur Zeit der Perserkriege goldene Nadeln (Zikaden) im Haar. In der Heroenzeit mit ihrer primitiven Kultur hatten die Phönizier den Bedarf an solchen Dingen geliefert; erst nach der dorischen Wanderung lernten die Griechen selber die künstlerische



Damen daheim.

Abb. 24. Griechen.

Bearbeitung der Metalle und wurden darin durch Zweckmäßigkeit und Schönheit der Form vorbildlich für alle Zukunft. Ohrgehänge, Halsketten, seltener Arm- und Fußbänder, Fingerringe, Spangen oder Hafteln gehörten mäßig verwendet zum vollständigen Anzug griechischer Damen, deren Toilettengeräte, Spiegel, Kämme von Metall, Nadeln, Fläschchen, Büchschen usw. ebenso reichhaltig wie schön waren. Blattfächer und Sonnenschirm war den Frauen, Stab und Fingerring den Männern für die öffentliche Erscheinung geboten.

Die Amtstracht beschränkte sich auf wenige Attribute: der König trug als Zeichen seiner Würde einen Stab, das Zepter, außerdem allenfalls noch Diadem und Purpurmantel (b Abb. 21), der Archon zu Athen Stab und Myrtenkranz, die Priester einen Kranz oder eine Stirnbinde und zuweilen ebenfalls einen Stab, dazu Kleider von bestimmter, oft weißer Farbe. Bei Opfern und Gelagen bekränzte man sich (und die Geräte); bei Hochzeiten trug sich der Bräutigam gern bunt nach kleinasiatischer Weise (c Abb. 21), die Braut hüllte sich in einen langen Schleier. In Trauerfällen schor man sich das Haar ab und legte schwarze oder graue Kleidung an.

Die Kriegstracht war schon früh völlig ausgebildet, wie wir aus Homer sehen: die bei ihm so oft erwähnten Streitwagen waren zur Zeit der Perserkriege jedoch



a Bacchuspriester. b c Krieger.

Abb. 25. Griechen.

bereits abgekommen; nun war die Reiterei (meist thessalische) an die Stelle getreten. Von den Schutzwaffen war das wichtigste Stück der Schild. Aus Leder in mehreren Lagen gefertigt und mit Metall beschlagen, deckte er in ovaler Form den Mann vom Kinn bis zu den Füßen. So trugen ihn die schwergerüsteten Fußkämpfer; die Reiterei führte einen runden Metallschild und die leichte Infanterie einen mondsichelförmigen aus Rutengeflecht, mit Leder überzogen, die Pelta (c Abb. 17). Der Helm, ursprünglich von Leder, besteht bei Homer schon ausschließlich aus Metall, ob Bronze oder Eisen, und ist das durchgebildetste Stück der griechischen Bewaffnung. Er weist Stirn- und Nackenschild, Helmkamm mit Busch, Visier und Ohrenklappen auf und ist oft aufs reichste ornamentiert. Vor dem Kampfe wurde Haupt und Helm frisch bekränzt. Der Panzer, anfangs aus Leder, wurde schon in der heroischen Zeit vielfach aus Metall geschmiedet. Dann bedeckte er, aus Brust- und Rückenstück bestehend, den Rumpf bis zur Taille. Später zog man wieder die ledernen oder die leinenen mit Metallstreifen oder -schuppen verstärkten Panzer vor. Der Unterleib wurde durch Leder- oder Filzstreifen bedeckt, die, oft mit Metall beschlagen, vom Gürtel herabhingen, wie er nebst Schulterbändern und Beinschienen für die Unterschenkel zur vollständigen Rüstung gehörte. Darunter trug man einen kurzen engen Chiton und Schuhwerk. Angriffswaffen waren der Speer zu Stoß und Wurf, wie er im Homer eine so große Rolle

spielt, bei der leichten Infanterie der kurze Wurfspieß; das Schwert zu Hieb und Stoß, zweischneidig, kurz, breit und spitz an einem Bande über die Schulter auf der Hüfte getragen, sowie Bogen und Schleuder. Dolch und Beil waren selten. Die Waffe der makedonischen Phalanx war die mit beiden Händen am Ende geführte Sarissa, eine fünf Meter lange Stoßlanze.

Arbeitsgeräte und Waffen aus Eisen und Stahl waren schon in der homerischen Zeit allgemein, sind aber wegen der leichten Zerstörbarkeit dieses Metalls wenig erhalten geblieben.

Auf Geräte und Gefäße kann nicht näher eingegangen werden, doch sei hier darauf aufmerksam gemacht, wie auch in ihnen Zweckmäßigkeit und Schönheit sich vereinen. Sessel, Bettgestelle und Tische von Holz, Erz oder Marmor, tönerne oder bronzene Lampen, Dreifüße waren die wichtigsten Stücke des Haushalts, dem Decken und Polster Bequemlichkeit verliehen. Küchengeschirr, meist aus Bronze, Flechtarbeiten, Musikinstrumente, Werkzeuge, alles zeigt dieselbe Anmut der Form; am höchsten aber stehen die Tongefäße, die in der Blütezeit (rote Figuren auf schwarzem Grunde) den Werken der griechischen Plastik ebenbürtig an die Seite treten und in unerschöpflicher Fülle an Grundform und Ornamentik das verwirklichte Ideal aller künstlerischen Tongefäßbildung für alle Zeiten darstellen.

Achtes Kapitel.

Etrusker.

Dieses rätselhafte Volk, auch Tyrrhener, Tursener, Rätier oder in ihrer eigenen, doch wohl italischen Sprache Rasennä genannt, das im heutigen Toskana wohnte, mag aus einer Vermischung hethitischer Einwanderer aus Kleinasien (Kappadokien) mit den früheren Bewohnern, den Tuskern, entstanden sein und stand schon lange vor der Gründung Roms auf einer sehr hohen Kulturstufe. Im 4. Jahrhundert v. Chr. erlag seine gealterte Zivilisation dem aufstrebenden römischen Nachbarn. Ein kulturvermittelndes Volk, gleich den Phöniziern, holten sie sich auf Seefahrten ägyptische und hellenische Kultur und blieben auch mit den asiatischen Völkern in Verbindung. Daher zeigt ihre Kultur einen Mischcharakter mit vorherrschenden griechischen Anklängen; ihre Tracht gleicht teils der älteren römischen, teils ähnelt sie der kleinasiatischen.

Ihr ältestes Gewand war ein rechteckiger Überwurf, dem Himation ähnlich, mit einer bunten Kante, der auf dem bloßen Leibe getragen wurde. Die Frauen trugen einen hemdförmigen, vorn geschlossenen Rock. Später jedoch nahmen auch die Männer den Rock an, der gewöhnlich kurz, bei festlichen Gelegenheiten lang und faltig getragen wurde. Der Mantel, früher steif gefältelt, nahm dann die Form eines langen Kreisabschnittes an und wurde Tebenna genannt. Diese legte man nun wohl auch mit der Mitte ihrer Länge auf die Brust und warf die Enden über die Schultern nach hinten, zog sie über den Rücken und schlug sie wieder nach vorn (c Abb. 26). Zur Annahme eines Mantels mit Halsloch ist es schwer, sich zu entschließen. Eher wäre ein der römischen Pänula ähnliches Kleidungsstück vorauszusetzen, doch ist die etwas unbehilf-



a Tebenna. b c Vornehme Tracht.

Abb. 26. Etrusker.

liche bildliche Darstellung nicht ganz klar. Die Frauen trugen den Rock so lang, daß er schleppte, und legten auf der Straße gleichfalls den Mantel an. Das Haar trugen sie in Zöpfen oder in Locken, bedeckten es mit Kopftüchern, spitzen oder phrygischen Mützen, während die Männer es entweder gleich dem Bart in langen Locken trugen oder schoren und später jenen rasierten, den Kopf aber mit einer flachen, steifrandigen Mütze oder einem Filzhut bedeckten. Die Fußbekleidung bestand in Sandalen oder geschnäbeltem Schuhwerk und war oft äußerst zierlich.

Die Kleiderstoffe waren von lebhaften Farben, die der Frauen bunt gemustert und bestanden nicht nur aus Wolle, sondern auch aus Baumwolle. Über die zeremonielle Tracht wissen wir nichts, doch ist sicher mancherlei daraus an die Römer übergegangen, wie die an einem Band getragene metallene Kapsel (bulla) und der Krummstab der Auguren (lituus). Die Bewaffnung entsprach in der früheren Zeit der asiatischen, später der hellenischen (a Abb. 27).

Eine außerordentliche Vorliebe hatten die Etrusker für Schmuck. Wie sie ihre Kleider und Geräte mit Ornamenten bedeckten, so trugen sie auch übermäßig viel Goldschmuck am Körper, als Nadeln, Ketten, Ringe, Fibeln, Spangen, Ohrringe, Kränze, Diademe usw. Eigentümlich sind beiden Geschlechtern lange Perlenbehänge, Schnüre oder Fransen, die von der Schulter zur Hüfte reichen oder sich auf der Herzgrube kreuzen (s. Assyrer). Die Bildnerei in Erz und Ton war alt bei ihnen und neigte



a Krieger. b c Vornehme Frauen.

Abb. 27. Etrusker.

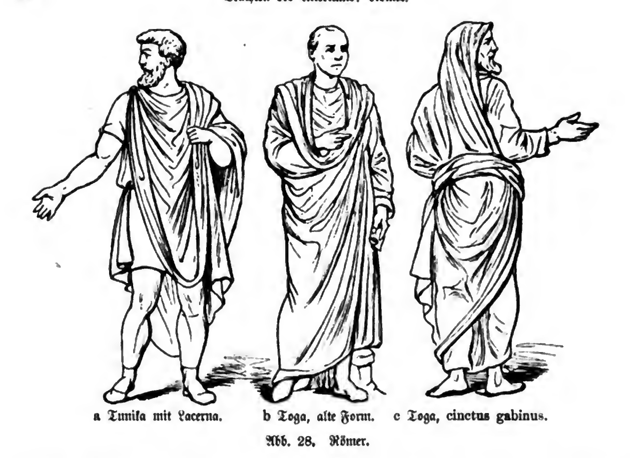
sich von orientalischen, besonders assyrischen Vorbildern später mehr zu hellenischen, ohne doch je ganz den phantastischen halb bizarren, halb düstern Zug aufzugeben, der der etruskischen Kunst anhaftet. Gold, Silber, Eisen, Bronze, Elfenbein, Bernstein dienten ihnen gleichmäßig als Material. Ihre Metallarbeiten kommen, in technischem Belange wenigstens, den griechischen sehr nahe: etruskische Schmucksachen aus Gold, Schalen, silberne Trinkgefäße, getriebene und gegossene Arbeiten waren, in Massen fabriziert, der Gegenstand eines schwunghaften Handels wie ehedem die Erzeugnisse der Phönizier und in der damaligen Welt, selbst zu Athen, sehr gesucht.

Neuntes Kapitel.

Römer.

[Seit 753 (?) v. Chr.]

Das bedeutendste Volk des Altertums, standen die Römer, nach selbständigen Anfängen nationaler Entwickelung, unter wachsendem griechischen Einflusse und verbreiteten griechische Kultur, die Alexander der Große schon nach dem Morgenlande getragen hatte, ihrerseits im Abendlande über die von ihnen eroberte Welt, diese in ihr großartig geordnetes Staatswesen einfügend und ihr den Stempel hellenistisch-

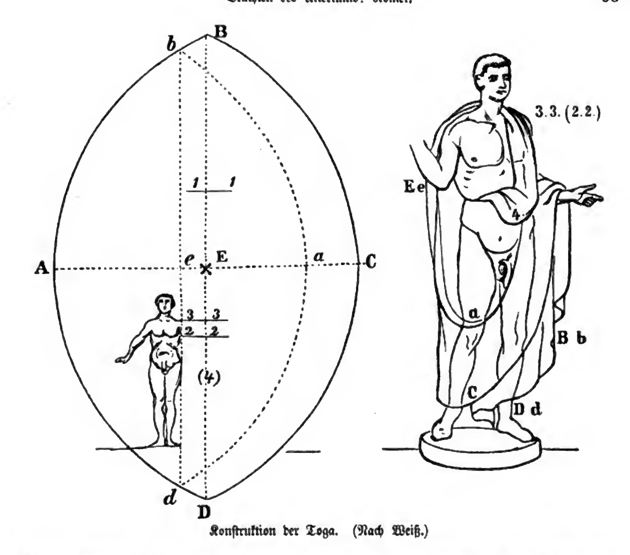


a Tunika mit Lacerna. b Toga, alte Form. c Toga, cinctus gabinus.

Abb. 28. Römer.

römischen Wesens ausdrückend. Ebenso bildete die römische Tracht sich selbständig aus, von einfachen Anfängen, der griechischen ganz entgegengesetzt, zu imposanter Fülle und Pracht fortschreitend, schließlich aber der griechischen, der sie im Anfang ähnelte, wiederum weichend und mit ihr in orientalischen Luxus versinkend.

Auch die Römer trugen zwei Kleidungsstücke, die ihre eigentümliche Tracht ausmachten, nämlich Rock und Mantel, jener Tunika, dieser bei den Männern Toga, bei den Frauen Palla genannt. Die **Tunika,** ein gegürteter, genähter Leibrock, in ältester Zeit ärmellos, später mit Halbärmeln versehen, wurde von den Männern bis zum Knie (a Abb. 28, Abb. 32), von den Frauen bis zu den Füßen reichend (b Abb. 30, Abb. 31), meist aus wollenem Stoff, getragen. Nur bei festlichen Gelegenheiten oder zur Amtstracht trugen auch die Männer eine lange Tunika (talaris), und zwar eine weiße, die bei den Senatoren vorn vom Kinn bis zu den Füßen mit einem breiten, bei den Rittern mit zwei schmalen Purpurstreifen versehen war, wie sie später in die gesamte römische Tracht beider Geschlechter übergingen und in der geistlichen Tracht als „Stola" ein selbständiges Dasein bis auf diesen Tag führen. Siegreiche Feldherren trugen eine mit goldenen Palmen gestickte Tunika (tunica palmata, b Abb. 33). Eine enge, ursprünglich kurze, später lange Tunika, die vorn und hinten mit einem Schlitz versehene caracalla der späteren Kaiserzeit, war gallischen Ursprungs. In späterer Zeit zogen vornehme Leute auch wohl mehrere Tuniken übereinander an; bei der Frauentracht war dies allgemein, und hier wurde das Oberkleid, welches kürzere Ärmel hatte als die nun oft langärmelige tunica interior,



Konstruktion der Toga. (Nach Weiß.)

Stola genannt. Am untern Saume war diese gewöhnlich mit einer volantartigen Falbel oder Schleppe (instita) versehen. Die Tunika war das Haus- und Arbeitskleid des Römers; in der Öffentlichkeit trug er, zu den frühen Zeiten der Republik auf bloßem Leibe, später über der Tunika, sein nationales Staats- und Festgewand, die **Toga**. Diese, das Friedenskleid des römischen Bürgers, durfte nur von ihm allein getragen werden und stellt sich durch ihre Form wie durch ihre enorme Größe als das merkwürdigste Gewand des Altertums dar. In früherer Zeit mag sie kleiner und enger, auch wohl dementsprechend aus derberem Stoff und dem griechischen Himation (s. oben) ähnlich gewesen sein (b Abb. 28); bis etwa zum Jahre 200 v. Chr. war sie in ihrer großartigen, die Wirkung des griechischen schönen Faltenwurfs ins pomphafte übertreibenden Form vollendet und hielt sich als Zeremonienkleid bis ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

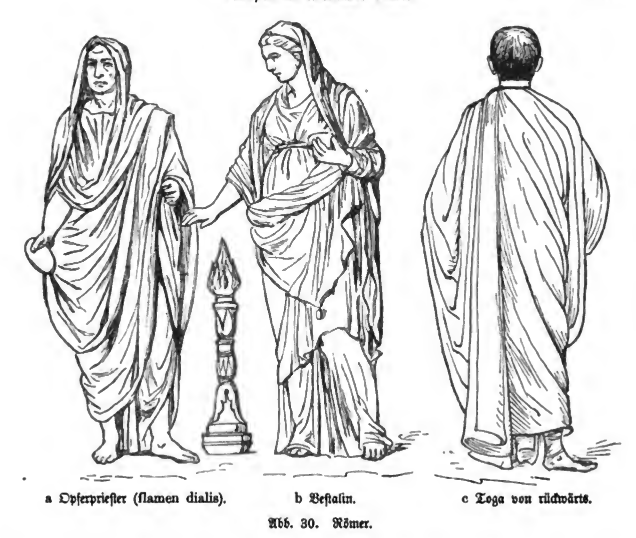
Die Toga bestand nach der durch praktisch angestellte Versuche gewonnenen Ansicht von Weiß aus einem gewebten Stück meist weißen Wollenstoffs in der Form eines Rhombus mit sanft ausgebogenen Seiten oder eines Ovals, dessen Länge etwa das Dreifache, dessen Breite das Doppelte der vollen Körperlänge des Trägers ausmachte. Dieses riesige Zeugstück wurde nun etwas seitwärts von der Mittellinie seiner Länge,



a b Toga, volle Form. c Tunika mit Pallium (Himation).

Abb. 29. Römer.

also ungefähr nach Art unserer Umschlagetücher, zusammengelegt (bBCDd), so daß es eine Art von Doppelgewand aus zwei ungleichen Teilen bildete. Von der geraden Bruchlinie aus wurde dies in Längsfalten zusammengeschoben und, mit der Rundung nach außen, dem kleineren Überschlag nach oben, von hinten her so über die linke Schulter gelegt, daß etwas mehr als ein Drittel der Länge, die linke Vorderseite des Körpers bedeckend, auf den Boden fiel. Hierauf zog man die übrige Gewandmasse schräg über den Rücken nach unten, dann unter dem rechten Arm hindurch schräg über die Brust nach oben, wo nun der Rest über die linke Schulter nach hinten geworfen wurde und den linken Arm bedeckte. So war der Körper von den beiden Faltenreihen umzogen, deren untere ihn bis zu den Füßen, deren obere ihn bis zu den Knien bedeckte. Diese obere Faltenmasse (wahrscheinlich umbo genannt) wurde nun auf dem Rücken in die Höhe gezogen, so daß sie eben hinten auf der rechten Schulter auflag, und das erste, auf dem Boden schleppende und am Körper anliegende Drittel an der Brust über dem umbo hervorgezogen, so daß über dessen obere Bruchfalte ein kleiner Faltenbausch (sinus) schräg herabfiel (4) und der linke Fuß frei wurde. Dies ist die volle Form der Toga, wie sie an vielen römischen Gewandstatuen wiederkehrt (a, b Abb. 29). Zwar ist diese Lösung nicht über allen Zweifel hinaus sichergestellt, ja vielleicht sind die Bezeichnungen sinus und umbo umgekehrt gebraucht worden; doch sind die Versuche, die Toga aus einem Kreisabschnitt oder gar, wie Launitz, aus zwei solchen aneinandergenähten Segmenten zu konstruieren, unwahrscheinlich verwickelt. In Fällen, wo dem Körper möglichst freie Bewegung gewahrt werden sollte, wurde die Toga auch nach „gabinischer“



a Opferpriester (flamen dialis). b Vestalin. c Toga von rückwärts.

Abb. 30. Römer.

Weise getragen, nämlich, indem man die obere Faltenreihe (umbo) oder das erste Drittel von hinten über den Kopf zog und das sonst über die linke Schulter zurückgeworfene Ende mehrmals fest um die Hüften schürzte (c Abb. 28). In derselben Weise wurde beim Opfer das Haupt verhüllt (a Abb. 30). In der Kaiserzeit, als das Gewand, selbst wo es noch getragen wurde, an Fülle schon verloren hatte, wurde der rechte Arm auch wohl mit eingehüllt. Wie gesagt, trug man die Toga meist in dem natürlichen Weiß der Wolle; die Trauerkleidung war dunkelfarbig (grau, braun, schwarz), erst in der Kaiserzeit weiß. Angeklagte legten eine unsaubere Toga an; eine glänzend weiße dagegen (t. candida) war die Tracht aller, die sich um ein öffentliches Amt bewarben, sowie eine (rings mit einem Purpurstreifen besetzte) t. praetexta die der höchsten Staatsbeamten und gewisser Priester war. Der triumphierende Feldherr trug eine mit Gold gestickte Purpurtoga (t. picta), doch mag diese auch die Form eines der unten erwähnten Obergewänder gehabt haben (b Abb. 33).

Die Schwerfälligkeit der Toga machte nämlich für die Alltagstracht leichtere Oberkleider wünschenswert, die man mit dem Sammelnamen Pallien bezeichnete. So wurde schon früh die Trabea, der lange Reitermantel in Form einer reicheren Chlamys, üblich sowie ein ähnlich gestalteter, gleichfalls auf der rechten Schulter gesteckter Mantel,



Römische Damen in Stola und Palla.

Abb. 31. Römer.

die Lacerna (a Abb. 28 und c Abb. 33). Ebenfalls eine der Chlamys ähnliche Form hatte das Sagum, der aus starkem Zeuge gefertigte Soldatenmantel, sowie der nur längere und weitere Feldherrnmantel, das purpurne paludamentum (a Abb. 32). Als griechisches Wesen in Rom Mode geworden war, trug man auch das griechische Himation als Obergewand (c Abb. 29); die Römer nannten es toga graecanica. Die Pänula, das übliche Reisekleid beider Geschlechter, war ein mit einer Kapuze (cucullus) versehener Glockenmantel aus Leder oder Fries, ähnlich dem noch in den deutschen Alpen gebräuchlichen Wettermantel.

Das weibliche Oberkleid, die Palla, war anfangs der männlichen Toga ähnlich und wurde später jedenfalls in allen beschriebenen Formen des männlichen Oberkleides getragen (b Abb. 30, Abb. 31). Zur vollständigen Frauentracht gehört außerdem noch ein lang herabfallender Schleier. Die weiblichen Gewänder wurden mit der Zeit aus immer feineren Stoffen und in immer lebhafteren Farben getragen; Purpur, Scharlach, Violett, Meergrün, Krokusgelb, Lila waren früh beliebt, später kamen buntgemusterte, durchsichtige und Changeantstoffe, ja sogar Seide und Brokate auf. Daß die römischen Damen vielen und reichen Schmuck liebten, versteht sich von selbst;



a Feldherr. b c Legionare.
Abb. 32. Römer.

dieser und das Toilettengerät (Nadeln, Diademe, Ohrgehänge, Hals- und Armbänder, Ringe, Handspiegel usw.) wurde von den griechischen Künstlern in unübertroffener Schönheit angefertigt. Der römische Mann, wenn er kein Stutzer war, begnügte sich mit einem Siegelring. Die Toilette der Römerin war wohl die raffinierteste, welche die Welt kennt. In den Frisuren des künstlich gescheitelten, gekräuselten, geflochtenen Haares wechselten die den griechischen ähnlichen Moden fortwährend; seit den nordischen Kriegen war das blonde Haar äußerst beliebt und daher Färbemittel sowie Perücken in allgemeiner Anwendung. Die Männer trugen Haar und Bart ursprünglich lang, seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. begannen sie das Haar zu schneiden und den Bart zu rasieren, so daß vom jüngeren Africanus bis auf Trajan nur kurzgeschorene Köpfe und glatte Gesichter gesehen wurden. Später richtete sich die Mode nach dem jeweiligen Cäsar. Hadrian war der erste Kaiser, der den seit Beginn des zweiten Jahrhunderts bereits allgemeinen Vollbart trug. — Auch bei den Römern wurden Kopfbedeckungen nur von Ackersleuten, Reisenden usw. getragen; der pileus, ein schmalkrempiger Filzhut, war das Zeichen der Freiheit, wie noch später; daher erhielten ihn die Sklaven bei der Freilassung.

Die reich ausgebildete Fußbekleidung, die man nur bei Tische und des Nachts ablegte, bestand aus Sandalen oder Schuhen; jene waren Alltagstracht, diese



a Signifer (Germane). b Imperator. c Liktor.

Abb. 33. Römer.

gehörten zur Staatskleidung. Das Schuhwerk der Frauen war bunt und reich verziert. Der Soldat trug hohe, stiefelartige Riemenschuhe (a und c Abb. 33).

Eine Beinbekleidung kannten die Römer ursprünglich nicht; in der Kaiserzeit begannen empfindlichere Personen die Schenkel mit Binden zu umwickeln; nur die Soldaten nahmen eine enge und kurze Kniehose an, nachdem sie bei den Galliern und Parthern Hosen kennen gelernt hatten (Abb. 32 und 33).

Zur Kriegstracht gehörten außerdem eine kurze Tunika und das dunkelfarbige Sagum oder die Pänula. Die Schutzrüstung bestand aus einem ledernen Panzer (lorica), der später, statt aus Riemen, in derselben Form aus Metallstreifen gefertigt wurde (c Abb. 32), einem dazugehörigen Hüftgurt mit Schurz und einem ehernen oder ledernen Helm (Abb. 32). Der anfangs viereckige Infanterieschild hatte später die Form eines Halbzylinders und war aus Holz und Leder mit Metall beschlagen. Außerdem gab es Schilde von Ei- oder Polygonform; die Reiterei führte einen ehernen Rundschild.

Offiziere trugen lederne Panzer mit Metallschuppen (b Abb. 32) oder -ringen, Feldherren einen ehernen Küraß, der nach der Form des Körpers gearbeitet, oft vergoldet und gleich dem bebuschten oder befiederten Helm mit reich getriebenem Bildwerk bedeckt war und, ungleich dem griechischen, auch den Unterleib mit umschloß

(a Abb. 32). Vom untern Rande und von den Schulteröffnungen dieser Panzer hingen metallbeschlagene Leder- oder Filzstreifen herab. Das in ältester Zeit lange und einschneidige Schwert (ensis) wurde in der klassischen durch den kurzen, spitzen und zweischneidigen gladius, das echte Römerschwert, verdrängt; dieses hing an einem Bande hoch an der rechten Seite, oft dicht unter der Achsel (c Abb. 32, a Abb. 33). Erst nach Hadrian kam wieder ein längerer Degen (spatha) in Gebrauch. Die eigentliche Nationalwaffe des römischen Legionars war das furchtbare pilum, der kurze und schwere Wurfspieß. Auch eine lange Stoßlanze (hasta) wurde von einem Teile der Infanterie geführt. Die Waffen waren schon im zweiten Punischen Kriege fast durchweg aus Eisen. Näher kann auf die merkwürdige und eigentümliche Kriegstracht dieses stets unter den Waffen stehenden Volkes hier nicht eingegangen werden; nur einige Details mögen noch Platz finden. Die Reiterei saß ohne Sattel, Bügel und Sporen auf den reichgeschirrten, aber nur mit einer Decke belegten Rossen. Kriegswagen wurden nur zu Aufzügen und Spielen, nie im Kampfe verwendet. Die Feldzeichen waren bronzene Adler oder Tableaus aus übereinander angeordneten Motiven, wie Tafeln, Medaillons, Kränzen, Adlern usw. (a Abb. 33), oder Standarten mit weißer und roter Flagge. Auch Ehrenzeichen waren bekannt; die höchsten waren Kränze oder Kronen (a Abb. 32, b Abb. 33); außerdem wurden Halsketten und goldene oder silberne Medaillons, gleich unseren Orden verliehen. Ganz besondere Formen zeigt die Bewaffnung der Gladiatoren.

Der etwas strenge und starre Stil der Geräte setzt sich aus etruskischen und griechischen Elementen zusammen. Besonders Neues hat selbst der praktische Sinn des Römers auf diesem Gebiete nicht gestaltet.

Für die Bühne kommt man mit den vorhandenen griechischen Kostümen ziemlich aus; nur ist es wünschenswert, daß für die Hauptpersonen (Senatoren, Ritter usw.) einige wirkliche Togen vorhanden seien. Die Ausgabe lohnt sich durch das pompöse Aussehen reichlich. Purpur wird an den Amtstrachten durch Rot ausgedrückt, weil wir einmal diesen Begriff damit verbinden; eigentlich war der Purpur rotviolett (S. 44). Auch weiße Trauerkleidung ist aus ähnlichen Gründen unanwendbar. Die römische Kriegstracht ist jedoch auch auf der Bühne von der griechischen wohl zu unterscheiden.

Zehntes Kapitel.

Kelten und Germanen.

Zwei Momente, ein äußeres und ein inneres, waren es, die der alten Welt den Untergang bereiteten und eine neue Zeit heraufführten, deren erste Epoche wir das Mittelalter nennen: das Auftreten neuer Völker in der Geschichte und der Durchbruch des Christentums.

Die urältesten Bewohner Europas waren Eingeborene; doch sind schon in grauester Vorzeit Stämme tschudischer oder finnischer Abkunft aus Asien eingewandert, die in Erdhöhlen wohnten, sich ähnlich den heutigen Eskimos in Felle kleideten und Waffen aus Holz, Knochen und Steinen führten.

Etwa seit dem 10. Jahrhundert v. Chr. wurden diese Finnen durch ein von Asien hereinbrechendes arisches Volk, die Kelten, überflutet und größtenteils ausgerottet.

Anfangs noch Nomaden und Pfahlbauer, besetzten die Kelten bis zum 5. Jahrhundert fast ganz Europa bis zu den Alpen und zum Mittelmeere: Jütland, das Donaugebiet, die Schweiz sowie Gallien, die britischen Inseln und Spanien, wo sie die übers Meer eingedrungenen Iberer, ebenfalls kaukasischer Rasse, antrafen und sich mit ihnen vermischten (Keltiberer, Gallier, Briten). Im 3. Jahrhundert v. Chr. wurden die Kelten zum Teil von den Germanen, die, ebenfalls von Osten vordringend, sich an den Ostseeküsten bis zum Rheine vorschoben, jenseits dieses Stromes zurückgedrängt. In dem rauhen, sumpfigen Waldland zwischen Rhein, Main und Oder bis nach Südskandinavien hin gewann das germanische Wesen die Oberhand, in Spanien, Gallien und Britannien behaupteten sich vorläufig die früheren Bewohner. Die Germanen waren ein Zweig der arischen Völkerfamilie, der später als Griechen, Italiker und Kelten, aber früher als die Slawen, die asiatische Urheimat verlassen hatte, wenn sie nicht gar, wie eine neuere Annahme möchte, ureingeborene Europäer waren (?). Die Germanen waren blond und von hohem Wuchse, die Kelten dunkler und mehr untersetzt; beide Völker größer als die Römer. Während Spanien, Gallien und Südengland der römischen Eroberung anheimfielen, blieben die Germanen zwischen Rhein und Donau lange vom Römertum unberührt, bewahrten deshalb auch ihre Sprache bis auf den heutigen Tag. Die Westgermanen waren seßhaft, die Ostgermanen noch Nomaden.

Die Tracht aller **keltischen** Stämme hatte eine große Ähnlichkeit und unterschied sich von der der klassischen Völker sowohl wie der altgermanischen durch die Bekleidung der Beine mit langen und ziemlich engen Hosen. Außerdem trugen die Kelten Rock und Mantel, jenen vorn geschlossen, gegürtet, bis zu den Knien reichend und mit einem Brustschlitz sowie mit langen oder kurzen Ärmeln versehen, wohl auch ohne solche. Der Mantel war halbkreisförmig geschnitten und wurde auf der rechten Schulter mit einer Haftel geschlossen. Die Frauen trugen einen langen, weiten, vermutlich meist ärmellosen Rock, der ein- oder zweimal gegürtet wurde, sowie einen Mantel. An den Füßen trugen die Kelten geschlossenes Schuhwerk. Von alters her prachtliebend, bevorzugten sie buntfarbige, namentlich gestreifte oder gewürfelte Stoffe, die Vornehmen solche, die außerdem mit Goldfäden durchmustert oder mit Flittern besetzt waren, wie sie denn auch goldenen Schmuck, Halsketten, Arm- und Halsringe, Fibeln usw. reichlich anwendeten. Die Männer ließen das hoch aus der Stirn gestrichene Haar lang herabhängen; der Bart fiel lang über den Mund herunter.

Die Priester, Druiden genannt, kleideten sich in sehr lange und weite Röcke und Mäntel von ungefärbtem Linnen, die sie nur mit hölzerner Haftel schließen durften (c Abb. 34). Das Haupt bedeckte ein Eichenkranz, dazu führten sie Stab und goldene Sichel. Das Haar mußten sie kurz scheren, den Bart jedoch lang wachsen lassen; auf ihre Schuhe war ein Druidenfuß (Pentalpha) gestickt. Ebenso, nur dunkel, kleideten sich die Druidinnen und die heiligen Sänger oder Barden.

Dies war die Tracht der gallischen und südbritischen Kelten; die Kaledonier im Norden, von den Römern Pikti genannt, tätowierten den Körper und trugen ein



a b Gallier (b Reiterführer). c Druide.

Abb. 34.

Tierfell als Rock oder Mantel. Die Keltiberer in Spanien trugen dunkle rauhe Mäntel von Ziegenhaar, leichte schmale Holzschilde, mit Leder überzogen, Beinschienen von Filz, eherne Helme mit Purpurbüschen.

Die Bewaffnung der Kelten war eine sehr verschiedene; einige Stämme gingen nackt in den Kampf und schützten das Haupt nur durch ihr zusammengebundenes, oft rotgebeiztes Haar, andere trugen lederne, eherne oder drahtgeflochtene Panzerhemden und große Bronzehelme. Der keltische Schild war lang und schmal; als Angriffswaffen führten sie ein langes und breites Schwert ohne Spitze, das an der rechten Seite des Gürtels hing (a Abb. 34), sowie Bogen, Lanze und Wurfspieß. Dieser, die Nationalwaffe, Kelt genannt, hatte eine Meißelklinge.

Seit der römischen Eroberung nahmen die Gallier allmählich römische Tracht an.

Die **Germanen** gingen in der ältesten Zeit in einem Fellrock oder -mantel, der in historischer Zeit auch aus Wollstoff hergestellt wurde. Der Rock bestand aus zwei Decken, von denen die eine die vordere, die andere die hintere Seite des Körpers von der Schulter bis zum Knie verhüllte; auf den Schultern waren sie zusammen-



a Gallierin. b c Germanen.
Abb. 35.

genäht oder -gesteckt (b Abb. 35). Dieser primitive Rock wurde meist gegürtet (a Abb. 35). Ärmere, die nur eine Decke hatten, trugen sie als Schultermantel. Dazu kam höchstens noch eine Fellkappe, meist die Kopfhaut eines gehörnten Tieres mit Ohren und Hörnern oder Geweih, gleich dem Haare auch als Schutzrüstung dienend (a Abb. 33); Fußbekleidung war nicht vor dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei ihnen gebräuchlich, Später bestand sie aus einem Stück Fell, das, am Rande durchlöchert, die Haare nach außen, durch Riemen festgehalten wurde. Diese Riemen wurden dann um die Schenkel gewickelt und verknüpft, eine echt germanische Tracht, die sich bis ins elfte Jahrhundert erhalten hat. Der Rock wurde später genäht und mit einem Brustschlitze versehen. Hosen sind ungermanisch; doch nahmen die Stämme am Rhein und an der Donau solche von den Galliern und Dakern, die anderen in der Völkerwanderung von den Römern an. Ob die Frauen sich gleich den Männern gekleidet haben, erscheint ungewiß; die bildlichen Quellen zeigen ein langes gegürtetes Linnengewand, das eine so auffallende Ähnlichkeit mit dem ionischen Chiton hat, als wollte es die arische Stammesverwandtschaft zwischen Hellenen und Germanen auch kleidlich erhärten (b Abb. 36). Wenn nun auch der Einfluß römischer Tracht sich gerade bei den germanischen Frauen in Purpurbesätzen und römischen Ärmelstolen (c Abb. 36) schon früh zeigt, so kann dieses Kleid darum nicht römischer Herkunft



Abb. 36. Germanisch.

sein, weil es die römischen Damen nicht trugen. Man hat deshalb keinen Grund, es bei seiner einfachen Form nicht für echtgermanisch zu halten, es müßten denn die römischen Künstler die fremden Trachten ungenau wiedergegeben haben. Außer ihm wurde bisweilen ein oblonges Zeugstück als Mantel getragen und auf der Schulter zusammengesteckt.

Die Priester und Priesterinnen (weiße Frauen genannt) trugen sehr lange Linnengewänder ohne Ärmel, mit einer ehernen Spange gegürtet, und ebensolche Mäntel, auf dem Haupt einen frischen Kranz.

Der einzige Schmuck bestand in Pelzbesatz und eisernen Nadeln oder Hafteln; auch die Hals-, Arm- und Fußringe der Männer waren von Eisen und ebensosehr Schutz als Zierat; etruskischer oder phönizischer Bronzeschmuck von roher Arbeit mag gegen Pelze (oder Bernstein?) eingetauscht worden sein.

Die Schilde waren in der Frühzeit mannshoch und bestanden aus Brettern oder Flechtwerk mit Lederüberzug. Helme und Panzer waren unbekannt, die ersten Helme etruskischen Ursprungs, wie auch eherne Rundschilde und die meisten Metallarbeiten.

Außer eisernen führten die Germanen auch bronzene und selbst noch steinerne Waffen; Schwerter waren anfänglich selten; der kurze Spieß, die Frame, kann als Nationalwaffe gelten, dann auch der Hammer.



Abb. 37. Sarmaten.

Die große Wanderlust der Germanen machte ihnen Karren und Wagen, jedenfalls von rohester Form, zu wichtigen Geräten.

Die Gefäße der Kelten und Germanen zeigen urtümliche Formen mit eingeritzten Zierlinien.

So kleideten sich in ihrer Kindheit die heute für alle Welt tonangebenden Kulturvölker Europas.

Elftes Kapitel.

Sarmaten, Daker, Skythen.

Einige Völkerstämme, teils arischer, teils mongolischer Abkunft, die in Osteuropa ihre Wohnsitze hatten oder ein Nomadenleben führten, kamen nacheinander mit den Griechen, Persern und Römern in Berührung, spielten im Altertum zeitweise eine gewisse Rolle und verschwanden im Sturm der Völkerwanderung.

a) Die **Sarmaten**, ein kriegerisches Nomadenvolk von arischer, den Medern verwandter Abkunft, hatten den östlichen Teil der Salz- und Sandsteppen im Winkel zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer bis zum Don inne. Sie trugen lange



a b Volkstracht. Abb. 38. Daker. c König.

und weite Hosen, darüber teils kurze, teils bis auf die Füße reichende Röcke mit langen engen Ärmeln. Diese Röcke waren vorn geschlossen und an der rechten Seite vom Gürtel abwärts aufgeschlitzt; wer zwei Röcke trug, was häufig geschah, legte den kürzern über den längern. Dazu gehörte ein auf der rechten Schulter mit einer Haftel geschlossener Mantel sowie Schuhe und eine Mütze in Form der phrygischen, aber ohne Laschen. Die Weiber, die wohlgerüstet und -beritten den Männern in den Krieg folgten (S. 39), trugen gleich ihnen ein langes Unter- und ein kürzeres Obergewand, die jedoch beide ärmellos waren; diesen hatte einen mit Bändern zu schließenden Brustschlitz. Die Kopfbedeckung war der der Männer gleich; in der Schlacht ein hoher Helm, der entweder den assyrischen Kegelhelmen oder den phrygischen glich. Außerdem führten die Sarmaten ovale Schilde aus Holz oder Leder und lederne Panzer sowie solche aus Leinwand mit Horn- oder Eisenschuppen, die den Mann und das Roß vom Kopf bis zu den Füßen umschlossen. Als Waffen waren Bogen und Pfeile sowie Schwert, Messer und Beil in Gebrauch.

b) Die **Daker** oder Dazier, zu römischer Zeit im heutigen Ungarn seßhaft, wohin sie aus Thrakien eingewandert waren, von arischer Herkunft, trugen sich wie die Sarmaten, legten jedoch nur einen Rock an und bedeckten das Haupt mit einer



Abb. 39. Skythen.

zylindrischen Mütze; die Mäntel waren halbkreisförmig und mit Fransen oder Pelzwerk besetzt. Die dakischen Frauen hatten über dem langen Untergewand mit Ärmeln ein Obergewand ohne solche, das über den Gürtel heraufgezogen und dadurch gekürzt wurde. Sie bedienten sich auch eines Mantels, der wie ein Gürtel, in einen Wulst gerollt, um die Hüften gelegt oder aber nach Art eines Himations getragen wurde. Ein Kopftuch als Haube sowie Schuhe gehören zur dakischen Frauentracht.

c) Die **Skythen**, im Norden des Schwarzen Meeres, waren ein mongolisches Nomadenvolk, gleich den Kalmücken, das nur in der Krim und an der Küste seßhaft geworden war und Ackerbau und Handel trieb. Diese ansässigen Skythen wurden von den Griechen die königlichen benannt. Die Skythen, die in vorgeschichtlicher Zeit mutmaßlich ein großes Weltreich gebildet haben, waren, gleich den heutigen Russen, blond, bei mongolischer Schädelform, was auf eine Mischung mit Ariern (Slawen?) deutet. Doch ist die Verwandtschaft nicht aufgeklärt. Auch sie trugen lange und weite Hosen, darüber Halbstiefel aus weichem Leder, um die Knöchel gebunden, dazu einen kurzen, vorn bis zum Gürtel abwärts oder auch ganz offenen Rock, der fast immer über den Hosen getragen (wie das Hemd noch heute von den russischen Bauern), vorn übereinandergelegt und gegürtet wurde. Um den Hals schloß der Rock nicht fest,

daher die kegelförmige lederne Mütze bis in den Nacken herabfiel. Die „königlichen Skythen", die Taurier, besetzten ihre Kleider mit Goldplatten und trugen eine farbige Schärpe um die rechte Schulter und die Hüften. Der Schmuck war ausländischen Ursprungs. Die Hauptwaffe war der Bogen aus Tierhörnern, doch führten die Skythen auch Lanzen, Stutzsäbel, Schlingen, Streitäxte, Kolben und — Knuten. Der Schild, ihre einzige Schutzwaffe, war oval. Die Kleiderstoffe der Skythen waren Pelz, Leder und Wollstoffe; eben sie dienten auch ihren Zelten und ihren ochsenbespannten Wagen zur Bedachung.

Die **Parther,** ein skythischer Stamm, der von 256 v. Chr. bis 226 n. Chr. ein großes Reich bildete, das sich vom Euphrat bis zum Indus erstreckte, näherten sich in ihrer Tracht einigermaßen der dakischen.

In einer der skythischen ähnlichen Tracht darf man sich jedenfalls auch die Hunnen denken.

Zwölftes Kapitel.

Südeuropäer am Schlusse des Altertums.

[Spätrömisch-christliche Zeit.]

Die Betrachtung der Alten Welt führt hier noch einmal zu den klassischen Völkern zurück. Das Ende des Altertums stellt eine Übergangsperiode aus dem alten Völkerleben in das neue dar, das sich durch den Zusammensturz des römischen Weltreichs vor den eindringenden germanischen Stämmen der Völkerwanderung bildete. Die Bedeutung der spätrömischen Tracht, d. h. der Tracht der romanisierten Bewohner des Reichs, wie sie sich am Ende des Altertums, im dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, gestaltet hatte, beruht darauf, daß sie den Ausgangspunkt darstellt einerseits für die abendländischen Trachten des Mittelalters, anderseits für die selbständige Weiterbildung der byzantinischen Trachten im Morgenland und im Sinne des Morgenlandes.

Durch die Ausbreitung des römischen Wesens, in dem das hellenistisch-orientalische aufgegangen war, durch das Ineinanderfließen der verschiedenartigsten Elemente, römisch-hellenischer, orientalischer, christlich-jüdischer, keltischer und germanischer, war in die Kultur ein Zug der Einförmigkeit gekommen, der alle charakteristischen Eigentümlichkeiten ausglich. Er äußerte sich auch in der Tracht, die gleichzeitig mit den Sitten weichlicher ward. Schon in dieser Periode begann die Tracht sich von den Bedingungen des Wohnsitzes, die sie bis dahin bestimmt hatten, wenigstens in den Städten unabhängig zu machen.

Um 200 n. Chr. war die Toga als Kleidungsstück vollständig verschwunden, ebenso das Himation. Ihre Stelle vertrat die Trabea (Chlamys, Lacerna), die auf der rechten Schulter oder auch auf der Brust mit einer Spange geschlossen war (a c Abb. 40). Der Stoff war häufig gemustert, bei Vornehmen mit Gold durchwebt und eingefaßt, auch nicht selten Seide. Die Tunika hatte nun lange Ärmel und reichte bis an die Knie: darüber legten die Würdenträger seit Konstantin eine Schulterschärpe an,



a Vornehmer Römer. b Dame. c Staatsbeamter.

Abb. 40. Spätrömisch-christlich.

die vielleicht die Toga andeuten sollte, aus deren flach zusammengelegtem versteiften umbo sie entstanden sein kann (c Abb. 42). Von den Soldaten hatte der Römer die enge Kniehose angenommen, seine Füße steckten in hohen Schnürstiefeln, und sein Haupt, das kurzgeschoren, aber je nach der Mode bisweilen bärtig war, wurde von einer barettartigen Mütze, wohl medischen Ursprungs, bedeckt (a Abb. 40).

Die Frauen trugen eine lange Tunika mit engen langen Ärmeln, vornehme darüber eine kürzere Stola, deren Ärmel weiter und kürzer waren. Von den Achseln bis zum untern Saume derselben liefen zwei bunte Streifen (a Abb. 41). Der Mantel hatte die Form der Chlamys oder Trabea, außer ihm legte man beim Ausgehen noch einen Schleier an. Dies war die allgemeine Tracht, ohne Unterschied des Bekenntnisses. Am Schmuck hatte sich nicht viel geändert, nur daß beide Geschlechter mehr Ringe trugen als zur klassischen Zeit. Die Armringe wurden nun am Handgelenk getragen, der langen Ärmel halber.

Bei den niederen Ständen war eine Kopfbedeckung für gewöhnlich auch jetzt noch selten, Hosen sehr häufig; das beliebteste Schutzkleid beider Geschlechter war die glockenförmige Pänula aus starkem Wollenstoff, meist mit einer Kapuze versehen. Dies Kleidungsstück blieb bis tief ins Mittelalter hinein bei allen romanischen Völkern im



Abb. 41. Spätrömisch-christlich. Tracht der höheren Stände.

Gebrauch der unteren Volksklassen, bei denen auch die in dieser Zeit allgemeinen hohen Ledersocken nie ganz mögen abgekommen sein, und hat sich in den Alpenländern bis heute unverändert erhalten.

In den ersten Jahrhunderten hatte es eine besondere Priestertracht nicht gegeben, eine solche erschien erst im fünften Jahrhundert, ist aber wohl schon von Konstantin eingeführt worden. Die braune Farbe scheint indessen von Anfang an bei den Christen in besonderem Ansehen gestanden zu haben. Die ältesten Stücke des geistlichen Ornats sind die Alba, gleich dem Untergewand des jüdischen Priesters, die Casula oder Dalmatika, in Form einer langen bordierten Pänula, sowie die Mitra, eine Mütze mit zwei Hörnern rechts und links. Haar und Bart trugen die Geistlichen wie die Laien, die Füße bekleideten sie mit Schuhen.

Die bei der Frauenstola erwähnten Streifen sind das einzige, was (in Gestalt eines Bandes) von der geistlichen Stola übriggeblieben ist. Obwohl das Gewand selbst im sechsten Jahrhundert verschwunden war, wird es wohl in dieser frühern Epoche noch zur geistlichen Tracht gehört haben.

Die Waffen wurden in dieser Zeit viel kleiner und leichter gemacht; in der Form veränderten sie sich nicht. An den Geräten war auch nicht viel anders geworden, nur zeigte sich der überhandnehmende Luxus darin, daß die künstlerische Form vor der



a Feldherr (Aetius 451). b Offizier. c Konsul.

Abb. 42. Spätrömisch-christlich.

Kostbarkeit des Materials zurückstehen mußte. Die Masse des edlen Metalls, der Perlen und Steine ging Hand in Hand mit der Putz- und Prunksucht, die sich in der Tracht geltend machte.

In dieser Gestalt wurde die Tracht der entarteten Spätrömer ein Bestandteil der antiken Kulturerbschaft, die die eindringenden Germanen antraten. Diese Tracht nahmen die Sieger von den Besiegten an und bildeten sie in der Folgezeit ihrem eigenen Wesen entsprechend weiter.

Zweite Abteilung.

Trachten des Mittelalters.

Die Zeit vom Untergange der antiken Kultur bis zu ihrer modernen Wiederbelebung nennen wir das Mittelalter. Wie das Altertum die Klassik ohne Christentum, so stellt jenes das Christentum ohne Klassik von seinem Durchbruch bis zum tiefsten Verfall dar, bis in der neuen Zeit beide Elemente verquickt werden und die moderne Kultur heraufführen.

Das Mittelalter mit seinen komplizierten Zuständen (Lehnswesen, Hierarchie, Ständeunterschiede) ist für uns am schwersten zu verstehen, weil ihm das uns wieder unentbehrlich gewordene formale Element der antiken Bildung fehlt. Der geistige Gehalt des Christentums, nach Gestaltung ringend, bringt in den Menschen die merkwürdigsten Widersprüche zutage: persönliche Kraft (Faustrecht) überwiegt die Gesittung, die ins unendliche schweifende Phantasie das Denken; daraus entspringt kühne Abenteuersucht und eine Gefühlsschwärmerei, die ebensosehr sinnlich wie ideal ist. Die mittelalterlichen Menschen stehen unserem Verständnis am fernsten durch ihre geringe individuelle Physiognomie, durch die unklare Gebundenheit des einzelnen an das Gesamtbewußtsein und die Weltanschauung des Zeitalters.

Im Zusammenhang damit bieten auch die mittelalterlichen Trachten die meiste Schwierigkeit. Sie zeigen eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit als die des Altertums: besonders sind die Trachten des Orients von den abendländischen sehr verschieden. Diese waren durchschnittlich kürzer und enger und suchten sich den Körperformen mehr anzupassen als jene, woraus ein häufigerer Wechsel des Schnittes hervorging. Solange die Völkerwanderung noch ihre letzten Wellenkreise warf, trugen sich die einzelnen abendländischen Völker ziemlich gleich: sie hatten das romanische Kostüm angenommen und bildeten es erst allmählich jedes in seiner eigenen Weise um, bis nach den Kreuzzügen die europäischen Trachten einander wieder mehr und mehr ähnlich wurden, vom 14. Jahrhundert an die französisch-burgundische Mode die Herrschaft antrat und die Auflösung des mittelalterlichen Kostüms herbeiführte.

Erstes Kapitel.

Byzantiner.

[400 bis 1200.]

Im Gegensatz zu den abendländischen Völkern bildeten die Byzantiner die römisch-griechische Tracht nicht weiter aus, sondern schritten nur in der Richtung fort, die jene schon in der letzten Periode des vorigen Zeitraums eingeschlagen hatte. Kraftloser Despotismus, dessen Charakter ein widerliches Gemisch von Wollust und Grausamkeit



a b Vornehme Leute. c Offizier.
Abb. 43. Byzantiner.

ist, prunkhaft-leeres Hof- und Staatswesen, voll von Weiberränken und Pfaffengezänke, haben das oströmische Reich sprichwörtlich gemacht. Das byzantinische Kostüm zeigt das völlige Absterben der einst so herrlichen Trachtenwelt der klassischen Völker. Die Kleidungsstücke bleiben dieselben (neue Formen zu bilden war diese greisenhafte Kultur nicht mehr fähig); nur mit allerdings wesentlichen Abänderungen, die sich auf zwei Faktoren zurückführen lassen: das Christentum und den Orient. Jenes hatte das Fleisch in Mißkredit gebracht: Nacktheit war nun Sünde — daher der verhüllende Charakter des byzantinischen Kostüms. Der Orient brachte asiatischen Prunk, vor allem die steifen und schweren Seidenstoffe und gemusterten Goldbrokate mit schwerem Besatz von Gold, Perlen und edlen Steinen — daher die Steifheit und Faltenlosigkeit, die geradlinige Enge dieser Tracht, welche die plastische Formenfreudigkeit und den reichen Faltenfall der Antike in ihr vollkommenes Gegenteil verkehrt. Die Extreme berühren sich eben in der Trachtengeschichte noch weit häufiger als anderswo.

Die byzantinische Kleidung bestand also aus der langen sackförmigen Tunika mit engen Ärmeln und dem langen auf der rechten Schulter zusammengehefteten Mantel, der Trabea. Jene war mit den oben bei der weiblichen Tunika erwähnten beiden Streifen, dieser bei Würdenträgern mit einem auf der Brust eingesetzten viereckigen Stück andersfarbigen Stoffes verziert (c Abb. 40). Die Schulterschärpe als Auszeichnung an Stelle der Toga ist schon besprochen; dazu die erwähnte steife Mütze,



a Kaiserin. b Kaiser. c Würdenträger.

Abb. 44. Byzantiner.

enge Kniehosen (unsichtbar) und Schnürstiefel oder Schuhe mit Wadenstrümpfen. Die Frauen trugen über der Tunika fast stets noch die Stola; ihr Mantel war eine Pänula oder ein oblonger Umwurf, der von hinten über beide Schultern nach vorn und dann kreuzweise wieder nach hinten geschlagen wurde, worauf man den Nackenteil über den Kopf zog (c Abb. 41). Dieser Mantel ist in der byzantinischen Kunst das Attribut der Mutter Jesu, so wie das Himation jenes des Herrn und seiner Jünger; beide Kleidungsstücke sind in der Kunst bis in unsere Zeit hinein herkömmlich geblieben.

Die Stoffmuster, anfangs geometrische Ornamente, stilisierte Blumen, Tierfiguren, gingen von solchen (Löwen, Tigern, Panthern, Elefanten) zur Nachbildung des Menschen, ja zu völligen bildlichen Darstellungen über (c Abb. 44).

Das Haar trugen die Männer seit Konstantin kurz, den Bart rasierten sie; jenes kam seit Mitte des sechsten Jahrhunderts in größerer Länge, dieser erst 50 Jahre später wieder in Gebrauch.

Die Frauenfrisuren, obwohl steifer geworden, erinnerten noch sehr an die griechischen; allerdings war das Haar meistens durch Hauben bedeckt (b Abb. 43, Abb. 44).

Ohr-, Arm- und Fingerringe, vor allem aber Halsketten mit einem daranhängenden Bildchen machten den beliebtesten Schmuck aus. Von den Geräten, die

in Juwelierarbeit (émail champlevé, Grubenschmelz) und Elfenbeinschnitzereien verschwenderisch ausgestattet sind, verdienen besonders die kirchlichen Erwähnung.

Die Kriegstracht war der antiken ziemlich ähnlich und soll hier ebensowenig näher betrachtet werden wie die natürlich stets wechselnde juwelenstarrende Hoftracht oder der geistliche Ornat. Es sei nur erwähnt, daß für diesen der byzantinische Stil bis auf den heutigen Tag der klassische geblieben ist, und hiermit von diesem Kostüm, dessen kulturhistorische Bedeutsamkeit wesentlich in dem Einfluß besteht, den es auf die Trachten der slawischen Völker ausübte, ohne Bedauern Abschied genommen.

Hier betritt man einen neuen geschichtlichen Boden: bisher handelte es sich um verschwundene Völker, deren Tracht von ihrem Auftreten in der Geschichte bis zu ihrem Untergange verfolgt werden konnte; von jetzt an um solche, die noch heute existieren, aus denen sich die jetzigen Kulturnationen gebildet haben, und deren Entwickelung noch nicht abgeschlossen ist. Man könnte also, sachlich genommen, das vorhergehende Kapitel noch zum Altertum rechnen, obwohl es der Zeit nach ins Mittelalter fällt.

Vom fünften bis zum neunten Jahrhundert bildeten sich die germanischen Stämme der Völkerwanderung in den neuen Sitzen durch Vermischung mit den früheren Bewohnern oder mit späteren Einwanderern (Arabern in Spanien, Dänen und Normannen in England) und unter dem Einflusse der römischen Kultur zu Gemeinwesen mit verschiedenen Sprachen aus, welche die Anfänge der heutigen europäischen Völker und Staaten darstellen.

Die Tracht der germanischen Stämme, wie sie im Anfang der Völkerwanderung war, ist in der ersten Abteilung geschildert worden: gegürtete Röcke, die bei den Franken eng und kurz, bei den Langobarden und Sachsen länger und weiter, meist mit einem Brustschlitze versehen und ärmellos waren, dazu bei den meisten Stämmen weite gebundene Hosen und Schuhe aus einem Stück Fell, das von der Sohle ab in lange, über den Fuß und am Bein herauf verknüpfte Zungen auslief. Die Goten trugen halblange, vorn offene, gegürtete und mit Ärmeln sowie einem Umlegekragen versehene Röcke; der Kragen hatte bisweilen einen Zackenbesatz ebenso wie ihre weiten, unter dem Knie abgebundenen Hosen, wenn sie unten an den Knöcheln nicht gleichfalls gebunden, sondern offen waren. In ihrer Heimat am Schwarzen Meer gingen Goten und Alanen gewiß in einer der skythischen ähnlichen Tracht (b Abb. 39). Nach der Völkerwanderung hingegen trugen alle diese Völker die im zwölften Kapitel der ersten Abteilung beschriebene romanische Tracht mit geringen Resten der angestammten Kleidung, deren Einfachheit durch bunte goldgemusterte und besäumte Stoffe sowie Schmuck und Besatz von Gold, Perlen und edlen Steinen verdrängt war. Aber nicht gleichschnell ging diese Wandlung bei den verschiedenen Stämmen vor sich; die einen verfielen schleuniger der römischen Tracht als die andern.



a Krieger. b Vornehme Frau.

Abb. 45. Angelsachsen.

Zweites Kapitel.

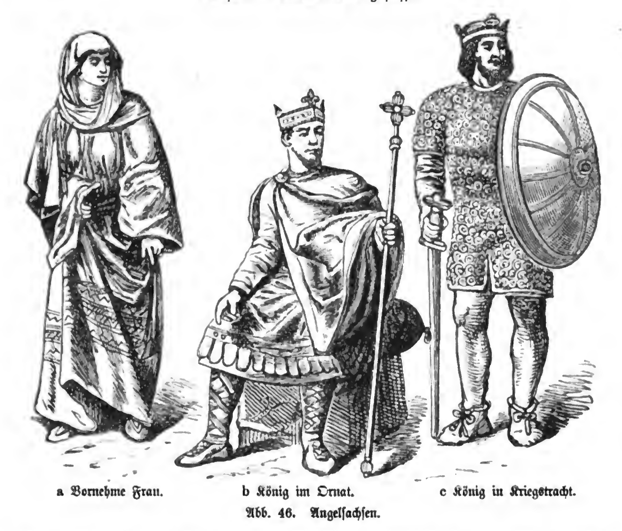
Angelsachsen.

[450 bis 1066.]

Das Volk, mit dem hier die Reihe beginnt, hat an seiner Stammeseigentümlichkeit und Sprache trotz mehrfacher Vermischung am zähesten festgehalten und beides von allen Stämmen am weitesten verbreitet, auch die mitgebrachte germanische Tracht trotz der römischen Kleidung der britischen Kelten und trotz seiner Bekehrung zum Christentum am längsten bewahrt.

Bei ihrer Einwanderung trugen die Angelsachsen gleich den Sachsen auf dem Kontinent einen weiten Rock mit Brustschlitz, einen viereckigen Mantel und auf dem lang herabfallenden Haare einen breitkrempigen Strohhut; als Waffen führten sie Spieß und Tartsche sowie das nationale lange Messer mit einer Schneide (Sahs oder Sax), und diese Tracht behielten sie vier Jahrhunderte fast unverändert bei.

Nur ein Kleidungsstück, das heute allgemein in Gebrauch ist und hier zum ersten Male als Stück der Tracht erscheint, müssen sie schon früh angenommen haben: das Hemd (a Abb. 45, b Abb. 46), ein allgemeines Untergewand aus Lein=



a Vornehme Frau. b König im Ornat. c König in Kriegstracht.

Abb. 46. Angelsachsen.

wand, das ohne ein Kleid darüber wenigstens öffentlich nicht zu tragen ist. Bis in die Neuzeit herein wurde allerdings das Hemd stets in höherem Grade wie ein Kleid betrachtet, als dies seit dem 18. Jahrhundert geschieht. Die römische Untertunika (subucula) war zwar schon eine Vorahnung des Hemdes, doch haben die europäischen Nationen den Gebrauch dieses Kleidungsstückes eigentlich erst von den Mauren gelernt.

Außer diesem bestand die männliche Tracht der Angelsachsen aus einer gegürteten Tunika oder einem geschlossenen Rock mit langen, oben weiten, unten engen Ärmeln, auf der Brust und oft auch unten an beiden Seiten aufgeschlitzt (also von dem gleichen Schnitt wie das Hemd, nur länger als dieses, da er bis unter die Knie reichte), und oft an den Seiten mit Borden besetzt, sowie aus Bundschuhen (c Abb. 46) und Schenkelbinden (a Abb. 45, b Abb. 46). Später kamen Kniehosen, Strümpfe und Riemengeflecht um die Unterschenkel auf. Vornehme trugen bei festlichen Gelegenheiten auch wohl eine längere Tunika und dann dazu ein kürzeres Oberkleid mit weiten Ärmeln. Allgemeiner war schon ein auf der rechten Schulter zusammengesteckter Mantel. Den Kopf bedeckte eine spitze Mütze, deren Zipfel meist vornüberfiel (a Abb. 45), Haar und Bart wurde in der Mitte geteilt, der Schnurrbart schon damals gern ausrasiert.

Die Frauen trugen außer dem Hemd eine Tunika mit langen Ärmeln, die bis an die Knöchel, und ein Oberkleid mit weiten Ärmeln, das bis an die Knie reichte. In diesen zwei Kleidern, ja schon in der römischen Tunika und Palla begegnen uns also die beiden bis heute zu verfolgenden Stücke der weiblichen Tracht: Robe und Unterkleid, die sich seit dem 14. Jahrhundert zu Leibchen (Taille) und Rock umformen. Dazu kam bei den angelsächsischen Frauen noch der Mantel, in Form einer Bogentür, die etwas unter der Mitte des Bogens ein Loch hat. Durch dieses wurde der Kopf so gesteckt, daß der kürzere runde Teil nach vorn, der längere eckige nach hinten fiel (c Abb. 45). Auch frei umgelegte Mäntel ohne Halsloch scheinen vorgekommen zu sein, waren jedoch niemals gesteckt. Das Haar wurde in langen Locken getragen, doch Haupt und Hals mit dem nie fehlenden Kopftuch (c Abb. 45, a Abb. 46) bedeckt. Farbige Stoffe in Rot, Blau und Grün waren beliebt, die Kunst des Stickens verbreitet und hochentwickelt (opus anglicum), Schmuck von Edelmetall mit Steinen oder von Bernstein auch bei Männern häufig.

Der König zeichnete sich durch einen roten, orangefarbigen oder violetten Mantel aus und führte Krone und Zepter (b Abb. 46). Die Schutzwaffen waren Helme: keglige Lederkappen, oft mit Eisenspangen verstärkt, die Vorläufer des normannischen Helms (b Abb. 45), oder auch vierkantige Eisenhauben sowie ovale und runde Schilde (a b Abb. 45 c Abb. 46). Zum Angriffe bediente man sich der Lanze und des langen und zweischneidigen Schwertes sowie der Streitaxt. Bogen und Pfeile wurden nur auf der Jagd verwendet. Panzerröcke (a Abb. 45, c Abb. 46) erschienen nicht vor dem zehnten Jahrhundert.

Dieselbe Tracht nahmen die dänischen Normannen nach ihrer Niederlassung in England im Anfange des elften Jahrhunderts an.

Drittes Kapitel.

Franken.

[Bis 843.]

Schneller und gründlicher änderte dieser germanische Volksstamm Sitte und Tracht, der von jeher zu den Sachsen in scharfem Gegensatze gestanden hatte. Zwar herrschte vom Anfang des fünften Jahrhunderts, wo zuerst die merowingischen Fürsten in Gallien eindrangen, bis zu Karl dem Großen noch deutsche Art und Sitte vor; dann erst drang das romanisch-keltische Wesen durch, aus dem Franken begann ein Franzose zu werden. Die Trennung von Frankreich und Deutschland durch den Vertrag von Verdun (843) ist nur die äußere Kundgebung einer innerlich schon vollzogenen Tatsache.

Der althergebrachte kurze und enge Rock der fränkischen Männer, anfangs mit kurzen, doch schon unter den Merowingern mit langen Ärmeln und einem Brustschlitz versehen, reichte bis oberhalb des Knies und wurde über dem Gürtel bauschig hervorgezogen (a Abb. 47). Dazu gehörten Schuhe mit zwei Meter langen Riemen, die kreuzweise um die Schenkel gewickelt waren (a c Abb. 48), Das Haar war auf dem Scheitel in einem Knoten zusammengebunden. Früh schon, jedenfalls unter den letzten Merowingern, kam ein linnenes Hemd dazu sowie ein Mantel, der bis an das Knie



a Frühe Zeit. b c Krieger und Anführer der Merowingerzeit.

Abb. 47. Franken.

reichte und auf der rechten Schulter mit einer Spange befestigt war; auch wurden die Säume mit Besatz verziert. Auch die Mütze der spätrömischen Zeit muß bereits getragen worden sein. Das Haar schoren die Franken bereits im sechsten Jahrhundert kürzer als die übrigen Germanen, rasierten es sogar im Nacken und am Hinterkopf und trugen bloß einen Schnurrbart. Die Könige allein hatten das Vorrecht, lange Locken und den ganzen Bart zu tragen.

Die Frauen trugen denselben engen Rock, aber bis auf die Knie reichend, später ebenfalls mit langen Ärmeln. Anfangs schloß er am Halse noch an und wurde mittels des Brustschlitzes angezogen; dann schnitt man das Halsloch viereckig oder rund weiter aus. Unter den Karolingern wurde darüber ein schon früher von Vornehmen getragenes kürzeres Kleid allgemeiner, das bis zur Hüfte oder bis unter dir Knie reichte, weitere und kürzere Ärmel hatte und hinten geschnürt war. Der Mantel der Frauen war bis zu den Karolingern kürzer und leichter als jener der



a Karl der Große. b Vornehme Frau. c Sänger mit Harfe.

Abb. 48. Franken.

Männer und wurde über beide Schultern gelegt, mitten auf der Brust aber durch eine Spange gehalten. Der Gürtel war lang und oft kostbar, er wurde mehrmals um den Leib gewunden, und die Enden hingen herab. Außerdem trugen die Frauen meist ein Kopftuch oder einen Schleier.

Die Merowinger führten rohen Prunk und als Hoftracht die römische lange Tunika und den langen Mantel ein: Karl der Große kehrte zu größerer Einfachheit zurück, doch seine Nachfolger nahmen die römische Tracht an, die er selbst nur zweimal zu Rom auf Bitten der Päpste angelegt hatte. Sonst trug er die fränkische Kleidung mit den seit 500 nach und nach angenommenen Hosen (b Abb. 47), die bis zum Knöchel reichten und am Unterschenkel mit leinenen Binden und darüber mit den Riemen der Schuhe umwunden waren, also außerdem Hemd, kurzen Rock, Mantel und Mütze. Sein Haar war kurz, den Mund bedeckte ein mächtiger Schnurrbart (a Abb. 48).

Die Stoffe waren farbig, von Wolle (Fries) oder Leinwand: Pelzwerk war beliebt und blieb es durch das ganze Mittelalter auch in den höheren und höchsten Ständen, der mangelhaften Heizvorrichtungen wegen. Hatte doch die Völkerwanderung mit allem römischen Komfort auch die Heizanlagen in Vergessenheit gebracht, die wir heute mehr bewundernd als nacheifernd ausgraben. Der Schmuck bestand bei beiden Geschlechtern in den altherkömmlichen goldenen spiralförmigen Armringen (Baugen) und Spangen am Mantel; die Frauen trugen außerdem Diademe, Ketten, Nadeln usw.

Die Männer führten einen schweren Stab mit goldenen Ketten oder silbernem Knopf. Die Hoftracht war unter den Merowingern und den späteren Karolingern die romanische; Herrscher und Herrscherinnen trugen seit Beginn des sechsten Jahrhunderts außer Purpur und Zepter wirkliche Kronen.

Die Hauptwaffe der Franken war das Beil (b Abb. 47), Franziska genannt, außerdem der Spieß, an Schwertern die zweischneidige Spatha und der dem römischen ähnliche Skramasax. Panzer und Helme hatten nur die Anführer, erst unter den Merowingern kamen erbeutete römische Rüststücke in Gebrauch. Nur ein runder Schild von mäßiger Größe war allgemein (b Abb. 47).

Unter den Karolingern begann bereits eine neue Entwickelung der Kriegstracht, worüber auf das zwölfte Kapitel dieser Abteilung verwiesen wird. Von nun an beschäftigen sich die einzelnen Kapitel wesentlich nur noch mit den Friedenstrachten.

Wie in der Tracht, so zeigte sich auch in den Geräten der Germanen unmittelbar neben dem klassischen das barbarische Element (rohe Form bei oft kostbarem Material; das urtümliche germanische Ornament, das Geriemsel, phantastisches Pflanzengewirr und Tierverschlingungen). Alle Luxusgegenstände, soweit sie nicht aus der römischen Zeit noch erhalten waren, bezog man aus dem Orient, da die Kunstübung im Abendlande durch die Völkerwanderung fast völlig vernichtet und die antike Tradition, sofern sie überhaupt noch vorhanden, ins handwerksmäßige verroht war. Die Wiederbelebungsversuche der karolingischen Zeit sind zugleich die erste Morgenröte einer in der Folge langsam aufgehenden mittelalterlichen Kunst, die daher den Namen der romanischen wohl verdient.

Ähnlich entwickelten sich in dieser Zeit die Trachten der Langobarden und Goten in Italien, der Burgunder, der Goten in Spanien usw.

Viertes Kapitel.

Franzosen.

[900 bis 1200.]

Im Anfange dieser Epoche unterschied sich noch der Franke vom Gallier; an ihrem Ende war galloromanisches und fränkisches Wesen (nicht ohne Mischung mit dem Normannentum) zu einer neuen Einheit, dem französischen, verschmolzen, in dem das keltische Element allerdings wohl noch heute vorwiegen dürfte. Wenigstens möchte man die französische Revolution nach der Seite des Volkstums als die Auflehnung des keltischen dritten Standes gegen den herrschenden fränkischen Stamm auffassen.

Das elfte Jahrhundert sah also in Frankreich, wie in Deutschland, eine neue eigentümliche, nunmehr wirklich mittelalterliche Tracht, das Produkt der voraufgegangenen Gärungsperiode.

Im elften Jahrhundert waren seidene und byzantinische gemusterte Stoffe häufiger, diese sogar bei den Männern, die zu dem Mantel die lange Tunika (chainse) sowie darüber oder dafür auch das von den Frauen an dessen Stelle getragene Oberkleid (bliaud) anlegten. Der Mantel wurde im zwölften Jahrhundert allgemein auf beiden Schultern getragen und vorn auf der Brust mit einer Spange



a König und Königin, 10. Jahrhundert. b Mann aus dem Volke, 11. Jahrhundert.

Abb. 49. Franzosen (900 bis 1200).

oder auch wohl einer Schnur oder Kette geschlossen (a b Abb. 50). Die Vorliebe für gemusterte Brokate und Edelsteine nach byzantinischer Weise sowie für kostbares Pelzwerk kam mehr ab, Seide blieb aber äußerst beliebt.

Die niederen Klassen trugen gern eine Pänula mit Kapuze, vornehme Männer im zehnten und elften Jahrhundert eine Art von phrygischer Mütze oder seit dem elften Jahrhundert die byzantinische platte Mütze mit einem Nackentuch oder Schleier. Im zwölften Jahrhundert kamen runde Hüte mit herabhängender Krempe und halbkugeligem, oft mit einer Spitze versehenem Kopf auf.

Das Haar wurde bis zum zwölften Jahrhundert gleich dem nach den schnurrbärtigen Karolingern (s. oben) allgemeiner gewordenen Vollbart kurz getragen, von etwa 1150 an aber der Bart gänzlich rasiert. Bis zum Ende des Mittelalters sah man dann mit einer kleinen Zwischenzeit (1350 bis 1400) nur noch glatte Gesichter.

Der Rock (bliaud) wurde im 13. Jahrhundert etwas weiter und bis zum Knie reichend, die geschlossenen Ärmel weiter und unten offen getragen. Diese, die Halsöffnung und der Brustschlitz sowie der untere Saum waren mit andersfarbigem Besatz geschmückt. Das Hemd (chainse), jetzt fast allgemein getragen, schaute oft unter dem Rocke heraus. Die Frauen des Volkes trugen ein langes Hemd und den langen gegürteten Rock, Vornehme dazu das kürzere Überkleid (s. oben).

Die Frauen trugen im elften Jahrhundert Kopftuch, Schleier oder Haube, im zwölften eine Kapuze, vornehme die byzantinische Mütze mit einem Kinnband (a Abb. 50). Seit im achten Jahrhundert die Zöpfe abgekommen waren, fiel das Haar in langen



a b Königin und König nach 1150. c Dame, 11. Jahrhundert.

Abb. 50. Franzosen (900 bis 1200).

Locken herab und wurde durch ein goldenes Stirnband gehalten, erst im zwölften Jahrhundert begann man wieder, es zu flechten und aufzustecken (a Abb. 50). Knöchelschuhe, meist schwarz, in der Zeit des byzantinischen Geschmackes bunt, wurden von beiden Geschlechtern getragen; Tuchstrümpfe und Beinlinge, die an der nun sehr verkürzten Hose (braie) befestigt waren, jedenfalls nicht nur von Männern, sondern auch von den Frauen, und zwar in den Schuhen, die gegen 1200 spitze Form annahmen. An Schmuck verstand sich die Mantelspange bei beiden Geschlechtern, beim Mann der Siegelring, bei der Frau das Stirnband von selbst, auch werden Handschuhe häufig erwähnt.

Das Gerät war vollständiger und zeigte die etwas schweren Formen des romanischen Stils auch noch, als die gotische Bauweise sich zu entwickeln begann; in dem vorliegenden Zeitraum war der Einfluß Venedigs für die europäische Kunstindustrie durch Vermittelung orientalischer und antiker Motive tonangebend. Die Gefäße wurden seit den Kreuzzügen unter direktem orientalischen Einfluß zierlicher; bei Tische führte man jetzt außer dem Messer schon die zweizinkige Gabel. Von Musikinstrumenten seien Harfe, Leier, Zither, Gitarre und Laute erwähnt; vor allem aber die Königin der Instrumente, die Geige, die in dieser Zeit entstanden ist. Sie hatte drei bis fünf Saiten, einen breiten Hals und einen Schallkasten in Gestalt eines halben Eies.



a Krieger. b Bürger. c Vornehmer Mann.

Abb. 51. Anglo-Normannen (1000 bis 1200).

Fünftes Kapitel.

Normannen, Anglo-Normannen und Engländer.

[1000 bis 1200.]

Die skandinavischen Eroberer, die 1066 von der Normandie aus England in Besitz nahmen, blieben anfangs noch unvermischt mit den bisherigen Bewohnern. Ihre Tracht war von der angelsächsischen sowohl als von der französischen jener Tage etwas verschieden, bis im folgenden Zeitraum französische Normannen und Angelsachsen zu einer neuen Nationalität, der englischen, auch kleidlich zusammenschmolzen.

Mantel und Rock wurden im Anfang dieser Periode noch häufig von Fell getragen, das mit der Haarseite nach außen gekehrt war. Hemd und Rock waren ursprünglich kurz, dieser wurde aber von den Vornehmen seit dem Ende des elften Jahrhunderts immer allgemeiner bis auf die Füße reichend getragen. Die Hose war die bis zum Knie reichende, unten offene Bruche (c Abb. 76). Im zwölften Jahrhundert, besonders gegen dessen Ende, ersetzten die Männer den rechteckig zugeschnittenen Mantel auch hier oft durch ein ärmelloses, bis unter die Knie reichendes Oberkleid, sogar wie bei den Franzosen durch einen lang- und weitärmeligen Talar. Diese Kleider waren in unserer Periode noch aus einfachen Stoffen gefertigt. Die niederen



a König. b Vornehme Frau. c Leichtfertige Frau.

Abb. 52. Anglo-Normannen (1000 bis 1200).

Stände trugen eine Pänula mit Kapuze, Vornehme Mäntel in derselben Form, nur vorn offen, doch auch solche ohne Kapuze (Abb. 51). Mit dem Stoff der Mäntel wurde seit dem 12. Jahrhundert von den Vornehmen großer Luxus getrieben, auch waren sie oft mit Pelz besetzt und mit Kleinodien verziert gleich den Hüten und Mützen, die aus Tuch oder Seide, beim Volke aus Filz oder Leder bestanden. Die Hüte waren kegel- oder napfförmig und hatten keine Krempe. Die Jäger trugen gebundene Hauben, das Volk Zipfelkappen.

Strümpfe, beim Volk Unterschenkelbinden, waren allgemein; der Halbstiefel wurde im zwölften Jahrhundert durch die Schuhe verdrängt. Am Ende des elften Jahrhunderts wurden spitze Schuhe Mode.

Die Ärmel der Frauenkleider wurden am Ende des elften Jahrhunderts vorn immer weiter gemacht, was man im zwölften Jahrhundert dahin übertrieb, daß die Ärmel zwar eng waren, vom Handgelenk aber so weite Aufschläge bis zur Erde herabhingen, daß man sie oft in die Höhe binden mußte. Auch das Oberkleid erhielt diese Sackärmel (b Abb. 52). Gürtel trugen die normannischen Damen über den Kleidern nur selten, doch schlossen diese am Oberkörper knapp an, wogegen sie unten oft schleppten. Frauen von leichtem Wandel schnitten das Kleid unten an einer Seite auf, so daß die Beinlinge beim Gehen sichtbar wurden (c Abb. 52). Ein Kopftuch war den Frauen unentbehrlich, bei den Männern fand es keine Verbreitung. Das Haar scheitelten die Frauen und flochten es in zwei Zöpfe, die, mit Bändern

umwickelt, lang herabhingen. Zur Zeit der Eroberung fand sich bei den Männern noch die Sitte, den Nacken zu rasieren, die sich bei den Franken seit dem fünften Jahrhundert erhalten zu haben scheint, und die sie wohl von diesen angenommen hatten. Später trugen sie jedoch gern Haar und Bart lang, gleich den Angelsachsen, so daß Heinrich I. in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts mit seinem Bestreben, Bartlosigkeit und kurzes Haar einzuführen, nicht durchdrang, vielmehr sah bereits die zweite Hälfte des Jahrhunderts wieder die alte Tracht. Die Normannen kannten sogar schon Perücken. Schmuck war äußerst selten.

Von den Schutzwaffen der Normannen, die wie überall im Mittelalter nur von den Anführern getragen wurden, waren ihnen eigentümlich beringte Panzerröcke (hauberts) aus Leder oder Linnen, mit Halbärmeln und Kapuze, auch mit zylindrischen Oberschenkelhosen daran. Die Helme waren halbei- oder kegelförmig und mit einem Nasenschutz versehen, später plattzylindrisch, die Schilde hatten die Gestalt unserer Papierdrachen (c Abb. 76, a b Abb. 77). In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bedeckte diese Schutzrüstung auch Unterschenkel, Unterarm und Hände; nach dieser Zeit kamen die Panzer aus Ringgeflecht auf (Abb. 77 und 78, vgl. Kap. 12 dieser Abteilung). Der lange und starke Reiterspieß und das lange gerade Schwert, daneben noch der Streitkolben und die Streitaxt waren die wichtigsten Angriffswaffen. Wahrscheinlich hatten sie diese Waffen im Orient kennen gelernt, der überhaupt auf die Herstellung und Form ihrer Waffen und die Entwickelung ihres für das ganze Mittelalter maßgebenden Kriegswesens von großem Einfluß war.

Damit hängt es zusammen, daß das Rittertum in dem aus edelbürtigen und vollfreien Leuten gebildeten Reiterstande, der schon lange vor den Kreuzzügen in den germanisierten Ländern Europas den Kern der Heere ausmachte, seine volle und charakteristische Ausbildung durch die französischen Normannen kurz vor und in dem ersten Kreuzzuge (1096 bis 1099) erhielt. Bei den Normannen zuerst verbreitet war die Armbrust, neben der aber auch der Bogen in Ansehen blieb.

Während der Kreuzzüge entstanden auch die Ritterorden, die noch vor dem Ausgang des Mittelalters ihre Blütezeit überschreiten sollten, eine Zeitlang aber große geschichtliche Bedeutung gewannen. Zu den Gelübden der geistlichen Orden: Armut, Keuschheit und Gehorsam kam bei diesen Rittern noch die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen und die zur Krankenpflege. Der von französischen Rittern nach der Eroberung Jerusalems gegründete Orden der Tempelherren, dessen Besitzungen größtenteils in Frankreich lagen, wurde freilich schon 1312 aufgehoben. Die Templer trugen als Ordenskleid einen weißen Mantel mit einem roten achtspitzigen Kreuz auf der linken Schulter und einen weißen Waffenrock mit demselben Kreuz vor der Brust. Die Johanniter oder Hospitaliter hatten ihren Sitz in Jerusalem, seit 1191 in Akka, seit 1291 auf Cypern, eroberten 1309 Rhodus (Rhodiserritter) und hatten nach ihrer Vertreibung von dort seit 1530 die Insel Malta inne (Malteser). Sie trugen einen schwarzen Rock und einen schwarzen Kapuzenmantel mit einem achtspitzigen weißen Kreuz, im Krieg einen roten Waffenrock mit silbernem Kreuz.

Sechstes Kapitel.

Deutsche.

[1000 bis 1300.]

Noch unter Karl dem Großen waren auch die Deutschen weit entfernt gewesen, eine Nation zu sein; die einzelnen Stämme unterschieden sich durch Sprache, Sitte und Tracht, ja einige waren noch Heiden (Sachsenkriege). Erst in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts waren sie alle dem Christentum gewonnen worden, wenn auch noch auf lange Zeit hinaus nur äußerlich. Wie wenig erscheint noch im Nibelungenliede (um 1210) die angestammte heidnische Wildheit durch das Christentum gemäßigt, wie tief wohnt uns allen noch heute in Gebräuchen, Neigungen, Ausdrücken, Anschauungen, Aberglauben ein gut Stück altgermanisches Heidentum im Blute!

Aber von jener Zeit an, die Deutschland unter einer Herrschaft vereinigte, begannen doch die deutschen Stämme allmählich zu einer Nation zusammenzuwachsen, bildete sich im zehnten und elften Jahrhundert eigentümliches Leben aus und damit auch hier eine eigentümliche mittelalterliche Tracht, die im zwölften und noch mehr im 13. Jahrhundert und etwas darüber hinaus die schönste Blüte erlebte. Auch hier zeigt sich die heilsame Einwirkung der von den Völkerscharen der großen Wanderung nie ganz niedergetretenen, weit überlegenen geistigen und geselligen Kultur des Ostens, die durch die Kreuzzüge den europäischen Nationen bekannt wurde und ihnen mit Recht einen tiefen Eindruck machte.

Noch unter den ersten sächsischen Kaisern trugen Fürsten und Volk den halblangen deutschen Rock, erst mit Otto III., also gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, kam bei den Vornehmen byzantinische Kleidung auf. Bis dahin trugen auch sie die kurze Tunika, den auf der rechten Schulter befestigten Mantel, Bruche (die verkürzte Leinenhose, etwa in der Form der oberbayrischen unten offenen Lederhose oder einer langen Schwimmhose), Beinlinge, die hier zuerst von verschiedener Farbe für jedes Bein („geteilt") vorkommen, Halbstiefel und Hüte (b Abb. 53). Gemusterte Stoffe erscheinen im Nordwesten Europas nicht vor dem elften Jahrhundert.

Das Volk trug auch noch in dieser Periode den altsächsischen Strohhut, dazu den kurzen Rock, der als Bauernkittel ja heute noch getragen wird, sowie Knöchelschuhe (Bundschuhe) oder Strümpfe mit Holzsohlen. Wer konnte, zog auch Hemd und Hosen an, der Mantel behielt die alte Form bei.

Die höheren Stände dagegen hatten den großen Schritt gemacht, die vornehme Tracht näherte sich der romanischen: der altüberkommene, jahrhundertelang getragene kurze Rock wurde 1100 von der langen Tunika abgelöst, dem Hauptstück der „höfischen Tracht" des Mittelalters. Der Stoff war feine Leinwand aus Byzanz, auch Wolle oder gar Seide, am untern Saum sowie seitlich, an der Halsöffnung und an den Handgelenken oft mit Goldborten besetzt oder gestickt. Sie hatte lange enge Ärmel, an den Seiten und oft auch vorn und hinten Schlitze vom untern



a Dame, 12. Jahrhundert. b Mann, 11. Jahrhundert. c Dame, 11. Jahrhundert.

Abb. 53. Deutsche (1000 bis 1200).

Saum aufwärts und war über den Hüften gegürtet und in einen mäßigen Bausch hervorgezogen. Der Gürtel bestand aus Goldborte oder anderm kostbaren Stoffe.

Dieses weichliche, fast weibische Kleidungsstück bildete das Gegengewicht zum Eisenkleid des gepanzerten Ritters (eine Illustration des Satzes, daß die Extreme sich berühren, wie die Trachtengeschichte sie so häufig bietet), stimmte aber zu der gehobenen Stellung der Frau, die in diesem Zeitalter, freilich vor der Hand nur bei den höheren Ständen, einen Einfluß auf die Kultur gewann, der noch heute fortdauert. Trotz seiner männlichen Übungen und Waffentaten, seiner Kreuzzüge und Abenteuerfahrten, trotz Turnier und Jagd hüllte sich also der Ritter in der Zeit der Minnepoesie und des Mariendienstes in ein Frauengewand, wie er auch lange Locken und ein glattes Gesicht hatte.

Über dem langen Rock trug der Mann ein gewöhnlich ärmelloses Oberkleid (c Abb. 54), Schaperun (chaperon) genannt, gleich der sukenie der Frauen. Dieses Kleidungsstück war oft mit Pelz gefüttert oder mit einem Pelzkragen versehen. Ein mit Kapuze versehenes Schaperun hieß Kappe.

Der Mantel, blau oder purpurn, im elften und auch noch im zwölften Jahrhundert mit hellem Futter versehen und mit Borten besetzt, wurde im elften Jahrhundert zwar noch gewöhnlich auf der rechten Schulter, vom zwölften Jahrhundert an aber



a König. b c Vornehme Herren.

Abb. 54. Deutsche (1200 bis 1300).

vor der Brust mit einer Spange befestigt, da man ihn nun auf beiden Schultern trug; bald reichte er vorn nicht mehr zusammen, und nun trat an die Stelle der Spange ein Band oder eine Kette (a b Abb. 54, a b Abb. 55). So war aus dem antiken Schultermantel der mittelalterliche Rückenmantel geworden, der, anstatt rechteckig, nun gern rund geschnitten wurde. Im 13. Jahrhundert wurde Wolle für den Mantel gebräuchlich, und nun kam Besatz und Futter ab; nur wurde er jetzt öfters mit Pelz gefüttert.

Die Hosen waren Beinlinge aus Tuch oder Seide und bedeckten den Fuß mit; sie waren nie gemustert, wohl aber geteilt (mi-parti), d. h. an jedem Bein anders gefärbt. Im 13. Jahrhundert trug man statt der Schuhe besohlte Hosen. Die Bruche wurde nur noch vom Volke getragen und, wenn man Hosen oder Strümpfe anlegte, in diese hineingesteckt (a Abb. 51, b Abb. 53). Die Beinriemen oder -binden verschwanden mit dem Anfang des Jahrtausends, finden sich aber vereinzelt bei niederdeutschen Bauern bis zum Ende des Zeitraums.

Die Bekleidung der Frauen bestand wie früher aus Oberkleid (Robe), Tunika (Rock) und Hemd. Dieses war öfters von Seide; wenn es das Unterkleid vertrat, hatte es Ärmel zum Wechseln. Der Ritter erhielt das Hemd der „Herrin“ als Liebesgabe und trug es im Kampfe als Waffenrock über der Rüstung, worauf es die Dame

wiedererhielt und — wieder anzog. Die Kleider waren am Oberkörper eng anliegend geschnitten, auch gesteppt, und hinten oder unter den Achseln geschnürt (hier zuerst tritt die Tendenz auf, den Wuchs durch das Kleid zu zeigen; vielleicht suchte man das auch schon durch die Anlage eines engen gesteppten Leibchens über dem Kleide zu erreichen [c Abb. 53]), unten aber fielen sie weit und faltig bis auf die Füße hinab, die sichtbar werden zu lassen der Anstand verbot. Dagegen wurde die Öffnung am Halse im 13. Jahrhundert so weit, daß dieser und ein Teil der Brust zu sehen war.

Der Faltenwurf kam um dieselbe Zeit dadurch besonders zu seinem Rechte, daß nun das Oberkleid durchweg aus Wolle gefertigt wurde. Zugleich wurde die Einfassung, wenn sie überhaupt vorhanden war, sehr bescheiden und es kamen feine, gebrochene Farbentöne auf, so daß wieder lediglich Form und Farbe den Reiz dieser Tracht ausmachten. Im 12. Jahrhundert wurde das Oberkleid verlängert und ließ nur den Saum oder Besatz des Rockes sehen, zu welchem Zweck auch wohl jenes ein wenig gehoben wurde (a Abb. 53). Die Ärmel, an der Achsel eng anschließend, erweiterten sich trichterförmig bis auf die Mitte des Unterarms, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren sie eng bis an den Ellbogen oder noch weiter herab und erweiterten sich dort plötzlich zu einem enormen Aufschlag, der auf dem Boden schleppte. Im Gegensatz dazu brachte das 13. Jahrhundert Oberkleider, die nicht nur gar keine Ärmel hatten, sondern deren Armlöcher auch an den Schultern bis zu den Hüften weit ausgeschnitten waren, so daß der Rock sichtbar wurde. Dessen Ärmel waren dann zum Wechseln eingerichtet, das Oberkleid (sukenie) aber mit farbigem oder Pelzfutter versehen. In letzterem Falle hieß es Korsett (von Kürsch, Pelz).

Es kam auch ein Oberkleid vor, das nicht nur bis an die Hüften, sondern bis an den unteren Rand aufgeschnitten war.

Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts war die Tracht wieder weiter und faltiger, das Bruststück rückte zugleich bis zum Halse hinauf, das Kleid fiel bis auf die Füße, der Schleier deckte, breiter geworden, nun auch die Wangen, eine Mütze das Haar (b Abb. 55), ja selbst Mund und Kinn waren bisweilen durch ein besonderes Tuch, die Rise, verhüllt.

Der Gürtel, der über dem Rock nur als Schmuck getragen wurde, bestand dann aus Seide oder Goldborte und war mit Perlen oder Steinen geschmückt, ebenso die Schnalle aus edlem Metall; das Ende des Gürtels mußte noch ein Stück von der Schnalle herabhängen, auch bei den Männern (vgl. b Abb. 60, c Abb. 77, a Abb. 78, a Abb. 79, b Abb. 80).

Den Mantel trugen die Frauen nur außer dem Hause und bei festlichen Gelegenheiten; auch hier fielen im 12. Jahrhundert die breiten Goldborten weg; er ward nur schmal, aber kostbar eingefaßt und bestand gewöhnlich aus Wolle, oft auch aus Seide und Samt mit entsprechendem Futter. Die vornehmsten Frauen trugen Pelzfutter. Im Schnitt glich er dem oben beschriebenen Männermantel durchaus, auf der Brust wurde er durch eine Borte oder Kette, den Fürspann, zusammengehalten, dessen Enden zwei scheibenförmige Spangen, die Tasseln genannt, an dem Mantel festhielten.



a Ritter. b Fürstin. c Falkner.

Abb. 55. Deutsche (1200 bis 1300).

Der feine Anstand gebot, den Mantel so zu tragen, daß die linke Hand den Saum etwas hob, indem die rechte mit dem Daumen oder zwei Fingern den Fürspann auf der Brust herabzog (b Abb. 55).

Beide Geschlechter trugen auf dem Haupte das Schapel (chapel, chapelet, a Abb. 53, b Abb. 54), einen einfachen oder gewundenen Reif aus Gold, Silber, Seide, reich verziert oder in Gestalt eines Blumenkranzes. Darüber trug man beim Ausgehen einen Hut mit mehr oder weniger spitzem Kopf, der bei Vornehmen mit einem Goldreif umschlossen, mit Pelz oder Pfauenfedern besetzt war, mit rundum oder nur hinten aufrechtstehender Krempe (Herzogshut). Die Mützen waren im zehnten und elften Jahrhundert noch der phrygischen ähnlich, später kamen flache Formen (c Abb. 54, c Abb. 55) mit aufrechtstehendem, gezacktem oder pelzbesetztem Rande auf. Das Haar wurde in der Höhe des Kinnes abgeschnitten und gekräuselt, der Bart wurde rasiert, nur an Geistlichen und im zwölften Jahrhundert an Fürsten sah man kurze Vollbärte. Trauernde schoren ihr Haar, Sklaven, Bauern und Hofnarren mußten es kurz tragen. Die Frauen gingen im zwölften Jahrhundert durchweg in langen Locken ohne Bedeckung, seit dem 13. Jahrhundert nur noch die Jungfrauen; Verheiratete trugen seitdem die flache Mütze, einen Schleier oder eine Haube, Gebände genannt und

in einem breiten Bande bestehend, das vor den Ohren herlief, Scheitel und Kinn umschloß und oben oft den ganzen Kopf bedeckte (b Abb. 55). Zöpfe waren sehr selten. Das Schapel, bisweilen oben geschlossen, wurde auch von Jungfrauen getragen (a Abb. 53).

Schuhe trugen meist nur Männer niederen Standes, der Vornehme pflegte seine Füße lediglich mit den besohlten Füßlingen der Hose zu decken. Im zwölften und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts fanden sich Knöchelschuhe mit einem Einschnitt vorn am obern Rande, gleichzeitig solche mit einem oder zwei Ausschnitten auf dem Fuß. Am Ende des 13. Jahrhunderts war der Schuh wieder ganz geschlossen, im 14. Jahrhundert hatte er einen Riemen über dem Spann. Diese Schuhe waren bei den Vornehmen meist aus schwarzem Leder, aber auch wohl aus buntem Leder oder Stoff. Die Frauen hatten zierliches Schuhwerk aus Leder, Goldbrokat oder Seide, meistens schwarz, gelb, rot oder weiß; der Schuh war geschnürt, vorn spitz und nach dem Fuß gearbeitet.

Die seit dem elften Jahrhundert aufkommenden Handschuhe, vom 13. Jahrhundert an schon mit geteilten Fingern versehen, bestanden meistens aus gewirkter Seide oder, wenn sehr fein, von Leder und waren bei besonderen Gelegenheiten weiß, bisweilen mit Stickerei, Perlen usw. verziert. Bis zum 14. Jahrhundert wurden sie indes nur außer dem Hause getragen. Die oft nur auf die linke Hand gezogenen Falkenhandschuhe (c Abb. 55) wurden, von starkem Leder und mit einer den halben Unterarm deckenden Stulpe versehen, auch von Frauen geführt.

Der Schmuck war jetzt schön und zierlich in der Form, kam aber nur äußerst parsam zur Anwendung. Die Männer trugen außer der Spange oder Kette am Mantel nur Schapel und Fingerring, die Frauen höchstens zwei Armringe, Schapel, Gebände, Fürspann mit Tasseln und den Gürtel. Vereinzelt erscheinen in dieser Zeit auch zuerst die Schellen als Schmuck der Kleidung.

Der Deutsche Ritterorden wurde 1190 in Akka gestiftet; sein Sitz wurde 1291 nach Venedig, 1309 nach Marienburg, 1457 nach Königsberg verlegt. Ordensabzeichen war ein schwarzes Kreuz mit weißer Einfassung auf weißem Mantel.

Die Schwertbrüder in Livland, gestiftet 1202 zu Riga, gingen schon 1237 im Deutschherrenorden auf. Sie trugen zwei rote gekreuzte Schwerter auf weißem Mantel.

Die Architektur nahm seit etwa 1230 die Formen des in Frankreich schon im zwölften Jahrhundert ausgebildeten gotischen Stils an, dessen Ornamentik in dieser frühern Zeit sich der romanischen eng anschließt.

Das Gerät war noch einfach, selbst in fürstlichen Häusern; was an Gefäßen zur Verwendung kam, seit den Kreuzzügen zierlicher und prachtvoller. Kostbare Gewebe bezog man gern von den sarazenischen Manufakturen Siziliens. Aus dem Orient waren auch Trompeten und Pauken bekannt geworden, das Lieblingsinstrument der Zeit aber war die Harfe, die ihrer Kleinheit wegen sitzend gespielt werden konnte, indem man sie gegen das Knie stützte.

Die mittelalterliche Tracht macht auf der Bühne wenig Schwierigkeiten, da sie an fast allen Theatern vorhanden ist; möchten nur die Damen aufhören, sie durch moderne Schnitte und Zutaten zu entstellen, und sich auch mit den taillenlosen Obergewändern befreunden. Die langen und kurzen Tuniken sind, im

Chor mindestens, zugleich für antike und byzantinische Trachten mit zu verwenden. Stiefel kennt diese Tracht nicht, sondern nur weiche Ledersocken; die Schuhe nimmt man gern mit dem Trikot, das leider noch überall die Hose darstellt, von gleicher Farbe, obwohl man wirkliche Tuchbeinlinge von historischem Schnitte vorziehen sollte, was zumal bei schlanken Figuren sehr zu empfehlen ist und die unnatürlichen Beinwattons überflüssig macht. Zu der beschriebenen Friedenstracht wurden weit seltener Waffen getragen, als es auf der Bühne meist mißbräuchlich geschieht, wurden doch Hut, Handschuhe, Mantel, Schwert, Dolch und Sporen im Zimmer abgelegt, während allerdings die Damen in vollständiger Tracht verblieben. Auffallend vernachlässigt wird das höchst kleidsame Schapel.

Hier wendet sich die Darstellung von den Deutschen ab, kurz vor der großen Umgestaltung der Tracht um die Mitte des 14. Jahrhunderts, und geht zur Betrachtung der anderen europäischen Nationen (Italiener, Engländer, Franzosen, Spanier) bis zum Schluß des Mittelalters über, so daß bei diesen in der Zeit vom 13. bis zum 15. Jahrhundert zwei verschiedene Epochen zusammengefaßt werden, nämlich die letzte Zeit oder die Blüte des mittelalterlichen Kostüms und die Periode seines Verfalls und seiner Entartung seit dem angegebenen Zeitpunkte (**1350**), wo die beginnende Übereinstimmung in der Tracht aller europäischen Völker zur Herrschaft der Mode führt. Diese ergeht sich gerade in der letzten Epoche, die den Übergang zu dem Trachtenwesen der Neuzeit bildet und wichtige Stücke der Kleidung in völlig neuer Weise umformt, bis zum Narrenhaften in Luxus, Bizzarrerie und phantastisch ausschweifenden Tollheiten.

Siebentes Kapitel.

Italiener.

[1200 bis 1500.]

In Italien wirkte naturgemäß der Einfluß Roms am längsten und tiefsten nach, daher entsprach bis zum 13. Jahrhundert die italienische Tracht im ganzen dem spätrömisch-byzantinischen Kostüme, neben dem in Unteritalien noch normannisch-französische, in Sizilien arabische, in Oberitalien deutsche Elemente erschienen: diese blieben in Oberitalien allein, in Rom mit normannischen gemischt vorherrschend.

Manches von der deutschen Tracht im 13. Jahrhundert Gesagte gilt daher auch von der italienischen.

Der lange Rock war hier auch an Schultern und Oberärmeln mit Besatz versehen, die Hosen in der Farbe häufig gleich dem Mantel, aber abweichend vom Rocke. Auch mi-parti kam im 13. Jahrhundert schon häufig vor, doch noch einfach, nur in zwei Farben. Der Grund dieser eigentümlichen Sitte, die von nun an oft wiederkehrt (a Abb. 57), ist nicht allein das Streben nach dem Neuen und Auffallenden, sondern vor allem der Wunsch, die Wappenfarben an der Kleidung anzubringen, daher anfangs besonders die Waffenhemden der Ritter und die Livreen der Dienstmannen „geteilt“ gefärbt wurden.

Der Mantel, der auch noch auf der rechten Schulter geschlossen wurde, hatte einen Schulterkragen aus Pelz, der schließlich bis an die Hüften reichte. Das Volk



a Maler Cimabue (etwa 1240 bis 1302). b Petrarca (1304 bis 1374). c Laura.

Abb. 56. Italiener (1300 bis 1400).

trug noch lange die römische Pänula oder, oft als einziges Kleidungsstück, einen langen, vorn zugeknöpften Rock von lebhafter Farbe, mit engen Ärmeln (b Abb. 56) und einer meist aus einem Stück mit dem Rock geschnittenen Kapuze. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurden die Ärmel vorn geknöpft, die Kapuze endete in einen langen zopfartigen schmalen Sack, der bis auf die Schultern fiel (a b Abb. 56, a Abb. 57).

Seit vor der Mitte des Jahrhunderts die Bürger auch den kurzen, nur bis an die Knie reichenden Rock angenommen hatten, ging der lange Rock allmählich auf die Bauern über. Von 1350 an herrschte der kurze Rock (cotardia), das charakteristischste Stück der spätmittelalterlichen Tracht, bei den höheren Ständen vor (a Abb. 56, a b Abb. 57); nur ältere Leute, Advokaten, Professoren, Senatoren, Magistrate und Fürsten im Ornat blieben bei der langen Tunika (b Abb. 56).

Im 14. Jahrhundert reichte der Rock noch bis oberhalb des Knies (a Abb. 56), im 15. Jahrhundert bedeckte er kaum mehr einen Teil der Oberschenkel (c Abb. 58, a b Abb. 59). Die engen Ärmel waren nun auch außen längs aufgeschnitten und wieder zugebunden (b Abb. 59) oder an Schulter und Ellenbogen quer durchgeschnitten und wieder angenestelt, so daß das Hemd bauschig hervorsah (c Abb. 57). Junge Edelleute und Pagen hatten ausgeschnittene Röcke, die das Hemd an der Brust sehen ließen (a Abb. 59).



a Edelmann aus Padua. b Dienstmann in Livree, Florenz. c Edelmann.
Ende des 14. Jahrhunderts. 15. Jahrhundert.

Abb. 57. Italiener (1300 bis 1500).

Häufig wurde über dem Rock ein etwas längerer mit größerem Halsausschnitt, etwas weiteren und meist kurzen Ärmeln getragen, der kostbar besetzt und stets gegürtet war. Seit 1350 hatte er oft lange Hängeärmel. Auch dieser Oberrock wurde von alten Leuten, Magistraten usw. selbst im 15. Jahrhundert lang getragen und dann meist nicht gegürtet (b Abb. 58).

Der Mantel hatte nun, besonders bei jüngeren Leuten, meist die Gestalt einer Glocke und reichte nur bis zur Hüfte (a Abb. 56). Doch kamen auch Mäntel vor, die bis unters Knie reichten und außer mit einer Kapuze (die auch oft getrennt beschafft wurde) noch mit einem reichgestickten ausgezackten Kragen versehen waren, an dem Schellen hingen (c Abb. 57).

Im 14. Jahrhundert wurde der Mantel nun stets vorn geschlossen, doch gab es auch lange Mäntel, die auf der rechten Schulter befestigt und an der linken, geschlossenen Seite mit einem Ärmel versehen waren (Heuken), ebenso Überhänge in Form einer langen Decke mit Halsloch, gleich dem Heroldsmantel (b Abb. 57, c Abb. 58).

Alle diese Kleidungsstücke waren bunt und mit Pelz gefüttert und verbrämt. Die verwendeten Stoffe waren im 14. und 15. Jahrhunderte kostbarer; Brokate mit Arabesken, Blumen- und Tiermustern wurden schon seit 1130 in Sizilien durch



a b c Vornehme Florentiner.

Abb. 58. Italiener (1400 bis 1450).

Sarazenen verfertigt, auch in Oberitalien webte man seit dem zwölften Jahrhundert solche Zeuge. Der im Orient schon zur Zeit Karls des Großen bekannte Samt kam erst durch seine Herstellung in Sizilien seit jener Zeit in Europa in Aufnahme. Statt der früher beliebten gebrochenen Farben zog man grelle vor. Im 15. Jahrhundert verwendete man nun auch die geteilte Tracht schon komplizierter, so daß z. B. eine Seite des Rocks einfarbig, die andere in zwei neuen Farben quergestreift war. Die Hosen waren oft an einem Bein einfarbig, am andern mit Längsstreifen versehen, entweder von oben bis unten (b Abb. 59) oder am Knie noch einmal geteilt.

Die Frauen trugen im 13. Jahrhundert über dem Hemd auch hier zwei Kleider, deren unteres mit engen Ärmeln und einem kleinen viereckigen Halsloch versehen war, während das obere, ärmellose einen tiefern runden Ausschnitt und eine größere Weite hatte und gegürtet wurde. Trug man dieses Oberkleid allein, so hatte es Ärmel. Der Mantel reichte vom Scheitel bis zu den Füßen und war oben auf dem Gebände mit einem Knoten befestigt. Lag er auf den Schultern fest, so gehörte ein Kopftuch dazu. Im 14. Jahrhundert wurde der Halsausschnitt rund, und die Ärmel waren wie bei den Männern geschlitzt und genestelt (a Abb. 58, c Abb. 59), oft auch am Oberarm weit; im 15. Jahrhundert trug man weite Ärmel, die nur bis zur Mitte des Unterarms reichten und unter diesen weite am Handgelenk geschlossene Unterärmel. Der Rock wurde von den Hüften abwärts weiter und faltiger und mußte



a Edelmann, Ende des Jahrhunderts. Siena. b Edelmann. c Edeldame, erste Hälfte des Jahrhunderts. Venedig.

Abb. 59. Italiener (1400 bis 1500).

immer noch die Füße bedecken, doch erweiterte sich der Halsausschnitt, so daß im 15. Jahrhundert Nacken, Schultern und ein Teil der Brust sichtbar wurden. Die Borten und Besätze kamen ab und verschwanden im 15. Jahrhundert ganz und gar, wurden aber durch reichlichen Schmuck an Ketten und Spangen ersetzt.

Den Mantel vertrat schon im 14. Jahrhundert das weitärmelige Oberkleid (c Abb. 56), im 15. Jahrhundert statt dessen ein weiter langer Überrock über dem Kleide, der weite Ärmel hatte, im obern Teil anliegend, um die Hüften gegürtet war und beim Gehen aufgenommen wurde wie der Mantel, dem er auch in der Ausstattung glich, der aber nur noch selten vorkam. Die kurzen Überröcke (als Haustracht) sowie die erwähnten Überhänge fanden sich bei den Frauen ebenfalls (a Abb. 58).

Von den Kopfbedeckungen war am beliebtesten die Kapuze (a b Abb. 56), im 14. Jahrhundert sogar mit Gold und Pelz verbrämt und wie in ganz Europa bei den Vornehmen hochmodern (a Abb. 57), auch die barettartige flache Mütze (c Abb. 57, b 58, b 59). Außerdem kam eine Beutelmütze (b Abb. 57) in Gebrauch sowie der Herzogshut, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit einer Feder auf der Spitze. Im 15. Jahrhundert hing statt des Zopfes der Kapuze von Hut oder Mütze die

Sendelbinde herab, ein buntes Stück Zeug aus dünner Seide (Sendal, Zindel), das von der rechten Schulter über die Brust nach der linken gelegt wurde. Außerdem kam um diese Zeit die Kalotte, eine runde, enganschließende Kappe oder Haube (Haarnetz) in Gebrauch (a c Abb. 59).

Das Haar wurde lang bis in den Nacken und gelockt getragen, nur im Felde aus naheliegenden Gründen kurz, der Bart wurde rasiert, er kam jedoch in der ganzen Zeit hier und da auch als Vollbart vor, selten als bloßer Schnurr- und Kinnbart (a Abb. 56). Die Frauen ließen das Haar im 13. Jahrhundert frei herabfallen, im 14. Jahrhundert trugen sie es häufiger in Zöpfen, die als Kranz um den Kopf gewunden oder auf dem Hinterhaupte in ein Nest gesteckt waren (c Abb. 56). Mütze, Gebände, Mantel, Kopftuch, Kapuze und Kalotte deckten das Haar, das im 15. Jahrhundert mit Perlen geschmückt (a Abb. 58, c 59) oder mit durchsichtigen Schleiern bedeckt, wieder frei oder in Zöpfen herabfallend (a Abb. 58, c 59), aber auch aufgesteckt getragen wurde.

Die Schuhe waren im 13. Jahrhundert niedrig, weit ausgeschnitten und hinten etwas höher. Der Adel trug im 14. Jahrhundert die Schuhe an der Beinbekleidung oder ausgeschnittene Schuhe mit langer Spitze (a Abb. 56, a 57), die erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts verschwand (b Abb. 59). Später waren die Schuhe nach dem Fuße spitz gearbeitet, reichten am Spann hoch hinauf und wurden dort bisweilen geschnürt. Stiefel waren auch in dieser Zeit noch äußerst selten und glichen dann schlaffen bis über die Waden reichenden Ledersocken. Die Schuhe waren entweder schwarz oder von der Farbe der Beinbekleidung und bestanden meist aus Leder, bei den Frauen öfters aus Stoff. Schmuck wurde im 13. und auch im 14. Jahrhundert noch mäßig (Spange, Fingerring, Hutknopf, Gebände), im 15. Jahrhundert aber äußerst reichlich getragen. Zu den Perlen im Haar und an der Mütze kamen kostbare Schnallen, Ohrringe, Arm- und Halsbänder, Ketten usw. hinzu. Auch die Geräte gewannen in dieser Zeit schnell künstlerische Formen. Die in Italien nie recht heimisch gewordene Gotik wurde im Anfang des 15. Jahrhunderts völlig durch einen neuen Kunststil beiseitegeschoben, der auf dem erneuten Studium der Antike und der Natur beruhte und hier noch in diesem Zeitraum herrliche Früchte reifte.

Achtes Kapitel.

Engländer.

[1200 bis 1500.]

Die englische Nationalität, wie sie sich erst in diesem Zeitraum aus der Mischung der Angelsachsen mit den nordischen Eroberern herausbildete, hat die ganze angelsächsische Starrheit in ihrem Charakter beibehalten. Aus dieser Eigenschaft und der insularen Abgeschlossenheit erklärt es sich, daß jenseits des Kanals die Tracht gleich der Sitte von jeher besondere Eigentümlichkeiten zeigte. Die Veränderung um die Mitte des vorliegenden Zeitraums war hier nicht so einschneidend wie auf dem Kontinent, doch zeigte sich im 14. und 15. Jahrhundert eine auffallende Ähnlichkeit



a Vornehmer Mann. b König. c Vornehme Frau.

Abb. 60. Engländer (1200 bis 1300).

mit den französischen Moden infolge der großen Kriege mit Frankreich, bis zu deren Abschluß im 15. Jahrhundert Hof und Adel immer noch französisch war.

Auch hier galt im 13. Jahrhundert die mittelalterliche Tracht, bestehend aus Hemd, Hose, Tunika, Mantel, Hut und Schuhen.

Der lange Rock war, wie bei den anderen Nationen, an Saum und Handgelenken mit Borten besetzt oder gestickt; Edelsteine wurden nicht verwendet. Nach und nach wurde der Rock kürzer und oben enger. Die Ärmel waren oben weit, unten eng, im 14. Jahrhundert umgekehrt, so daß sie den Boden berührten und das helle Futter zu sehen war (b c Abb. 62, a 63). Gleichzeitig wurde der Rock noch kürzer, so daß er den Oberschenkel nur halb bedeckte (a c Abb. 62); da er nun anliegend geworden war, so versah man ihn vorn und an den engen Ärmeln mit Knöpfen, was übrigens an dem bei älteren Leuten üblichen langen Rocke gleichfalls geschah. Auch der kurze Rock (jack, jacket) wurde bisweilen gegürtet, wobei, wie im 13. Jahrhundert, ein Ende des Gürtels von der Schnalle herabhing (b Abb. 60). Gemusterte Stoffe und Brokate waren seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bekannt, doch wurden bei Hofe noch im 14. und 15. Jahrhundert einfarbige Stoffe mit Besatz getragen. Im 14. und 15. Jahrhundert war der Rock bei Hofe sehr lang und hatte weite Ärmel, die Säume waren zackig ausgeschnitten (b Abb. 62, a 63). Darunter trug man schon im 13. Jahrhundert einen zweiten Rock mit Ärmeln, der anfangs länger, seit dem 14. Jahrhundert aber kürzer war als der obere (c Abb. 63).



a Bürger. b Königin. c Vornehme Frau.

Abb. 61. Engländer (1300 bis 1400).

Im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts kam auch ein Überhang mit Halsloch auf, bald aber kehrte der alte weite Rock (Tappert) mit weiten Ärmeln und Zatteln wieder, der jetzt auch, mit einem Schulterkragen versehen und vorn aufgeschnitten, die Stelle des Mantels vertrat (b Abb. 63). Alle diese Röcke und Oberkleider hatten oft hohe Stehkragen, manchmal von anderer Farbe. Das Hemd hatte im 14. und 15. Jahrhundert oft einen Kragen, der über dem Rock umgeschlagen wurde (a Abb. 63). Die Hosen waren noch, wie auf dem Kontinent, einfarbig und, obwohl mi-parti als Zeichen der Dienstbarkeit auch hier vorkam, doch selbst am Ende des 15. Jahrhunderts nur selten buntgestreift oder gemustert, wohl aber bisweilen zu Schuhen verlängert.

Der Mantel, im 13. Jahrhundert auf der Brust mit einem Fürspann geschlossen (c Abb. 60), wurde im 14. Jahrhundert auf der rechten Schulter zusammengenäht, so daß er über den Kopf gezogen werden mußte (a Abb. 62). Die Naht war mit Borten oder Knöpfen besetzt. Die Mäntel wurden rund geschnitten und gleichfalls hell gefüttert und an den Säumen ausgezackt. Schon im 13. Jahrhundert trug man auch einen ringsgeschlossenen, glockenförmigen Mantel mit Kapuze, oft mit Pelz gefüttert, auch in den höheren Kreisen; er glich völlig der antiken Pänula (a Abb. 60). Schellen- und besonders Pelzbesatz kam an allen Teilen der Kleidung vor.



a Fürst, 1350. b Vornehmer Mann, Ende des 14. Jahrh. c Bürger, 1400 bis 1450.

Abb. 62. Engländer (1300 bis 1450).

Die Tracht der **Frauen** entfernte sich in demselben Sinne von der edlen Einfachheit des 13. Jahrhunderts. Damals war das **Kleid** am Halse hoch, bis zur Hüfte eng, unten faltig, und hatte enge Ärmel (b Abb. 64). Vom Stoffe war oben schon die Rede.

Der **Schnitt** erlitt im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert insofern eine Änderung, als man das Kleid bis zur Brust ausschnitt und (ein wichtiger Schritt) **Leib und Rock** trennte. An die Stelle der früher gebräuchlichen zwei Kleider (Oberkleid und Tunika) trat von nun an allmählich diese heute gültige Form des Frauenkleides.

Auf der Bühne behalten die Damen leider auch in den früheren Zeitaltern die moderne Trennung von Leibchen und Rock gern bei, was dem weiblichen Bühnenkostüm eine bedauernswerte Einseitigkeit verleiht, aber in Gründen der Ersparnis und der Verwendbarkeit überall seine gute Entschuldigung finden wird, wo die weiblichen Bühnenmitglieder noch ihre Kostüme selbst herstellen müssen.

Man begann nun das Leibchen oder die Jacke von anderer Farbe zu machen, so daß an Stelle der einen Farbe, die im 13. Jahrhundert für das weibliche Kleid gegolten hatte, nun drei traten, den Besatz eingerechnet. Dieser umlief Schultern und Hüften so, daß er die Körperform hervorhob, d. h. sie in der Mitte schmal, oben und unten breit erscheinen ließ (b Abb. 61). Gegen 1450 und später kam allerdings auch die alte, meist enge Form der Tunika wieder vor.



a Heinrich V., 1415. b Vornehmer Mann, c Bürger, zweite Hälfte des Jahrhunderts.

Abb. 63. Engländer (1400 bis 1500).

Wurde die Jacke als selbständiges Stück über das Kleid angelegt, so blieb sie meistens vorn offen, hatte enge Ärmel und kostbaren Besatz.

Im 15. Jahrhundert wurde der Ausschnitt der Kleider viereckig, die Ärmel auch bei den Frauen weit. Unter diesen Hängeärmeln trug man dann weiße Unterärmel und gürtete das Kleid unter der Brust.

Die Schleppe war seit dem 14. Jahrhundert in Gebrauch. Das Hemd war zu den ausgeschnittenen Kleidern meist ebenfalls ausgeschnitten wie bei unseren Damen, sonst hatte es auch wohl einen Überfallkragen.

Der Mantel, auf beiden Schultern getragen, wurde samt Schnur, Tasseln und Besatz im 14. Jahrhundert kostbarer (b Abb. 61), im 15. Jahrhundert wieder einfacher getragen und nun schlechtweg mit einer Haftel geschlossen, später auf den Achseln festgesteckt.

Die Kopfbedeckung bestand beim Volk in der Kapuze; über dieser wurde oft noch der Hut getragen. Außerdem hatte man Kalotten und Barette, im 15. Jahrhundert war die Sendelbinde (c Abb. 62, b 67) allgemein.

Das Haar trug man lang und gekräuselt, nur in der Rüstung und im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts der hohen Hemdkragen wegen über den Ohren abgeschnitten. Der Bart wurde rasiert, selten blieb ein Schnurrbart oder kurzer Vollbart stehen. Lange Bärte waren nur alten Leuten gestattet.

Die Frauen trugen im 13. Jahrhundert das Gebände (vgl. S. 90f.) oder Kopftuch und Rise (Kinntuch), im 14. Jahrhundert gemusterte Taschen oder Wülste an den Schläfen (b Abb. 64, b 66) und etwa den Schleier. Im 15. Jahrhundert wurde der Hennin, die Hornhaube, üblich, in Gestalt eines langen nach hinten gerichteten Kegels oder Zuckerhuts (a Abb. 66), oder zweier hornförmigen Wülste, worüber ein Schleier angeordnet war (c Abb. 66); unter Heinrich VI. eine zierliche Doppelhaube. Diese Hauben bedeckten das Haar.

Der Schuh war auf dem Spann geschnürt, im 13. Jahrhundert auch geschlossen, im 15. Jahrhundert künstlich durchbrochen, bei den Männern öfter aus Leder als aus Stoff, bei den Frauen umgekehrt.

Von 1350 bis gegen 1485 herrschte die Mode der langen Schnabelschuhe (crackowes) wie früher schon vor 1250. Stiefelsocken trug nur das Volk.

Der Schmuck war im 13. Jahrhundert sehr bescheiden, im 14. und 15. Jahrhundert reicher und reichlicher, aber nie übertrieben. 1349 hatte Eduard III. den Hosenbandorden gestiftet. Die Ordenstracht bestand aus langer Tunika, Kapuze und Mantel von blauem Wollstoff, das Abzeichen, mit dem die Ordenskleider bestickt wurden, war das bekannte Knieband aus blauem Samt mit goldnem Rand und dem Spruch: „Hony soit qui mal y pense“, auf dem linken der roten Beinlinge. Die blaue Tunika wurde einmal kurze Zeit durch eine schwarze, dann durch eine rote ersetzt. Die 26gliedrige Kette aus Kniebändern und Goldschnurschleifen mit dem Bilde des heiligen Georg als Anhänger ist erst von Heinrich VII., das von links nach rechts getragene blauseidne Ordensband mit dem Georg noch später und der Stern gar erst unter Karl I. hinzugefügt worden.

Neuntes Kapitel.

Franzosen und Burgunder.

[1200 bis 1500.]

In diesem Zeitraum entstand die europäische **Mode**, und die Franzosen bemächtigten sich der Modebewegung, deren Anführung ihnen, wenn auch mit Unterbrechungen, fast bis heute geblieben ist. Es ist damit nicht gesagt, daß sie für die Tracht nun auch allein maßgebend gewesen wären; da aber die Umbildung der Tracht durch die Moden bewirkt wird, so tritt man, strenggenommen, mit dem 14. Jahrhundert aus der Trachtengeschichte in die Modengeschichte ein. Was früher etwa auch als Mode bezeichnet werden konnte, insofern es weniger dem Bedürfnis als dem Nachahmungstrieb entsprang, dehnte sich doch nicht, wie von jetzt an, auf alle Völker von europäischer Kultur und auf alle Stände aus.

Die Herrschaft der französischen Mode begann gegen 1350 und wurde nach der Schlacht bei Azincourt (1415), als die englischen Kriege das Land erschöpft und arm gemacht hatten, von der burgundisch-niederländischen abgelöst, die nach dem Untergange Karls des Kühnen (1477) der ungebundensten Willkür wich.



a Frau mit Kind. b Königin. c König.

Abb. 64. Franzosen (1200 bis 1300).

Der gewöhnliche Rock reichte auch im 13. Jahrhundert noch bis an die Knie; der lange Rock (soutane), bis zum Knöchel oder nur bis an die halbe Wade reichend, erhielt sich, mäßig verziert, bis ins 14. Jahrhundert, wo allmählich bei Vornehmen der kurze Rock aufkam, während die Bürger bei der soutane blieben (c Abb. 65). Nach dem Beispiel des Philipp von Valois (1340) wurde der Rock bei Hofe plötzlich ganz kurz und eng (cotte-hardie); da er nun nicht mehr über den Kopf zu ziehen war, so schnitt man ihn vorn auf und versah ihn mit Knöpfen, die hier zuerst für die Trachtenformen bedeutsam werden. Diese Jacke (jacque, jacquette, a b Abb. 65) ist der Ausgangspunkt unseres vorn offenen Rockes, der an-, aber nicht mehr übergezogen wird wie die früheren. Der geschlossene mittelalterliche Rock kam in dieser Periode ab, nur als Bauernkittel (blouse) fristet er sein Dasein bis auf den heutigen Tag.

Die Jacke hatte auch enge Ärmel, die gleich ihr geknöpft wurden, sowie einen hohen Stehkragen, war um die Mitte eingeschnürt, an Brust, Rücken und Schultern häufig wattiert und aus gemustertem Stoffe gefertigt. Der Gürtel war unterhalb der Hüften aufgenäht. Um 1360 hatte die Jacke schon beim Bürgerstande Eingang gefunden; seitdem wechselten die Moden unaufhörlich. Unter der Jacke wurde bisweilen ein Wams mit engen Ärmeln getragen, dann hatte sie dazu weite gezattelte Hängeärmel (c Abb. 67). 1400 reichte die Jacke nur noch bis zu den Hüften; zugleich kam eine weite großfaltige Jacke oder ein Oberrock mit wattierten Achseln (maholtres) auf (a c Abb. 67).



a Fürst. b Vornehmer Mann. c Bürger.

Abb. 65. Franzosen und Burgunder (1300 bis 1400).

Der Mantel, im 13. Jahrhundert anfangs auf der Schulter, später auf der Brust in bekannter Weise geschlossen und dann meist rund geschnitten, kam während des 14. Jahrhunderts allmählich ab. Als die Zatteln Mode wurden, hatte auch der Mantelsaum solche. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war die glockenförmige Heuke (heuque) am gebräuchlichsten, ein rings geschlossenes langes ungegürtetes Oberkleid mit drei Öffnungen für Kopf und Arme, dem Schapperun ähnlich, das aus dem Schultermantel entstanden war, indem man ihn auf der rechten Schulter zusammennähte, so daß er über den Kopf gezogen werden mußte (a Abb. 65), auf der geschlossenen Seite aber ein Armloch anbrachte. Schon im 12. und 13. Jahrhundert hatte man statt des Mantels ein geschlossenes faltiges langes Oberkleid mit weiten oder gar keinen Ärmeln getragen (a Abb. 64); im 14. Jahrhundert war dies bei den Bürgern allgemein, und zwar pflegten sie es tief zu gürten und am Gürtel Tasche, Messer usw. aufzuhängen (c Abb. 65). Die Vornehmen dagegen gürteten es, wenn überhaupt, an der richtigen Stelle. Dieses Oberkleid nahm seit 1350 mehr die Gestalt des Tapperts (tabard) an, der oben mäßig weit, unten sehr faltig, meist bis auf die Füße (b Abb. 67), aber auch wohl nur bis zum Knie reichte und stets gegürtet wurde. Der kurze (ähnlich der erwähnten Oberjacke) war vorn unten bis zum Gürtel offen und hatte



a Fürstin, 1341. b Fürstin, 1375. c Königin Isabeau (1385 bis 1422).

Abb. 66. Franzosen und Burgunder (1350 bis 1450).

am Halse einen Schlitz zum Zuknöpfen; der lange Tappert (b Abb. 62, a Abb. 63), seit dem Ende des Jahrhunderts auch auf dem Kontinent modern, war vorn unten bis zur Hälfte seiner Länge aufgeschnitten, so daß das kostbare Futter sichtbar wurde. Die weiten Ärmel des Tapperts reichten oft bis zur Erde oder schleppten nach; im Anfang des 15. Jahrhunderts waren die Ärmel auch zuweilen eng, bis um 1420 lang herunterhängende, unten offene Sackärmel (b Abb. 67) aufkamen, die in der Mitte vorn einen Schlitz für die Hand hatten. Dieser war mit buntem Besatz oder mit Pelz eingefaßt, wie später auch die untere Öffnung.

Dabei kam in diesem Jahrhundert die Schaube auf, ein Oberkleid, das oben weiter als der Tappert und vorn offen war. Sie reichte bis an die Füße oder später auch nur bis ans Knie, wurde nicht gegürtet und hatte vielfach die erwähnten Sackärmel mit zwei Öffnungen. Sie war meist mit Pelz verbrämt; am Halse schloß sie dicht an oder fiel in einem Kragen auf die Achseln zurück (b Abb. 63). Daneben blieb das erwähnte kurze Oberkleid in Gebrauch, der Mantel kam im 15. Jahrhundert gar nicht mehr vor. Die genauen Bezeichnungen dieser Kleider sind schwer festzustellen, da sie teils für dasselbe Kleidungsstück wechseln (so heißt ein schaubenartiges Oberkleid

bald housse, bald houppelande), teils bei einem Wechsel der Formen beibehalten werden, so daß z. B. die Namen tabard und robe später jedes Oberkleid bezeichnen. Unter allen diesen Oberkleidern wurde, wie gesagt, die enge Jacke (a Abb. 65, c Abb. 63) oder ein Wams (wambicium, gamboison) getragen, das oft einen Stehkragen hatte, wie die genannten Kleidungsstücke auch, und an die engen Hosen mit Bändern angenestelt wurde, so daß das Hemd hervorsah. Dieses glich unserem Männerhemde, war aber am Halse ausgeschnitten.

Die Farben wurden in jener Zeit symbolisch verwendet, mi-parti besonders im 14. Jahrhundert an Rock, Hose und Tappert. Der königliche Ornat war blau mit eingewebten goldenen Lilien (b, c Abb. 64). Unter den Stoffen stand Goldbrokat obenan, meist mit goldenem Blumenmuster auf rotem Grunde; man kann sagen, daß dieser Stoff ein Kennzeichen der vornehmen Tracht in der Burgundischen Periode ist. Von der Pracht und Kostbarkeit dieser Stoffe, wie sie die Niederlande damals lieferten, überhaupt von dem Reichtum des burgundischen Lebens, kann man sich gar keinen zu hohen Begriff machen; man betrachte nur die Bilder der alten Flamänder (van Eyck, van der Weyden, Memling usw.). Außer dem Brokat war auch Samt und Seide bei beiden Geschlechtern beliebt, Wolle selten; nur in Frankreich waren die Männer in dieser Zeit etwas bescheidener (s. oben S. 102).

Die Frauen trugen im 13. Jahrhundert Hemd, Unterkleid (cotte), Oberkleid und Mantel. Bisweilen vertrat das Hemd die Stelle des Unterkleides, so daß dessen Ärmel sichtbar wurden; dann reichte es bis auf die Erde; trug man darüber ein langes Unterkleid, so war jenes kürzer. Das Unterkleid oder der Rock behielt die engen Ärmel auch im 14. und 15. Jahrhundert bei, aber der Halsausschnitt wurde vertieft. In der Mitte des 14. Jahrhunderts war ein Teil der Brust, hundert Jahre später auch Schultern und Nacken entblößt. Zugleich wurde der Rock im Oberteil und in den Ärmeln immer enger gespannt mit Knöpfen und Schnüren (cotte hardie). Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde der Gürtel unter der Brust angelegt (a Abb. 66). Auch in Deutschland sah das ganze 15. Jahrhundert diese hohen Taillen, die Spanierinnen und besonders die Engländerinnen adoptierten sie jedoch nicht.

Das Oberkleid (surcot, robe) hatte keine (a b Abb. 64) oder halbe weite Ärmel; wenn wie im 14. Jahrhundert zwei Oberkleider vorhanden waren, so trug man das untere mit solchen Ärmeln, das obere ärmellos. Die Oberkleider reichten entweder auch bis auf die Füße, oder ließen den untern Saum des Rockes sehen (b Abb. 64, a Abb. 66); im 14. Jahrhundert waren sie stets lang und hatten ziemlich weite halbe oder ganze Ärmel (b Abb. 66); auch waren die Armlöcher bis zu den Hüften ausgeschnitten und besetzt (c Abb. 61). An Stelle des zweiten Oberkleides kamen die bei den Engländerinnen gebräuchlichen engen Jacken mit Pelz- oder Steinbesatz vorn und unten, auch mit aufgenähtem Schmuckgürtel unterhalb der Hüften vor (c Abb. 66).

In der burgundischen Zeit blieb das Kleid lang, der untere Teil war übermäßig lang und weit. Die schon Anfang des 14. Jahrhunderts erschienene Schleppe wuchs also ins enorme an. Die Ärmel waren bald weit, bald eng, mit Aufschlägen, die über die Hand fielen (Abb. 66).

Den Schultermantel des 13. und 14. Jahrhunderts ersetzte im 15. Jahrhundert die Heuke oder ein dem Tappert ähnliches Oberkleid (c Abb. 61), bei vornehmen Damen die Schlepprobe. Sie war bis zum Gürtel aufgeschnitten und hatte einen umgelegten Kragen aus Pelz oder buntem Stoff, womit auch der untere Saum und die langen Ärmelaufschläge besetzt waren (a Abb. 66).

In den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts bildete sich auch bei den Frauen keine vorherrschende Mode, sondern die Gegensätze lagen nebeneinander, von der größten Enge und Entblößung bis zu nonnenhafter Verhüllung.

Das Haar wurde auch hier lang und gelockt getragen und über der Stirn abgeschnitten oder in der Mitte gescheitelt. Nur Philipp der Gute und seine Hofherren trugen eine Zeitlang kurzes Haar, was sonst bloß bei den niederen Ständen und im Kriege, der Rüstung wegen, üblich war. Der Bart wurde rasiert, alle Gesichter waren glatt.

Das Schapel war seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer bloßen Schnur oder einem Bande geworden (b Abb. 64, b Abb. 65) und seitdem auch nicht mehr allgemein.

Unter den Hüten war der vornehmste der Herzogshut; doch kamen auch solche mit rundem Kopf und breitem Rande oder kegelförmige vor. Darunter trug man im 13. und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Gugel (chaperon), um 1360 diese fast allein. Bald wurde der Goller in die Höhe gestreift und um den Kopf der Gugel verschlungen, die man am Ende mit dem Gesichtsschlitz aufsetzte; aus deren Zopfe entwickelte sich die Sendelbinde (c Abb. 65, b c Abb. 62, b Abb. 67). Am Ende des Jahrhunderts kam der Filzhut (a Abb. 67) auf und blieb mit der Sendelbinde, die übrigens auch zur Mütze getragen wurde, in wechselnden Formen Tracht der burgundischen Zeit, aus der die Sitte des Hutabnehmens beim Grüßen herstammt. Der burgundische Hof ist der Ausgangspunkt der Etikette und des Hofzeremoniells, das von dort an den österreichischen und spanischen Hof und seit der Zeit der spanischen Weltmonarchie auch an die anderen Höfe gelangte und erst in unseren Tagen allmählich hier und da durchbrochen wird. 1429 hatte Philipp der Gute den Orden vom Goldenen Vlies gestiftet, ein goldnes Widderfell, an einem blauen „Feuerstein“ hängend, aus dem Flammen sprühen. Die Kette bestand abwechselnd aus ebensolchen flammensprühenden Feuersteinen und aus „Feuerstahlen“. Das goldgestickte Ordenskleid von rotem Samt war mit weißem Atlas gefüttert und bestand aus einem langen Rock und einem wie in c Abb. 64 geschnittenen Mantel. Schuhe und Strümpfe waren rot; der Chaperon (b Abb. 67), gleichfalls von rotem Samt, trug eine Feuersteinagraffe und eine Sendelbinde bis zur Erde. — Die Mütze hatte die Form des steifrandigen Baretts (c Abb. 67), später auch mit einem Beutel statt des steifen Bodens, aus der turbanartig zusammengedrehten Gugel entstanden, indem man deren Form vermittelst eines untergelegten Wulstes aussteifte und durch Nähen fixierte (b Abb. 67, b, c Abb. 62). Auch andere Mützenformen kamen vor, besonders eine unter dem Hut getragene hohe kegelförmige Kappe, die beim Grüßen auf dem Kopf behalten wurde (a Abb. 67), weshalb man den Hut auch an einer Schnur auf dem Rücken hängend trug.



a b Edelleute unter Karl VII. (1422 bis 1461). c Edelmann, 1415.

Abb. 67. Franzosen und Burgunder (1400 bis 1500).

Die Frauen trugen im 13. Jahrhundert offenes Haar mit dem Schapel darauf, außerdem auch Schleier und Gebände, alte und würdige selbst die Rise (a Abb. 64). Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, als die ausgeschnittenen Kleider aufkamen, wurde das Haar in Zöpfe geflochten und in taschenförmige Hauben, wie in England, oder in ein Netz gesteckt (a Abb. 64, b Abb. 66). Das Schapel verschwand, die Gugel kam kurze Zeit auch bei den Frauen in die Mode, das 15. Jahrhundert aber wurde von den umfangreichen Hauben beherrscht, wie sie Königin Isabeau († 1435), die Tonangeberin für die Mode seit 1385, aufgebracht hatte (c Abb. 66). Diese waren meist höher als der Kopf und hatten die Form einer oben sich erweiternden Glocke aus Seide oder Brokat. Vom Haar war nur ein Zöpfchen an der Stirn zu sehen, die ausgeschmückte Haube stand etwas nach hinten weg und trug gleich den in der burgundischen Zeit aufgekommenen beiden Formen des hennin (s. S. 102) noch einen Schleier oder die Sendelbinde, diese sogar auch gezattelt. Auch der Filzhut fand seinen Weg auf die weiblichen Köpfe.

Die Stelle der im 13. Jahrhundert noch gebräuchlichen Schuhe vertrat im 14. und bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts bei den Vornehmen die Hose (a b Abb. 65); erst 1400 kam der Schuh wieder auf. Er war nach dem Fuß spitz

geschnitten und reichte bis an die Knöchel, hatte aber auf dem Spann einen Ausschnitt, der nur gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine Zeitlang fehlte. Das Material war meist schwarzes oder naturfarbenes Leder, bei den Vornehmen auch Stoff. Stiefel (c Abb. 65) trug man in Frankreich nicht selten, doch waren sie eng, weich und absatzlos und reichten oft bis auf den halben Oberschenkel, wo sie einen farbigen Umschlag hatten. Seit 1290 hatte der Schuh einen Schnabel (poulaine), er war an den Rändern bunt besetzt, nach 1350 auch gezattelt, zugleich wurden die Schnäbel immer länger, bis sie 1490 abkamen. Um das Gehen mit den langen Schuhschnäbeln, in die auch die besohlte Hose auslief, zu erleichtern und zugleich die Fußbekleidung (bei dem damaligen Zustande der Straßen sehr notwendig) zu schonen, zog man hölzerne Unterschuhe (Trippen) über, die gleich unsern Pantinen mit einem oder zwei Spannriemen versehen waren.

Es erhellt, daß diese Stelzchen sich für die Bühne ebenso verbieten wie die übermäßig langen Schuhschnäbel, bei denen eine Andeutung von einigen Zentimetern genügt. Jener Zeit galt lang und mager für schön, daher auch die Enge der damaligen Mode, die gleich dem tiefen Ausschnitt bei beiden Geschlechtern in ihrer bis ins Schamlose gehenden Ausartung ebensowenig auf die Bühne gehört wie andere Modeerscheinungen, z. B. die ungeheuren Hauben, die überlangen Gugelzöpfe, die kurzen Taillen usw. Hier muß bedeutend gemildert werden; die charakteristischen Formen kann man doch beibehalten. Auf der Bühne verlangt die enge und kurze Schecke über dem Trikot meist eine gleichfarbige enge Hüfthose, wenn man nicht besser die enge Hose aus elastischem Stoffe herstellen oder sich durch ein darunter angelegtes Kleidungsstück helfen will. Die in dieser Epoche aufgekommene Schamkapsel, die im 16. Jahrhundert noch weitere Ausbildung erfuhr, ist aus Anstandsrücksichten auf dem Theater unanwendbar.

Schellen waren in Frankreich wenig beliebt. Handschuhe von Seide oder Leder waren noch ein seltener und kostbarer Artikel und wurden erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bei Hofleuten und vornehmen Frauen allgemein. Schmuck wurde auch hier im 13. Jahrhundert noch mäßig getragen, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts jedoch nahm er sehr überhand, sogar die Kleidung beider Geschlechter strotzte bald von Gold, Perlen und Edelgestein.

Die wichtige Erfindung, die Edelsteine in Facetten zu schleifen, 1456 in den Niederlanden durch Ludwig van Berquem gemacht, führte seitdem dazu, den Glanz der Steine mehr zur Geltung zu bringen, während früher die Wirkung des Steinschmucks auf deren Farbe in erster Linie beruhte.

Wann wird man endlich aufhören, den aufdringlichen Brillantschmuck auf der Bühne durch alle Zeitalter zu tragen? Sogar der bloß für Theaterzwecke hergestellte Schmuck leidet meist an diesem Fehler, an dem nur die Unwissenheit der Besteller schuld ist.

Zehntes Kapitel.

Spanier und Mauren.

[1200 bis 1500.]

In Spanien hat man es nicht mit einem, sondern mit zwei Völkern zu tun, nämlich außer mit dem westgotischen Stamm mit den Arabern, die durch den Islam und das Verlassen der Wüste zu einem Kulturvolke geworden, bis zum Indus über Nordafrika nach Südwesteuropa erobernd vorgedrungen waren und das gewaltige Kulturerbe auch geistig antraten. Kaum ein anderer Vorgang ist fesselnder und für die



Abb. 68. Mauren.

Geschichte der Zivilisation bedeutsamer als das Eindringen (711), die Herrschaft und die vielhundertjährige blutige Ausrottung des Islams in Spanien. Niemals war das Land blühender, volkreicher und besser verwaltet als unter der Herrschaft der Araber, die, wie in Sizilien Sarazenen, hier Mauren (Mohren) genannt werden. Der Omaijade Abdurrahman gründete 756 das Kalifat von Kordova; die Blütezeit der maurischen Herrschaft fällt ins zehnte Jahrhundert, der Fall des letzten Maurenreiches in Granada ins Jahr 1492. Doch ist das maurische Element im Süden Spaniens in Gestalt, Sprache und Tracht noch heute erkennbar.

Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, lebten Mauren und Goten noch unvermischt und in Feindschaft nebeneinander; daher soll jedes Volk gesondert behandelt werden. Es liegt hier ein interessantes Beispiel vor, wie zwei grundverschiedene Trachten auf demselben Boden acht Jahrhunderte hindurch unvermittelt nebeneinander bestehen, wie also hier der Wohnsitz gar nicht, sondern nur Abstammung und Geschichte bestimmend für die Tracht sind.

a) Die **Mauren** nämlich sind ihrer aus Afrika mitgebrachten arabischen Kleidung, abgesehen von einigen Veränderungen in Farbe und Stoff, auch in den etwas verschiedenen klimatischen Verhältnissen des spanischen Wohnsitzes ziemlich treu geblieben.

Die maurische Kleidung bestand aus einem oft gewechselten und gewaschenen baumwollenen oder linnenen Hemde von blauer oder brauner Farbe, das vorn geschlossen und mit weiten Ärmeln versehen war, bis zu den Knöcheln hinabreichte und mit einem breiten weißen oder farbigen Stück Zeug gegürtet wurde, ferner aus Hosen, die mäßig weit und an den Knöcheln zugebunden waren, und aus einem Mantel oder einer Art Pänula. An dessen Statt trugen Vornehme ein langes weites Obergewand, dessen Ärmel weiter, aber kürzer als die des Hemdes und unter den Achseln nicht zugenäht waren, so daß sie die Schultern wie ein Kragen bedeckten. Das Oberkleid war meist von lebhafter Farbe (sogar mi-parti wurde von den Abendländern entlehnt) und wurde mit einer Schnur oder einem Schal gegürtet.

An den Füßen trug der Maure gelbe oder rote niedere Schuhe und darunter weiche lederne Socken. Den Kopf bedeckte außer der Untermütze von Baumwolle oder Leinwand, dem antiken Pilos ähnlich, der Tarbusch (Fes), die rote, gesteppte Filzmütze mit blauer oder schwarzer Quaste, darüber die Koffia (s. oben Araber), die hier statt der Schnur vermittelst eines turbanartig um den Kopf gewickelten Schals festgehalten wurde und oft Kinn und Hals mit bedeckte. Bisweilen kam eine Mütze (c Abb. 68) und über dem Fes auch die Kapuze vor. Das Haar ward nicht geschoren, sondern wahrscheinlich lang getragen; der lange Vollbart stand, wie bei allen Orientalen, hoch in Pflege und Ansehen. Außer den genannten Kleidungsstücken kann man vielleicht den altheimischen Abas (s. S. 27), aber schwerlich den wahrscheinlich seldschukischen Ärmelkaftan annehmen. Doch ist auch jener, vielleicht nur zufällig, nicht bildlich bezeugt.

Die Frauen trugen Hosen, Schuhe und Hemd mit Brustschlitz gleich den Männern, nur dieses nicht über die halben Waden hinabreichend, dazu einen Überwurf, der als Schleier von der Stirn bis zu den Knien reichte, Vornehme außerdem ein vorn offenes Oberkleid mit langen und weiten Ärmeln, das etwas kürzer war als das Hemd und gleich diesem gegürtet wurde, sowie Tarbusch mit Untermütze und ein buntseidenes schleierartiges Kopftuch unter dem Überwurf (b Abb. 95).

An Schmuck trug der Mann einen Fingerring, das Weib im Hause außerdem Armringe, Spangen, Halsketten, Ohrringe usw. Am reichsten geschmückt wurden jedoch die Waffen, für deren künstlerische Ausstattung das Morgenland von jeher mustergültig war.

Ein Helm in Form einer zugespitzten Halbkugel mit Nackenschutz aus Kettengeflecht oder drei geschobenen Stücken, ein Kettenhemd, das auf Brust und Rücken auch wohl Platten hatte, sowie jedenfalls Arm- und Beinschienen bildeten die Schutzrüstung, die durch den Schild, in Gestalt eines Doppelovals, vervollständigt wurde. Die Angriffswaffen waren Lanze, Spieß und Bogen nebst Zubehör, die erste Stelle aber nahm das Schwert ein, das lang, breit und gerade war und an einem reichen Bande über die rechte Schulter gehängt wurde. Eigentümlich ist der zugespitzte Knauf und besonders ein korbartiger Handschutz aus einer oder zwei durchbrochenen gewölbten Metallscheiben.

Auf die hohe Entwickelung des maurischen Kunststils in Architektur (Alhambra), Töpferei, Metall- und Webearbeiten sei hier nur hingewiesen.



a 1350. b 1400. c 1450.

Abb. 69. Spanier.

b) Die **Spanier** wurden infolge der Kämpfe im eigenen Lande erst seit dem zwölften Jahrhundert durch die anderen westeuropäischen Völker beeinflußt. Bis durch Alfons den Weisen († 1284) die Tracht größere Strenge und Einfachheit gewann, waren die Anregungen von Konstantinopel ausgegangen; von da an aber war eine völlige Umgestaltung der Tracht eingetreten. Außer europäischen, besonders französischen (in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts) und italienischen (in dessen zweiter Hälfte) findet man hier und da begreiflicherweise auch maurische Elemente.

Im 14. Jahrhundert zeichnete sich die spanische Tracht vor der gleichzeitigen der übrigen europäischen Nationen besonders durch helle Farben aus, unter denen Weiß vorherrscht. Auch hier ist das seidene Hemd des 12. und 13. Jahrhunderts durch ein linnenes oder baumwollenes verdrängt worden, das bei den Männern hoch am Halse schloß, bei den Frauen bis zu den Achseln ausgeschnitten war.

Der vornehme Spanier trug nun den kurzen engen Rock (Scheckenrock) mit einem kleinen Schlitz an jeder Hüfte, auch hier mit vielen Knöpfen geschlossen, oft von geteilter Farbe, und darüber den Schwertgürtel unterhalb der Hüften (Dupfing), selbst wenn er kein Schwert trug (a Abb. 69).

Das Volk hatte statt dessen einen Kittel bis ans Knie, der auch wohl den Vornehmen als Oberkleid diente. Meist vertrat jedoch der Rückenmantel die Stelle eines solchen. Doch kam auch ein langer vorn von oben bis unten geknöpfter Oberrock ohne Gürtel und Ärmel vor, nur mit kleinen trichterartigen Achselansätzen. Seit Ende des 14. Jahrhunderts erschien auch hier der weite Tappert mit Hängeärmeln oder an seiner Stelle ein langes, geschlossenes und ziemlich enges Oberkleid ohne Ärmel, das gegürtet wurde; in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dagegen hat hier die Schaube, mit Ärmeln oder ohne solche, die Oberhand gewonnen. Der Mantel wurde in diesem Jahrhundert so weit getragen, daß man den rechten Zipfel über die linke Schulter zurückschlagen konnte wie den des maurischen Mantels (c Abb. 69).

An den Hosen zog man hier im 14. Jahrhundert noch die weiße Farbe vor.

Die Frauen trugen zu derselben Zeit die mittelalterliche Tunika ungegürtet mit engen Ärmeln, die in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts längs, in der zweiten quer geschlitzt und genestelt wurden. Das Oberkleid, aus Seide, Samt oder Brokat, hatte weite Ärmel bis zum Ellbogen, im 15. Jahrhundert noch kürzere oder aber ganz lange und weite. Es war länger als das Unterkleid und oft mit einer Schleppe versehen.

Der Mantel wurde auch hier von den Oberkleidern verdrängt, wie sie die Männer trugen; der oben beschriebene Oberrock mit den Achselstücken wurde im 15. Jahrhundert weiter gemacht, viereckig ausgeschnitten und die Armlöcher mit langen Hängeärmeln versehen; hinten wurde er von unten bis in die Mitte aufgeschnitten, so daß Futter und Kleid auch hier zu sehen waren. Daneben kam auch eine Schaube ohne Kragen und Ärmel sowie eine Art Tappert auf, gegen das Ende des Jahrhunderts noch ein Mantel in Gestalt einer beiderseits von den Achseln abwärts aufgeschnittenen Heuke.

Den Kopf bedeckten im 14. Jahrhundert Gugel nebst Goller sowie breitkrempige Hüte, selten findet sich die maurische rote Filzmütze, der Tarbusch (c Abb. 69), im 15. Jahrhundert jedoch das Barett mit steifem Boden.

Die Haare waren von der Länge des Kinns, nur im Anfang des 15. Jahrhunderts eine Zeitlang kurz; der Bart wurde nur im 15. Jahrhundert selten voll getragen, im allgemeinen sonst immer rasiert.

Die Frauen hatten im 13. und 14. Jahrhundert offenes Haar, im 15. Jahrhundert flochten sie es in einen Zopf oder steckten es in einen Knoten auf; statt des Stirnbandes kamen nun Schleier und Hauben auf.

Der Schuh wurde hier nie durch den besohlten Füßling der Hose ersetzt, im 14. Jahrhundert meist gelb oder rot, im folgenden fast nur schwarz getragen und nun auch mäßig geschnäbelt; er reichte bis an die Knöchel und hatte vorn auf dem Spann bisweilen einen Schlitz. Stiefel, d. h. Ledersocken, kamen kaum vor (c Abb. 69).

Die Frauen hatten im 14. Jahrhundert eine Goldborte auf dem Schuh, die vom Spann bis zur Spitze lief.

Im 15. Jahrhundert kleideten sich die Männer mehr der französisch-burgundischen, die Frauen auch der italienischen Mode ähnlich.

Auch in Spanien war die Prunksucht im 15. Jahrhundert bedeutend gewachsen, der Schmuck reichlicher und kostbarer geworden. Im 14. Jahrhundert waren Halsketten aus bunten Perlen oder Kugeln am beliebtesten, sowie Ohrgehänge; an jenen wurden im 15. Jahrhundert Medaillons getragen. Die Zeit des größten Aufwandes nahte nun heran, seitdem das Gold und Silber aus der Neuen Welt nach Spanien strömte.

Die Geräte trugen den europäischen Charakter; doch scheinen Waffen maurischen Ursprungs vielfach auch von christlichen Rittern geführt worden zu sein.

Von den spanischen Ritterorden trug der 1158 gestiftete von Calatrava anfänglich die weiße Kutte, das weiße Skapulier und die schwarze Kragenkapuze der Zisterzienser, seit 1385 einen weißen Mantel mit einem roten in Form einer Lilie ausgeschnittenen Kreuz, der 1125 oder 1175 gestiftete des Heiligen Jakob vom Schwert (Santiago de Compostella) ein ähnliches rotes Lilienkreuz auf langem weißen Rock und weißem Mantel, der 1177 gestiftete von Alcantara weißen Rock, schwarze Kragenkapuze und schmales kurzes schwarzes Skapulier, darauf ein grünes Lilienkreuz in der Form dessen von Calatrava.

Die Ordenszeichen dieser drei Orden zeigten die entsprechenden Lilienkreuze in einer goldenen weißemaillierten Raute und wurden an einem Band von der Farbe des Kreuzes um den Hals getragen.

Der in Portugal 1319 gestiftete Christusorden hatte als Abzeichen ein dunkelrotes Christuskreuz mit einem Durchbruch oder einem kleineren weißen von gleicher Form darin und mit abgeschrägten Ecken. Der untere Kreuzarm ist länger.

Elftes Kapitel.

Deutsche.

[1300 bis 1500.]

Die deutschen Trachten im Ausgange des Mittelalters bilden den Schluß, weil sie die mannigfaltigsten und extravagantesten sind und das reichste Bild dieser Epoche der Auflösung darbieten. Nach den Trachten zu schließen, muß die Gärung, die dem Anbruch der neuen Zeit voraufging, in den deutschen Köpfen von allen europäischen am wildesten gewesen sein. Kürze und Enge des Rocks und der Hose bis zur Entblößung, daneben schlotternde Weite der Oberkleider und Ärmel (Hängeärmel), Buntscheckigkeit bis ins Narrenhafte, mi-parti, Aufschlitzung der Ränder und Säume der Kleider zu viereckigen, runden oder blattartigen Zacken (Zattelung), Schnabelschuhe, bezopfte Gugeln, Schellenbehang und maßloser Knopfbesatz — das alles zusammen führt den tollsten Hexensabbat auf, den die Geschichte der Tracht vielleicht je gesehen hat.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts war auch hier noch der lange Rock in Gebrauch (a Abb. 70), aber er verkürzte sich bei den Vornehmen, bis um 1350 auch hier die kurze Schecke die Oberhand gewann (c Abb. 70, b c 71, a 72, b 73). Sie reichte um diese Zeit noch bis über die Hüften hinab. Da sie ihrer Enge wegen nicht gegürtet zu werden brauchte, so lief der Schwertgurt, zu einem Zierstück geworden, nunmehr



Abb. 70. Deutsche (1300 bis 1400).

unterhalb der Taille um die Hüften, wo er aufgenäht oder eingehakt wurde. In dieser Form wurde er Dupsing genannt und bestand meist aus Metallplatten, die oft mit Steinen verziert waren (b Abb. 70 u. 71, a 80). Statt der engen Ärmel hatte die Schecke auch oft Hängeärmel, niemals jedoch Doppelärmel. Wo dies scheinbar der Fall ist, handelt es sich um die engen Ärmel eines unter der Schecke getragenen Wamses (a c Abb. 70, b c 71, a 72). Seit 1380 bis 1390 reichte die Schecke nur knapp bis auf die Hüften, so daß sie dem Wamse (gamboison) ähnlich wurde, das gesteppt unter der Rüstung getragen ward, ja diese eine kurze Zeit sogar ersetzen sollte (b Abb. 89); doch wurden an der Schecke nicht, wie am Wamse stets, die nunmehr aus den langen Tuchstrümpfen zu einem Kleidungsstück gewordenen Hosen angenestelt. Wurde die Schecke als Waffenrock über der Rüstung getragen, was häufig geschah, so nannte man sie Lendner (a Abb. 79, a c 80). Der Gürtel saß im 15. Jahrhundert wieder über den Hüften (b Abb. 73, c 74).

Der Mantel wurde im 14. Jahrhundert noch auf der Brust geschlossen, oder die beiden Enden waren auf der rechten Schulter zusammengenäht (a Abb. 70, b 71). Schon vor der Mitte des Jahrhunderts war statt seiner die schon im vorigen Zeitraum als Schapperun (c Abb. 54, b 57, a 64, a 75) bekannte Heuke (s. a. S. 94, 104) allgemeiner,



Abb. 71. Deutsche (1300 bis 1400).

die jedoch anfangs auch unter dem Mantel getragen wurde. Etwas später erschien auch hier der Tappert, sowohl der lange gegürtete als der kurze, der auch bei den unteren Ständen in Aufnahme kam und bei diesen das ganze 15. Jahrhundert hindurch, bei den Vornehmen bis 1480, in Gebrauch blieb, bis ihn im 16. Jahrhundert die **Schaube** ablöste. Diese, auch Juppe, Joppe genannt, kam ebenfalls zuerst bei den höheren Ständen auf und glich einem vorn aufgeschnittenen, im Oberteil erweiterten Tappert ohne Gurt. Allmählich wurde auch sie kürzer, die weiten Ärmel kamen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts ab oder wurden durch Sackärmel ersetzt, wie man sie früher schon am Tappert getragen hatte. Die Schaube war vorn offen und umgeschlagen, meist mit Pelz oder kostbarem Stoff gefüttert und besetzt, wurde fast nie gegürtet und hatte einen breiten umgeschlagenen Kragen.

Die lange Schaube ist noch heute als Pelz und als Schlafrock in Gebrauch, während man aus der kurzen den modernen Rock und die Joppe ableiten kann, die sogar ihren Namen trägt. Ebensogut oder richtiger kann der Rock und das Jackett aber auch als Abkömmling der gleichfalls vorn offenen Schecke angesehen werden. Der Schnitt, der in dieser Periode Röcke und Oberkleider vorn öffnete, so daß sie aus Gewändern zum Überziehen Kleidungsstücke zum Anziehen wurden, trennt die antiken (und die aus ihnen abgeleiteten mittelalterlichen) Trachten von den modernen.



a b Vornehme Tracht. c Mann aus dem Volke, Ende des Jahrh.

Abb. 72. Deutsche (1300 bis 1400).

Bei feierlichen Gelegenheiten war die Schaube stets lang, ebenso wie der Mantel, der nur als Amts- oder Reisetracht im Gebrauch blieb. Unter diesen Oberkleidern, die den Benennungen nach schwer zu unterscheiden sind, da man nun auch die Heuken und Glocken als Tapperte bezeichnet (c Abb. 73, a 75), zeigt sich im 15. Jahrhundert ein kurzes enges Mäntelchen von kostbarem Stoff, meist reich besetzt, das auf der Schulter oder der Brust mit einer Schnur befestigt wurde (a Abb. 71). Es sollte weder verdecken noch verhüllen, sondern war nur ein Renommierstück wie der gleichfalls in dieser Zeit entstandene Heroldsrock, eine an den Seiten in der ganzen Länge aufgeschnittene Heuke, die als Festkleid von Fürsten in lebhaften, von Ratsherren in dunkeln Farben lang, von Privatleuten kürzer getragen wurde und im 16. Jahrhundert und später, bis zur Hälfte des Oberschenkels reichend, den Herolden verblieb. Auch die großfaltige gegürtete oder ungegürtete Jacke als Oberkleid in Form eines kurzen Tapperts (a c Abb. 67) muß noch erwähnt werden.

Wir kommen nun zu den Übertreibungen und Tollheiten, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die deutsche Tracht so seltsam auszeichnen.

Die Hängeärmel, zuerst an der Schecke vorkommend, wuchsen seit 1380 trichterförmig bis zum Knie (c Abb. 70 u. 71, b 72 u. 73), im Anfang des 15. Jahrhunderts



Abb. 73. Deutsche (1400 bis 1450).

bis zur Erde (b Abb. 75); sie wurden schon 1351 vorn von oben bis unten „zu Flügeln" aufgeschlitzt. Sie waren, reich gefüttert, besetzt und ausgezackt, bei beiden Geschlechtern gebräuchlich. Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts gingen sie an den Tappert über; zum engen und kurzen Wams paßten enge Ärmel besser.

Die Zatteln, bei fahrenden Leuten schon im 13. Jahrhundert zu finden, wurden bei den höheren Ständen um 1450 allgemein beliebt (b Abb. 71) und behaupteten sich bis zum Ende der Periode; sie waren oft noch bunt eingefaßt (c Abb. 70). Da man sie am liebsten an den langen Hängeärmeln sah, so fällt ihre Blütezeit mit der dieser Ärmel zusammen in den Anfang des 15. Jahrhunderts (b Abb. 73). Beide waren so beliebt, daß sie sogar zur Kriegsrüstung nicht fehlen durften, wo sie doch, man kann sich denken wie hinderlich, ja lebensgefährlich werden mußten. Aber die Mode fragt nach der Zweckmäßigkeit nichts: verzichtet doch auch in unsern Tagen die Ausrüstung der Soldaten noch immer nicht auf die bunten Farben und glänzenden Zieraten, die bei der modernen Taktik so gefährlich sind.

Ebenso war Männern und Frauen seit 1420 die Sendelbinde gemeinsam, die auch oft gezattelt war (c Abb. 73) und an der Rüstung als Helmdecke (a Abb. 79) vorkam. Sie schreibt sich wohl von dem langen Zopf der Gugel und von deren zwischen 1400 und 1430 üblicher turbanartiger Anlage (s. S. 107) her. Die Gugel



Abb. 74. Deutsche (1450 bis 1500).

(Kogel, cucullus) war eine Kapuze mit angesetztem Schulterkragen (Goller), die in diesem Zeitraum eine große Rolle spielt. Beim Volke war sie stets in Gebrauch gewesen und blieb es auch später (c Abb. 72). Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts nahmen die höheren Stände die Gugel an, die, über den Kopf gezogen oder samt dem Goller vorn zugeknöpft, nur das Gesicht oder gar nur Augen und Nase frei ließ. Um 1360 erreichte diese Tracht ihren Höhepunkt. Damals wurde die Gugel von den Vornehmen und selbst von Frauen getragen, war eng, in lebhaften Farben gefertigt und mit bunten Rändern und Zatteln sowie mit einem oft bis zur Erde herabreichenden Schwanz oder Zopf, auch mit Schellen versehen (c Abb. 70 u. 71, a 72).

In dieser Zeit trug man, wie früher die niederen Stände getan hatten, über der Gugel noch sehr häufig einen Hut oder eine Mütze; auch das Schapel kommt über der Gugel vor. Als dieses Kleidungsstück abkam, mochte man sich doch von dem Goller nicht trennen und brachte ihn mit der Jacke oder dem Rock in Verbindung.

Die übermäßige Enge besonders der Beinbekleidung ist schon erwähnt; wenn diese an einem oder an beiden Beinen gestreift war, so waren die Streifen ziemlich schmal

(b Abb. 73). Am Ende des 15. Jahrhunderts tauchte hier und da schon eine enge Überziehhose (a Abb. 74) auf, die nur bis auf den halben Oberschenkel reichte.

Dieses Kleidungsstück, das den Ausgangspunkt der Spangenhose in der folgenden Periode sowie denjenigen der spanischen Oberschenkelhose darstellt, ist für die Bühne aus Anstandsrücksichten sehr praktisch.

Das Ausschneiden der Kleider, die schon um 1350 die halbe Brust sehen ließen, nahm im 15. Jahrhundert vorn und hinten immer mehr zu und geschah sowohl horizontal um die Achseln wie auch keilförmig. Dabei wurde der Ausschnitt erst ganz am Ende dieser Periode, und auch da nur selten, durch das Hemd oder einen gestickten Einsatz teilweise verhüllt. Zugleich kamen seit 1400 die langen Schleppen auf, und der Ärmel verkürzte sich, bis er 1450 nur noch bis zum Ellbogen ging. Diese Ärmelmode und den weiten Halsausschnitt machten in dieser Zeit widerlicherweise sogar die Männer mit, die auch die enge Jacke und das Wams auf Brust und Rücken aufschnitten (a c Abb. 74): sie trugen Hals, Brust, Schultern und Unterarme nackt und ließen aus dem Wams überall das Hemd hervorschauen. Das Mäntelchen wurde zu dieser Tracht aber nur von Stutzern getragen; gesetzte und ältere Männer verhüllten sich in die weiten Oberkleider (a Abb. 75). Vom Aufschlitzen der Ärmel (a c Abb. 74) ist schon bei Italienern und Franzosen die Rede gewesen. Ein vergleichender Blick belehrt uns leicht, daß das Aufschneiden der Kleidung in diesem Jahrhundert sich von der Schlitzmode des folgenden durch seine Besonderheit unterscheidet.

Eine den Deutschen ganz besonders eigentümliche Tracht sind die Schellen, die vereinzelt schon früher vorkamen, z. B. bei den Geistlichen, aber seit 1350 allgemein wurden. Damals trug man sie am Gurt (a Abb. 81) und an den Ärmeln, im 15. Jahrhundert, dessen erste Hälfte die Blütezeit der Schellentracht war, außerdem an der Hornfessel, einem breiten Bandelier, das quer von der Schulter zur Hüfte lief (b Abb. 73), und am Halsausschnitt der Frauenkleider (b Abb. 75). Die Schellen waren kugel- oder eiförmig oder auch wirkliche Glöckchen, sie waren vergoldet und bestanden meist aus Silber. Sie hingen an kleinen Kettchen, so daß sie bei der geringsten Bewegung erklangen, darum hieß der lose Hüftgürtel, der Dupsing, wenn er mit Schellen besetzt war, Dusing (von tosen, Getöse). Auch am wirklichen Gürtel kam dieser Zierat vor, dem zugleich, seltsamerweise, der Charakter des Vornehmen, Prächtigen und des Narrenmäßigen anhaftete. Die Schellen waren spezifisch deutsche vornehme Tracht und kamen als solche nur noch in Schweden und in Italien vor. Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts verschwanden sie und sind seitdem außer den Narren, deren Kennzeichen sie zu jeder Zeit waren, den Geistlichen, den Schlittenpferden und den deutschen Spielkarten verblieben.

Von der geteilten Tracht (c Abb. 70, a 72, b 73) ist schon die Rede gewesen; es liegt in der Natur der Sache, daß sie zur Buntheit führte, doch nirgends so sehr wie in Deutschland. Das 15. Jahrhundert hatte die Manier, die Farben symbolisch zu verwenden, und bei dem allgemeinen Zuge der Zeit ins Auffallende scheute man auch die grellen Töne nicht, die sich sogar an der Kleidung der niederen Stände jener Zeit zeigten.

Die Frauenkleider verengerten sich um 1320 an Brust und Hüften mit Hilfe von Knöpfen und Schnürlöchern, während der Halsausschnitt schon etwas zu wachsen

begann (b Abb. 70). Seit 1350 nahm die Enge zu, so daß das Oberkleid jetzt auch geschnürt wurde und Schnürleibchen aufkamen.

Man trug nämlich noch immer zwei Kleider, deren unteres mit engen, am Unterarm geschnürten Ärmeln versehen war, deren oberes dagegen Schmuckärmel oder weit ausgeschnittene Armlöcher hatte (a Abb. 71, b 72). Statt dieses Oberkleides, das nur außer dem Hause angelegt wurde, trug man auch wohl, wie der Mann, den Tappert. Der Mantel, der nebenbei auch noch vorkam, reichte nur noch bis an die Knie. Der Gürtel lief auch bei den Frauen um die Hüften (b Abb. 70), rückte aber im 15. Jahrhundert wieder an seine Stelle oder auch bis unter die Brust (a Abb. 73), wenn er nicht, wie schon früher, ganz und gar wegblieb (a Abb. 71, b 72, b 75). Zugleich kam auch hier die Teilung des Kleides in Leibchen und Rock vor, wiewohl seltener als in Frankreich und England. Die Jacke entsprach mit ihrem um die Hüfte laufenden Besatz der Schecke oder dem Lendner der männlichen Kleidung. Das Oberkleid hatte nun auch manchmal lange, enge Ärmel; es wurde unten oder an den Seiten aufgeschlitzt oder mit der Hand aufgenommen, um das reiche Unterkleid zu zeigen (a Abb. 73). Diese Kleider wurden gern in gemusterten Stoffen getragen, der Mantel jedoch einfarbig und gefüttert. Mi-parti trugen die Frauen so gut wie gar nicht.

Als Kopfbedeckung waren außer der Gugel niedere, runde Filzhüte und breite niedrige Mützen in Gebrauch, die im 15. Jahrhundert, außer mit der Sendelbinde, mit Borten, Federn und Pelz geschmückt, in allen Formen und Farben das Feld behaupteten.

Von Haar und Bart gilt dasselbe wie bei den anderen Nationen; nur hier und da wurde zwischen 1350 und 1457 ein Schnurrbart (wohl slawischen Ursprungs und durch die Luxemburger eingeführt) oder ein ganzer Bart getragen, dieser manchmal am Kinn geteilt, aber meist spitz zugeschnitten. Das Haar war seit dem 15. Jahrhundert länger, so daß es bis auf die Schultern fiel. Die Bauern trugen es kurz. Wie sie in der Zeit der Kreuzzüge die „höfische" Gewandung angelegt hatten, so richteten sie sich, ihrem jetzt freilich bescheideneren Wohlstand entsprechend, in der Kleidung nach der herrschenden Mode.

Schapel oder Stirnband kam nicht ab, sondern hielt sich noch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, wo es bei den Frauen von der Haube verdrängt wurde (b Abb. 70, c 71, a b 72, b 73).

Auch die deutschen Frauen steckten im 14. Jahrhundert die früher offenen Haare, zu Zöpfen geflochten, in die Höhe, damit Hals und Nacken zu sehen war. Alte Frauen verhüllten sich mit der Rise (S. 99). Über die Gugel, die zunächst zur Geltung kam, setzten verheiratete Frauen den Kruseler oder die Hulle, eine aus Krausen bestehende, Kopf und Hals in Form einer Rokokostutzuhr einrahmende Haube. Nach dem Verschwinden der Gugel behielten sie ebenfalls den Goller bei. Der Schleier blieb immer in Gebrauch. Um 1400 wurden die Schläfentaschen oder Netze für die Zöpfe, später die hohen burgundischen Hauben (hennins) auch hier wie in Frankreich getragen (a Abb. 73), seit 1450 aber in einer unbeschreiblichen Vielgestaltigkeit der Formen. Kegel- und sackartige (c Abb. 74), Turban-, Kugel- und Wulsthauben (b Abb. 75), auch Männerhüte und Mützen gaben den weiblichen Köpfen ein wunderliches Ansehen.



Abb. 75. Deutsche (1450 bis 1500).

Die Schnabelschuhe herrschten in Deutschland erst seit 1350, bis 1450 mit einer Schelle an der Spitze, und kamen seit 1475 ab. Am Ende des Jahrhunderts waren im Gegensatz dazu die bis dahin runden Schuhe vorn stumpf und breit, weshalb man sie Kuhmäuler oder Entenschnäbel nannte. Der Stoff war Leder oder Seide, bei den Frauen auch Goldbrokat; die Farbe bei den Männern schwarz, bei den Frauen auch rot und gelb. Bei den Vornehmen vertrat noch bis gegen 1450 die Hose oft den Platz des Schuhes, der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bis zum Knöchel reichte. Auch lederne Socken (Ledersen, Lersen), die, wenn lang, seitlich verschnürt waren, kamen bei den niederen Ständen vor.

Der Schmuck nahm in dieser Periode sehr überhand, stieg aber nicht nur an materiellem, sondern in erfreulicher Weise auch an künstlerischem Wert. Die Kleider wurden mit kostbaren und kunstvollen Stickereien in Seide, Gold und Silber ausgeschmückt.

Die Geräte waren noch wenig zierlich, bis sie im 15. Jahrhundert Formen der gotischen Architektur annahmen und mit Schnitzwerk verziert wurden. Sie wirkten nun ihrerseits auf die Baukunst zurück (schreinermäßige und schematisierend schnörkelhafte Behandlung der absterbenden Gotik am Ende des Zeitraums). Die Gefäße wiesen

dagegen sehr schöne Formen auf und waren mit technischer Vollendung gefertigt, wie denn die Kunstarbeiten in Metall sowohl wie in Elfenbein, Holz usw. in dieser Epoche einen hohen Rang einnahmen. Von großer Wichtigkeit ist auch der Aufschwung der bildenden Kunst besonders in Holzschnitt und Kupferstich auf der Wende des Mittelalters und der Neuzeit.

Die Gärung vor dem Anbruch der Neuzeit prägt sich in den deutschen Trachten dieser letzten Epoche, „der Zeit der Narrheiten", aufs deutlichste aus: alles weist auf eine große Umwälzung hin, die in der Luft liegt. Diese geistige Umwälzung, welche die neue Zeit einleitete, brachte dann auch eine gründliche Änderung der Tracht, also im wörtlichsten Sinne eine „Reformation an Haupt und Gliedern".

Erst seit der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" durch die Meininger sind diese Trachten mit immer wachsendem Erfolg für die Bühne ausgebeutet worden. Das Quodlibet „Tunika und Schaube", das (oft mit den unvermeidlichen Rittersstiefeln und -kragen) das ganze Mittelalter unsicher macht, aber nicht einmal zwischen 1450 und 1550 annähernd paßt, sollte endlich selbst von den kleinsten Bühnen doch zu den Toten geworfen werden. Es ist ein traditionelles Phantasiekostüm schlimmster Sorte. — Vgl. auch die Bemerkung zum neunten Kapitel dieser Abteilung.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit einer Seite der mittelalterlichen Tracht, die bei der Kostümschilderung der einzelnen Völker übergangen worden ist, weil sie sich bei allen ziemlich gleichmäßig entwickelt hat und darum zusammenfassender Behandlung zugänglich ist.

Zwölftes Kapitel.

Kriegstracht des Mittelalters.

Gleich der Friedenstracht ging auch die mittelalterliche Bewaffnung von römischen Vorbildern aus, um sich in selbständiger Weise zu entwickeln und auf ihrem eignen Wege zu ganz neuen und eigentümlichen Formen zu gelangen. Dazu trug der Umstand wesentlich bei, daß die Kampfesweise eine andere war als im Altertum. Die Stärke der griechischen und römischen Heere beruhte auf dem Fußvolk und dessen taktischer Verwendung in wohlgeschulten Massen. Die germanischen Eroberer dagegen siegten mit der Kraft des berittenen Mannes im Einzelkampfe. Daher ging die Schutzbewaffnung des Mittelalters, im Gegensatze zur antiken, darauf aus, den Mann für den Einzelkampf möglichst zu schützen, und sie erreichte dies Ziel so vollkommen, daß schließlich der Ritter vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gepanzert war.

In der Entwickelung dieser ritterlichen Rüstung unterscheidet man vier Perioden, und zwar

I. das Fortwirken der antiken Überlieferung, des beringten und beblechten Leder- oder Filzpanzers, bis etwa 1150;
II. die Herrschaft des geflochtenen Kettenpanzers, die Blütezeit des Rittertums seit der Zeit der Kreuzzüge bezeichnend, bis etwa 1300;
III. die Verbindung des Kettenhemds mit einzelnen festen Panzerplatten, also die Übergangszeit zur folgenden Periode, das 15. Jahrhundert umfassend, und
IV. die Zeit des geschlossenen Plattenharnisches, seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Diese Periode reicht noch in die neue Zeit herüber.



a 9. Jahrhundert (Karolingischer Franke). b 10. Jahrhundert. c 11. Jahrhundert.

Abb. 76. Kriegstracht des Mittelalters (Erste Periode 1. 2.).

Erste Periode (bis 1150).

1. Vom fünften bis zehnten Jahrhundert bestand die Ausrüstung, der Grundform nach im Anschluß an die römische, aus einem kurzen Rock mit Halbärmeln, der aus Leder gefertigt und durch Metallbeschläge entweder stellenweise in Form von Plättchen oder Buckeln oder ganz und gar in Form von Schuppen oder größeren Ringen verstärkt war (a Abb. 45 u. 76, c 46, 47 u. 48). Die Beine wurden nur mit Binden oder Riemen geschützt (a c Abb. 76, a 77), der Kopf dagegen durch eine Kappe von Leder, mit Metall beschlagen, selten ganz von Metall und dann meist vierkantig, die auch schon früh mit Wangenklappen und einem Naseneisen (c Abb. 76, a b c 77) versehen war. Der mäßig große Schild war schüsselartig (a b Abb. 76, a b 45, c 46) oder oval (b Abb. 47) und bestand aus Holz, mit Leder überzogen und mit metallenen Streifen und Nägeln, in der Mitte mit einem großen Metallbuckel versehen.

Das Schwert war einfach kreuzförmig und hatte auf dem Griffe wagerecht, später senkrecht einen linsenförmigen Knauf. Die Hauptwaffe war der Speer, doch waren auch Wurfspieß, Messer, Axt und Bogen in Gebrauch.



a b 11. Jahrhundert. c 12. Jahrhundert.

Abb. 77. Kriegstracht des Mittelalters (Erste Periode, 2., 3.; Zweite Periode).

2. Bis 1050 trat eine Wandlung insofern ein, als man zugunsten der freieren Bewegung den Panzerrock aus weicherem Leder, Filz oder Linnen herstellte und die Ringe verkleinerte und übereinandergehend oder reihenweise darauf befestigte, die Platten ebenfalls bedeutend kleiner und meist in Rautenform machte (b c Abb. 76, a b 77). Zugleich erhielt der Panzerrock eine Kapuze, lange Ärmel und Handschuhe und die Vorderseite der Beine einen gleichen Schutz, der hinten zusammengeschnallt wurde (b Abb. 77). Der Helm erhielt die Form eines Kessels mit flachem Boden oder eines Kegels (normannisch, Abb. 77), er wurde gänzlich von Eisen gefertigt und hatte bisweilen auch einen Nackenschutz (a Abb. 77). Der Schild glich einem langgestreckten Oval oder einem abgerundeten, spitzwinkligen Dreieck und war oft von bedeutender Größe (c Abb. 76, 77). Bisweilen erhielt auch das Roß eine ähnliche Rüstung. Das Schwert wurde breiter, länger und schwerer und demgemäß der Knauf größer und kugeliger, der Speer länger und schwerer.

3. Gegen das Ende dieser Periode wurden an dem Panzerrock, der nun mit Ringen reihenweise oder mit Ketten besetzt war, weite Kniehosen angebracht, während man den Unterschenkel mit ebensolchen Beinlingen deckte. Der Helm wurde höher und erhielt einen Gesichtsschutz (c Abb. 77), während die Nasenschiene abkam.



a Ende des 12. Jahrhunderts. b c 13. Jahrhundert.

Abb. 78. Kriegstracht des Mittelalters (Zweite Periode).

Zweite Periode (1150 bis gegen 1350).

Alle bisher üblichen Herstellungsarten der Panzerung wurden in dieser Zeit, wohl infolge der Kreuzzüge, durch den im Morgenlande heimischen, nur aus Ringen stoffartig geflochtenen Kettenpanzer verdrängt. Dieser wurde ohne Unterlage so aus sehr kleinen Ringen verfertigt, daß jeder Ring vier andere in sich aufnahm. Jeder Ring wurde eigens vernietet, so daß das Ganze, obwohl dem Körper anliegend und nachgebend, doch eine große Sicherheit gegen Hieb und Stich darbot. Die Hose trennte sich wieder vom Rock, und so trug der Ritter das langärmelige Kettenhemd bis über die Knie, die Beine und Füße verhüllte er mit der Kettenhose, den Kopf mit der eisernen Kapuze aus demselben Stoff, die wie die Kettenhandschuhe meist besonders beschafft wurde (c Abb. 77, 78). Das ist die Schutzrüstung, wie sie in der Blütezeit des Rittertums üblich war, die „lichte Brünne" (broigno) der deutschen Heldenlieder. Unter dem Kettenhemd, um dessen Druck zu vermindern, wurde ein gestepptes enges Wams (b Abb. 79, s. S. 115) getragen, über der Brünne in dieser Zeit das Waffenhemd (b Abb. 78), das bei den Rittern lang, bei gewöhnlichen Kriegern kurz war, keine Ärmel hatte und vom untern Saum bis gegen den Gürtel

hin aufgeschnitten wurde. Es war anfangs, als es noch bisweilen unter dem Kettenhemd getragen wurde (c Abb. 77, a 78), meist einfarbig, mit anderem Futter versehen, oft auch gestickt, vielfach mit dem Wappen des Trägers oder seines Lehnsherrn, seit dem 13. Jahrhundert auch geteilt in dessen Wappenfarben. Dieses Wappenhemd ist der Ausgangspunkt des mi-parti. Das Streitroß ward in gleicher Weise mit einer Decke behängt.

Über der Kettenkapuze trug man ein Schapel, zum Kampf wurde der nunmehr nach unten bis zu den Schultern verlängerte und mit Augenschlitzen versehene Helm, der Topfhelm, aufgestülpt (Abb. 78). Auf dem Helm wurde irgend ein Gebilde (Kleinod) im Anschluß an das Wappenbild, auf dem Schild das Wappen, an der Lanze ein Fähnlein angebracht. Der Schild war seit dem 13. Jahrhundert mit Werg gefüttert; die Sporen waren, obwohl Rädersporen seit derselben Zeit bekannt, einfache Stacheln, die auf eine durchlöcherte Eisenplatte genietet und vermittelst dieser an den Fersenteil der Kettenhose aufgenäht wurden.

Die Angriffswaffen waren dieselben, nur die Armbrust wurde häufiger angewandt; auch erfand man besondere Waffen, „Panzerstecher", spitzige Dolche, ebenfalls um dem Kettengeflecht besser beizukommen.

Dritte (Übergangs-)Periode (14. Jahrhundert).

Die Wandlung ging hier aus von der Kleidermode: mit dem Rock verkürzte und verengerte sich auch das Kettenhemd und der Waffenrock (c Abb. 78), dieser wurde zum enganliegenden, gesteppten, ledernen Lendner, der Schecke entsprechend (Abb. 79, a c 80). Anfangs wurden nur die gefährdetsten Stellen der Kettenrüstung durch Platten geschützt, also Brust, Schultern, Außenseiten der Arme, Knie und Schienbeine. Diese Platten waren anfangs aus hartem Leder und mit Metall beschlagen, bald aber gänzlich aus Metall. Die Brustplatte wurde oft auf dem Lendner angebracht, und dann hingen Schwert und Dolch an zwei Ketten von ihr herab, während der Dupsing über dem Lendner die Scheiden trug (b c Abb. 79); eine Sitte, die sich hernach wieder verlor.

Diese Platten wuchsen mit der Zeit zu immer größerer Ausdehnung und paßten sich immer vollkommener den Formen des Körpers an, so daß sie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Ringgeflecht zum Teil entbehrlich machten. Von da an rückten sie schnell aneinander und gewannen eine krebsschwanzartige Gliederung, so daß sie am Anfang des 15. Jahrhunderts eine vollständige bewegliche Plattenrüstung bildeten. Ein Schurz, den man anfangs zum Schutz der Oberschenkel anzubringen versuchte (b c Abb. 78, a 81), wurde durch zwei metallene Klappen ersetzt (b c Abb. 80, b c 81).

Gleichzeitig mit dem Beginn der Plattenrüstung kam eine Kappe in Form einer zugespitzten Halbkugel oder eines breiten Kegels auf, die aus einem Stück geschmiedet und längs ihren unteren Randes mit einer Kragenkapuze von Ringgeflecht versehen war (c Abb. 78, a c 79, a 80), das Ganze eine Nachbildung der Gugeltracht in Eisen. Auch der Stülphelm, der über dieser Kappe getragen wurde, ward jetzt nicht mehr zusammengenietet, sondern aus einem Stück geschmiedet. Bald verlängerte sich die ebengenannte Kappe nach unten und erhielt ein Visier, das, um zwei Niete drehbar,



a Günther von Schwarzburg († 1349). b Frankreich, Zeit Johanns des Guten (1350 bis 1364). c Deutschland (1350 bis 1400).

Abb. 79. Kriegstracht des Mittelalters (Dritte Periode).

sich nach oben aufklappen ließ oder vermittelst eines Scharniers seitlich umgeschlagen werden konnte (b Abb. 79). Dieser neue Helm, Bassinet (Beckenhaube) genannt, machte, als er noch ein bewegliches Kinnstück bekommen hatte (b Abb. 80), die Kettenkapuze überflüssig, von der nur noch der Goller (Halsbrünne) übrigblieb, bald durch eiserne Reifen um Hals und Schultern verstärkt und ersetzt. Der schwerfällige Topfhelm blieb seitdem nur noch für das Turnier in Gebrauch (Stechhelm).

Das Roß ward wieder in ähnlicher Weise gepanzert. Daß die Modeformen der Kleidung (Hängeärmel, a Abb. 81), Schuhschnäbel und Zatteln (a Abb. 80) auch an und zu der Rüstung vorkamen, versteht sich fast von selbst (S. 118). Bisweilen fiel schon in dieser Periode der Lendner fort.

Die Lanze war noch beträchtlich verlängert und mit einem platten-, später trichterförmigen Handschutz versehen. Das Schwert wurde noch länger und breiter, Knauf und Parierstange noch größer und stärker. Der Dolch war allgemein geworden, die Armbrust an die Stelle des Bogens getreten. Erst in diesem Jahrhundert kamen Streitkolben, Morgensterne und Kriegsflegel in verschiedenen Formen auf.

Die Rüstung der gemeinen Krieger war natürlich keine so vollständige wie oben beschrieben; hier ist wesentlich von den Rittern die Rede. Jene hatten oft nur eine eiserne Kappe und einen Lederrock, behielten auch das Ringelhemd noch lange bei.



a Ende des 14. Jahrhunderts. b Graf Warwick († 1471). c Richard III. († 1485).

Abb. 80. Kriegstracht des Mittelalters (Vierte Periode). England. Gotische Harnische.

Vierte Periode (15. Jahrhundert).

Die aus geschmiedeten Platten zusammengefügte Schutzrüstung (**Krebs**) bedeckte Hals, Brust und Rücken völlig, von den Armen und Beinen anfangs nur die Vorderseite; bald aber erhielten auch diese Teile, abgesehen von der hinteren Seite der Oberschenkel, ihre Bedeckung, die Teile des Panzers schlossen die Glieder in Röhrenform, als „Kacheln“, ein, nur Achselhöhle, Armbeuge usw., die der freieren Bewegung halber frei bleiben mußten, wurden mit Kettengeflecht gedeckt. Es bestand also eine vollständige Rüstung aus folgenden teils gegliederten („geschobenen“), teils unbeweglichen Teilen: **Helm**, **Halsberge** (geschoben), **Brustharnisch** (im 15. Jahrhundert ein- bis zweimal geschoben), **Rückenplatte**, **Schulterkacheln**, **Oberarmröhren** (mehrmals zylindrisch geschoben), **Ellbogenkacheln**, **Unterarmröhren** (zwei Stücke mit Scharnier zum Aufklappen), **Stulphandschuhen**, (mehrfach aus Reifen geschobenem) **Hüftschurz** (mit Ausschnitt zum Reiten), **Oberschenkelklappen** (Deichlingen), **Kniebuckeln**, **Unterschenkelröhren** (wie am Unterarm) und geschobenen **Panzerschuhen** (bis 1490 mit spitzem Schnabel). Gehen konnte man mit diesen Schuhen nicht, weshalb sie oft erst aufgesteckt wurden, wenn der Ritter bereits zu Pferde saß.



Abb. 81. Kriegstracht des Mittelalters (Vierte Periode). Deutschland. Gotische Harnische.

Die einzelnen Teile dieses „gotischen" Harnisches (Abb. 80, 81) waren in der Mittellinie mit Kanten oder Gräten, an Ellbogen, Knien usw. mit Spitzen versehen, und die Ränder der Schienen, wo sie übereinandergreifen, zu Zieraten ausgehämmert. Der Brustharnisch hatte zum Auflegen der Lanze einen starken Haken unter der rechten Schulter. Seit dem letzten Viertel des Jahrhunderts wurde der Harnisch zur Verstärkung mit vertieften Kehlungen gerippt, eine Erfindung der deutschen Waffenschmiede. Ein solcher Harnisch war schon ohne Verzierung, nach der Seite der technischen Durchbildung wenigstens, ein vollendetes künstlerisches Werk und ging als solches in das 16. Jahrhundert über, das ihn auf die reichste Weise ornamentierte — doch das gehört der Neuzeit an.

Die Pferde erhielten eine ähnliche Plattenrüstung. Für die Infanterie (Söldner oder Landsknechte), die in diesem Jahrhundert schon wichtig zu werden begann, bildete sich eine „halbe" Rüstung aus Kappe, Brust- und Rückenstück und gegliederten Oberschenkeldecken (Deichlingen) aus.

Als Kopfschutz blieb das Bassinet, in England bis 1450 auch wohl noch mit dem Kettenkragen (a Abb. 80) in Gebrauch; dort war es am unteren Rande mit einem

gepolsterten, gestickten Wulst (b Abb. 80) umzogen, vielleicht einer Reminiszenz des Schapels über der Kettenkapuze. Diesem Jahrhundert vorzugsweise eigen ist eine neue Helmform, die salade oder der Schaller (b c Abb. 81), eine glockenförmig geschmiedete, nach hinten schlank verlängerte Kappe mit einem Augenschlitz, deren eine Form bewegliches Visier und Nackenstück hat, und in Verbindung damit ein halbrund geschmiedetes Stück zur Bedeckung von Kinn, Hals und Wangen, Bart (Barthaube, bavière) genannt, das mit einem Riegel vorn am Brustharnisch befestigt wurde. Zugleich bildete sich das Bassinet weiter aus, so daß es mit beweglichem Visier und Kinnstück den Kopf völlig umschloß und sich an Halsberge, Schulterkacheln und Brustpanzer nunmehr lückenlos anfügte. Diese vollkommenste Form des gänzlich geschlossenen Helms wurde Burgunderhelm oder armet genannt.

Der Schild ward kleiner und nun nur noch von Metall, anfangs noch dreieckig, seit 1450 lieber kreisförmig gefertigt. Die Infanterie behielt die großen Setz- und Armschilde noch bei.

Die Angriffswaffen änderten sich wenig, wurden nur noch etwas länger und schwerer, die Parierstange des Schwertes oft nach der Klinge zu gebogen. Gegen Ende des Jahrhunderts kam ein besonderes Schwert von außerordentlicher Größe, der Zweihänder, auf. Neu erscheint im 15. Jahrhundert noch die Hellebarde (b Abb. 81).

Im letzten Drittel des Jahrhunderts gewann der Gebrauch des allerdings noch äußerst unvollkommenen Feuergewehrs an Ausdehnung, was für die Folgezeit wichtig ist. Geschütze waren schon hundert Jahre früher verwendet worden. Die Sporen hatten seit dem 14. Jahrhundert immer Räder. Lendner und Dupsing kamen gänzlich ab; das Schwert wurde wieder am Gürtel um die Taille getragen.

Die Hauptfehler, die auf der Bühne gemacht werden, sind die spiegelblanke Zierlichkeit, die an den Zirkus erinnert, und die Anwendung der Plattenrüstung durchs ganze Mittelalter. Besonders sollten die blanken womöglich messingenen Ringkragen zur Tunika beim Chor vermieden werden, ebenso wie die grundfalschen Stiefel! Die Messingrüstungen, eine gräßliche Ausgeburt der „romantischen" Richtung in der Theaterphantasie, sind wohl an allen guten Theatern in die Rumpelkammer gewandert, wohin sie gehören. Der Ringelpanzer oder die Brünne, besonders die Kettenhose, die in der kriegerischen Kostümierung in der Zeit der Kreuzzüge eine so große Rolle spielt, war ihrer Empfindlichkeit und Kostspieligkeit wegen stets ein wunder Punkt selbst bei großen Theatern. Das Ringgeflecht wird aber auch aus dünnem Draht gestrickt dehnbar hergestellt, neuerdings sogar täuschend echt und nicht zu teuer aus Bindfaden. — Der Zweihänder ist nur als Paradewaffe bei Aufzügen u. dgl. verwertbar. — Bei der Plattenrüstung darf der Brustharnisch nicht über dem Lendner oder gar über der Tunika (!) angelegt werden; wenn man über Lendner verfügt, kann man den Darstellern sogar die Brust- und Rückenstücke sparen. Imitation der Plattenrüstung aus Filz u. dgl. empfiehlt sich nicht. Die echte, derb aus Stahl hergestellte Plattenrüstung ist, wo sie hingehört, gar nicht zu entbehren wegen des durch das Geräusch bis zur völligen Illusion gesteigerten lebendigen Eindrucks unmittelbarer Kriegswirklichkeit, zumal bei Kampfszenen und in größerer Anzahl. — Noch sei vor der Verwendung der Hellebarde früher als im 15. Jahrhundert gewarnt.

Dritte Abteilung.

Trachten der Neuzeit.

Erstes Kapitel.

Zeitalter der Reformation.

[1500 bis 1550.]

Deutsche Renaissancetracht.

Es ist allbekannt, was die neue Zeit heraufführte: die Wiederaufnahme der klassischen Studien (Humanismus), die in Italien schon hundert Jahre früher vollzogene Renaissance in der Kunst, die großartigen Erfindungen (Schießpulver, Buchdruckerkunst) und Entdeckungen, das Aufkommen der modernen Fürstenmacht gegenüber dem mittelalterlichen Lehenswesen und gleichzeitig das des Bürgertums durch den mächtig gestiegenen Wohlstand, endlich, als Produkt des allgemein veränderten Denkens und Wollens, die längst als Notwendigkeit von allen Einsichtigen erkannte kirchliche Reformation. Aus der geistigen Gebundenheit des Mittelalters suchten die Menschen sich zur persönlichen Freiheit hindurchzuringen; nie sind mächtige und charaktervolle Individualitäten so häufig gewesen als auf der Wende des Mittelalters zur Neuzeit. Seitdem strebt das Recht der Persönlichkeit nach Anerkennung.

Die Resultate waren einerseits eine im 16. und noch mehr 17. Jahrhundert sich vollziehende gänzliche Veränderung und Verfeinerung der Lebensweise, ein mächtiges Anwachsen des Verkehrs, anderseits der Aufschwung der Künste und besonders der Wissenschaften, als Gegengewicht der größern persönlichen Freiheit aber — die stehenden Heere: Wirkungen, wie sie unsere Zeit aus ähnlichen Ursachen abermals in noch großartigerem Maßstabe hat entspringen sehen. Nur die furchtbare Grausamkeit und Härte der früheren Zeiten und die entsetzliche Roheit der Sitten ist trotz Reformation, Humanismus und Renaissance auch noch in diesem Zeitalter, als die große Bewegung der Geister das Leben zu einer Lust machte, so arg gewesen wie irgendwann und hat sich bis tief ins 18. Jahrhundert ziemlich ungeschwächt erhalten. Erst der moderne Geist hat sie seit der Revolutionszeit mehr gemäßigt als in Jahrtausenden zuvor, und zwar etwa in demselben Grade, in dem er sich von dem Christentum befreite, das sich in dieser Richtung von jeher als ohnmächtig erwiesen hat. Doch ist damit nicht gesagt, daß weitere Fortschritte in der Gesittung nicht noch sehr denkbar und äußerst wünschenswert wären.

Jener Umschwung, dessen Wendepunkt durch den Antritt des 16. Jahrhunderts bezeichnet wird, brachte auch eine wenngleich nur allmähliche, doch, wie es in der Natur der Sache liegt, gründliche Umgestaltung der Tracht. Bei aller gesunden Freude an Wohlstand und solider Pracht machte sich nämlich im Gegensatz zu der noch laut nachklingenden Buntheit und Bizarrerie des vergangenen Zeitalters, die in der Schlitzmode allerdings nach einer Richtung erst jetzt ihren Höhepunkt erreichte, in dunklen Farben, in schlichten und einfachen Formen der Ernst der neuen Zeit geltend, die Richtung und Stetigkeit gefunden hatte (c Abb. 82, a 85, c 86, b 87, a 88).

Es ist ein unwiderstehlicher ernster Freiheitsdrang, ein männlicher, kühner, freier Zug, der durch jene Zeit ging; daher gab, im Gegensatz zum Mittelalter, jetzt der Mann den Ton für die Tracht an, deren Streben vor allem dahin ging, auch den Körper von jeder beengenden Hülle zu befreien, ihm leichte, freie, bequeme Bewegung zu gestatten. Die hierin am weitesten gingen, waren auch die Tonangeber für die Epoche: die berühmten Landsknechte. Dieser so volkstümliche Name bezeichnet das heimische Fußvolk als die Knechte des deutschen Landes, im Gegensatz zu den Schweizern, die in ausländischen Diensten als „Reisläufer" fochten. Mit Lanze hat das Wort nichts zu schaffen. — Die Verwendung des Schießpulvers hatte nämlich die Rüstung überflüssig zu machen begonnen; damit wurde es auch die enganliegende Kleidung, und in der Kriegführung erlangte das Fußvolk nicht nur eine Bedeutung, die bis auf den heutigen Tag wächst, sondern es kam auch wieder zu Ehren. Nicht mehr der Ritter kämpfte und entschied die Schlachten, sondern der „fromme (d. h. wackere) Landsknecht", der oft genug edlen Blutes war. Dieser brachte nun eine Ungebundenheit in die Tracht hinein, die wieder das phantastische Element zu regelloser Wildheit ausbildete; und seltsam, die Strömung der Zeit war so stark, daß um das Jahr 1520 nicht nur in Deutschland, das jetzt zum letztenmal die Führerrolle auf kleidlichem Gebiete übernahm (war doch die Reformation selbst eine Emanzipation des Germanentums vom romanischen Geiste), sondern auch in den anderen Ländern des Kontinents selbst die vornehme Tracht einen abenteuerlichen, wirklich landsknechtischen Zug hatte (c Abb. 90, a 97).

Das hervorstechendste Merkmal der Renaissancetracht ist nämlich die Schlitzung auf der Fläche und deren Futter.

Man machte nämlich Wams und Hose beweglicher, indem man sie aufschnitt; wenn an jenem nun das Hemd durch die Schlitze hervorschaute, so mußte an der Hose die Blöße gedeckt werden, was durch Unterfütterung mit einem leichten, bunten, meist seidenen Stoff geschah. Damit war das Prinzip gefunden, das nun auf die ganze Kleidung ausgedehnt wurde. Die Schlitze fanden sich auf der Brust, auf dem Rücken, besonders aber an den Ärmeln und an der in dieser Zeit aufgekommenen Oberschenkelhose (s. u.), die man länger und weiter als nötig machte und an den Gelenken mit Längsschlitzen umzog, so daß die Bewegung ungehemmt war. Zu diesem Behuf schnitt man auch Ärmel und Hose an Ellenbogen und Knie quer durch, ferner machte man die Schlitze quer und bildete Muster und Figuren aus ihnen, so daß das Futter fast zur Hauptsache und der eigentliche Stoff zu einem System von



a Bürger (Anfang des Jahrh.). b Stutzer. c Bürger (seit 1520).

Abb. 82. Deutsche Renaissancetracht (1500 bis 1550).

schmalen Bändern wurde, die das Ganze zusammenhielten. Auch die Schaube wurde aufgeschlitzt (b Abb. 82), sogar die Schuhe und das Barett, so daß dessen Rand ringsum Flügel bildete (c Abb. 82, 83, c 85, a 87, c 88, a 135, a 136). Diese wurden dann wieder zusammengebunden wie die quer durchgeschnittenen Ärmel am Ellenbogen (b c Abb. 85, a 86, b 87), oder wie man die der ganzen Länge nach in Bänder zerschlitzten Ärmel oder Hosen mehrmals zusammenband (b Abb. 82, 73, a 135, a 136). Da sie wegen der überschüssigen Länge und Weite an Stoff und Futter zusammengeschoben werden mußten, so öffneten sich die Schlitze von selbst. Auch umzog man diese Kostümteile reihenweise mit kleineren Längsschlitzen und nähte die ungeschlitzten Teile mit den Rändern zu horizontalen Röhren zusammen (a Abb. 83, c 88, a 136). Diese wurden mit Wülsten unterlegt, die, wenn die Röhre, was oft geschah, mit dem Locheisen noch mit kleinen Schlitzen versehen war, mit dem Futterstoff überzogen wurden. Alle Arten der Schlitzung und Puffung kamen oft an demselben Kleidungsstück nebeneinander zur Anwendung.

Es ist eine seltsame, aber schwer abweisbare Beobachtung, daß die geschlitzte Tracht mit der kirchlichen Reformation gleichen Schritt hielt, sich daher in Deutschland länger behauptete und freier entwickelte als in den anderen europäischen Ländern (Italien, Spanien, Frankreich, England), wo sich das kirchliche Leben nicht zur Freiheit durchzuringen vermochte.



a Landsknecht. b Ritter. c Landsknechtsfähnrich.

Abb. 83. Deutsche Renaissancetracht (1500 bis 1550).

Dunkle Farben waren jetzt wieder häufiger, daneben aber behaupteten sich mi-parti und alle Farbenspielereien noch weiter und ließen sich gerade mit Hilfe der Schlitzmode ins unglaubliche ausdehnen. Oft trugen die Landsknechte auch ein Hosenbein eng, das andere geschlitzt (a Abb. 83) oder in derselben Weise ungleiche Ärmel oder beides. Zugleich brachten sie eine Neuerung von großer Tragweite: sie trennten Strumpf und Hose. Diese, die früher von der Hüfte bis an die Fußspitzen gereicht hatte, bestand nun aus zwei Hosen übereinander, die etwas länger als nötig gemacht wurden, deren untere, die Futterhose, ganz, deren obere zerschlitzt war, so daß man sie etwas zusammenschieben konnte. Über das untere Stück der Unterhose zogen sie Strümpfe, auch diese waren oft oben zerschlitzt (Abb. 83, c 88, a 135, a 136), und banden sie am Knie fest. Dies war der erste Schritt zu unserer heutigen Hose. Eine zweite Veränderung gehört in den folgenden Zeitraum.

Häufig trug man Strumpf und Hose in einer Farbe; waren Hosen oder Strümpfe oder beide an einem oder beiden Beinen mit Längsstreifen versehen, so waren diese, im Gegensatz zur vorigen Epoche, sehr breit (c Abb. 82, a b 83, c 88, a 135, a b 136). Die beliebtesten Farbenzusammenstellungen waren: gelb und schwarz, rot und weiß, gelb und blau, rot und blau, rot und grün, rot und schwarz, grün und weiß, schwarz und weiß.



a b c

Abb. 84. Deutsche Renaissancetracht (1500 bis 1550): Leute aus dem Volke.

Die entblößten Nacken und Schultern widerstrebten der ernster gewordenen Zeit; so rückte denn seit 1510 das Hemd zum Halse hinauf, den es mit seinem goldgestickten Saume umgab (b Abb. 86, b 82, c 83). Nun folgte das früher spitz, jetzt viereckig ausgeschnittene seitlich zu schließende Wams (Abb. 82, a 83, b 86) bald nach, so daß vom Hemd nur noch eine schmale Krause oben hervorsah. 1530 war die neue Tracht allgemein. Das Mäntelchen des 15. Jahrhunderts hielt sich nur bei der Jugend noch bis ins zweite Jahrzehnt hinein, dann räumte es der Schaube das Feld völlig. Zugleich wurde aus dem Wams ein gesteppter Rock mit oft faltigem Schoß, der wenigstens die Hüften, auch wohl die Oberschenkel noch zum Teil oder ganz verhüllte (c Abb. 82, b 83, c 86, b 87, b 136). Am längsten war er in England, am kürzesten in Frankreich; die Landsknechte behielten gern die kurze Form des Wamses bei (a c Abb. 83, c 88, a 135, a 136), das nun übrigens wieder oft vorn geschlossen war und über den Kopf angezogen wurde. Auch trugen sie ein ärmelloses Überwams aus Leder oder Filz (c Abb. 83) sowie breite Harnischkragen aus Kettengeflecht oder statt dessen Ledergoller. Die Ärmel des Wamses wurden, wie oben geschildert, geschlitzt und zusammengeschoben, wohl auch mehrfach quer unterbunden, so daß sie als Reihen

übereinanderstehender geschlitzter Wülste erschienen. Waren sie demnach überlang und oben weit geschnitten, so schlossen sie doch am Handgelenk eng ab.

Die Schaube verlor infolge dieser Mode ihre Ärmel ganz oder zum Teil (b Abb. 86, b 87): in Deutschland hatte seit 1530 keine Schaube mehr Ärmel; in Frankreich und England kamen auch später noch halbe Ärmel daran vor. Seit 1520 hatte man erst die Ärmel auf der Rückseite aufgeschnitten und mit Nesteln versehen, um sie nötigenfalls zurückschlagen zu können; geschah dies, so lag der untere Saum auf den Schultern, und das reiche Futter fiel über den Oberarm faltig herab. Zugleich war die Schaube immer kürzer geworden, sie reichte 1520 nur noch bis an die Wade, bald nur bis ans Knie und verkürzte sich in der Folge noch mehr. Von den Vornehmen wurde sie in hellen Farben getragen; der Kragen fiel bis auf den Rücken hinab und wurde seit 1530 aus andersfarbigem Stoff hergestellt. Bisweilen hatte die Schaube auch einen kleinen Stehkragen. Der Bürger bewahrte dem Kleidungsstück seinen Ernst: er trug es dunkel und mit einem dunkeln Pelz oder Stoff gefüttert, behielt auch die Sackärmel gern bei, wie der Gelehrte die weiten Ärmel.

Überhaupt unterschieden sich die Stände jetzt mehr, sowohl durch den Stoff als durch die Farbe. Der Bauer (a c Abb. 84) blieb bei dem Kittel in Gestalt einer höchstens bis oberhalb des Knies reichenden Tunika, bei Gugel, Goller und Bundschuh und bei der auch sonst noch immer vorkommenden ungeschlitzten engen Hose; die weite und lange Hose, der heutigen ganz ähnlich, die wir bei Schiffern und Fischern im 16. Jahrhundert finden, ist die nie ganz abgekommene altgermanische Hose. Bauern und Bürger trugen sich einfacher und dunkler, während die vornehme Tracht kostbar und bunt erschien. Die Gelehrten waren berechtigt, Rot zu tragen, wenn sie nicht, gleich den Juristen und Theologen, schwarz gingen. Sonst war Schwarz noch immer Trauerfarbe.

Ein charakteristisches Stück der Tracht, das nur in diesem Zeitraum vorkam, ist ein im Oberteil enger, um die Hüften aber einem weiten faltigen Frauenrock ähnlicher Waffenrock, der unter (b Abb. 135) oder auch über dem Harnisch getragen wurde, bis an die Knie reichte und bisweilen einen Goller hatte.

In derselben Richtung wie die männliche veränderte sich gleichzeitig auch die Frauentracht. Auch hier rückte das Kleid herauf (Abb. 85, a 86, a 87), die Schleppe wurde kürzer, die Ärmel länger. Diese waren entweder eng und nicht geschlitzt, mit einem Aufschlag versehen, der die halbe Hand deckte, oder eng, mit einem Längsschlitz am Unterarm oder Ellenbogen versehen, wohl noch dazu an der Achsel oder am Ellenbogen oder an beiden Stellen quer durchschnitten und wieder angenestelt, daß das Hemd bauschig hervorquoll, oder rundum mit vielen kleinen buntgefütterten Längsschlitzen versehen oder mit Schlitzenreihen oder -mustern. Doch kamen auch weite Ärmel vor, vorn aufgeschnitten, sowie solche, die nur am Ober- oder nur am Unterarm weit waren. Die Flügel waren selten, wurden, wo sie noch vorkamen, über den Arm gelegt (a Abb. 85) oder, wie bei den Männern, einfach hinten in den Gürtel gesteckt. Herabhängen durfte nun nichts mehr. Die Aufschläge wurden gegen 1530 von der schmalen Handkrause verdrängt (c Abb. 85, a 87).



Abb. 85. Deutsche Renaissancetracht (1500 bis 1550): Frauen der höheren Stände bis 1530.

Der Kleiderausschnitt war bis 1520 noch ziemlich tief, auch hier vorwiegend viereckig, doch wurden Brüste und Schultern nunmehr fast immer durch das Hemd oder einen gestickten Einsatz verhüllt. Seit 1520 aber deckte das Hemd auch wohl Nacken und Brust gänzlich bis an den Hals, dort in der Krause endend (a Abb. 87). Diese Tracht war spezifisch deutsch und am Ende des Zeitraums hier allgemein; in Frankreich liebte man sie nicht; in Italien fand sie im vierten und fünften, in England im sechsten Jahrzehnt Anklang. Das gestickte Bruststück fiel nun weg. Von 1530 bis 1550 wuchs auch das Kleid bis zum Halse, so daß vom Hemd nur noch die Krause sichtbar blieb. Der Goller war nun überflüssig, erhielt sich aber bei den deutschen Frauen noch lange als Paradestück, meist mit einem Stehkragen versehen (a Abb. 86).

Die lange Schleppe, schon 1520 selten, war 1530 verschwunden, doch durften die Füße unter dem Kleide nicht sichtbar werden. Der Gürtel rückte seit 1510 herab, so daß er 1520 wieder an der richtigen Stelle saß (a Abb. 85).

Außer den Ärmeln wurde selbst bei den deutschen Frauen kein Teil des Kleides geschlitzt, als etwa hie und da das Mieder hinten und vorn oder der untere Kleidsaum. In dieser Epoche trug man häufig, besonders in Deutschland, nur noch ein Kleid, auch wohl in England und Italien; allein in diesem Lande brachte



a Vornehme Frau. b Fürst. c Büttel (schwarz und weiß geteilt).

Abb. 86. Deutsche Renaissancetracht (1500 bis 1550).

man gern Ärmel aus anderem Stoffe sowie gefütterte Schlitze an, um den Schein zweier Kleider zu bewahren. Immer häufiger wurde nun auch Leib und Rock getrennt, d. h. der Rock in Falten zusammengeschoben gefertigt und das anliegende Mieder gleichfalls besonders beschafft.

Der Gürtel fehlte selten, hing aber lose um die Hüften und trug an langer Kette oder Schnur ein Täschchen (a Abb. 87), den (offenen) Fächer oder den Dolch (c Abb. 87). Doch darf bei diesem wohl auch an friedliche Verwendung gedacht werden. Die Schürze, in der Länge des Kleides getragen, wurde seit den dreißiger Jahren nicht nur als Haustracht, sondern auch als Schmuckstück allgemein (a Abb. 98). Bei den niedern Ständen hatte sie die Gestalt eines vorn und hinten enggefältelten Rockes mit Schulterbändern (b Abb. 84), wurde auch wohl mit einem besondern Gürtel seitlich aufgeschürzt, so daß sie unten das Kleid sehen ließ.

Einen Mantel trugen nur noch Bürgerfrauen niedern Standes und Bäuerinnen bei schlechtem Wetter oder beim Kirchgange; er war weit, am Halse gefältelt und wurde unterm Kinn geschlossen. Die Schaube glich der der Männer, sie wurde aber seit 1530 immer enger.

Die Farben waren, außer bei alten Frauen, meist lebhaft und wurden mit großem Geschmack zusammengestellt; mi-parti trugen nur Marketenderinnen und



a Bürgerfrau. b Student. c Fahrende Frau.

Abb. 87. Deutsche Renaissancetracht (1500 bis 1550).

fahrende Frauen. Noch wurde in den Stoffen großer Luxus entfaltet; roter und goldener Samt oder Atlas und Golddamast aus Italien und Burgund waren bei den höchsten Ständen am beliebtesten.

Das Haar wurde bei den Männern seit Anfang des Jahrhunderts immer mehr gekürzt und schlichter getragen, so daß sich 1520 die Form der Kolbe herausgebildet hatte. Das Haar wurde nämlich über der Stirn etwa in der Höhe des obern Ohrrandes, im Nacken in der Höhe des Ohrläppchens einfach horizontal gestutzt (b Abb. 82, b 83, c 86, a b 88). Dem entsprechend ward, nachdem man den Bart anfangs teils gar nicht, teils als Schnurr- und Kinnbart (b 88) oder bloß als Backenbart (bürgerlich), obwohl nicht allgemein getragen hatte, bis 1530 der horizontal unterm Kinn abgeschnittene Vollbart (c Abb. 82, c 83), von vornehmen Leuten mehr rund beliebt, zur Regel. Die Landsknechte und alte Männer trugen aber auch ganz lange Bärte (b Abb. 136), jene bisweilen nur auf der einen Seite, während die andere in der beschriebenen Art geschoren wurde. Zugleich schnitten die Landsknechte ihr Haar kurz (c Abb. 88), eine Tracht, die sich noch vor der Mitte des Jahrhunderts in den vornehmen Kreisen Europas einbürgerte (b Abb. 86).

Als Kopfbedeckung herrschte, obwohl Hüte und Mützen in den ersten Jahrzehnten, die Gugel (Abb. 84) auch bei Landsknechten, Jägern, Narren und Trauernden



a Gelehrter. b Kaiserlicher Herold. c Landsknechttambour.

Abb. 88. Deutsche Renaissancetracht (1500 bis 1550).

vorkamen, in dieser Periode das **Barett**, eine weiche, niedrige Mütze mit breitem Boden und meist aufwärts gekehrtem, mehrfach geschlitztem breiten Rand, der oft mit Pelz besetzt war (Abb. 82, 83, c 85, b c 87, 88). Den niederen Ständen war es verboten, ebenso den katholischen Priestern und den Mönchen. Protestantische Geistliche und Gelehrte (a Abb. 88) sowie sehr vornehme Leute (b Abb. 86) trugen **schwarze** Barette; bei den Gelehrten hatte das ganz schmucklose Barett zwei Krempen vorn und hinten, zum Auf- und Niederklappen, von denen oft noch die vordere wegfiel (b Abb. 87). Unter den höchsten Ständen waren auch **rote** Barette beliebt, ebenso wie blaue und sonst hellfarbige. **Landsknechte** (und Stutzer) liebten das Barett **bunt**, schlitzten und fütterten es und trugen anfangs **eine** Feder, in den dreißiger Jahren schon wahre Büsche darauf. Da sie das Barett gern schief auf ein Ohr setzten, so versahen sie es mit einem Sturmband; später übernahmen sie von den Frauen die enganliegende Haube oder das Haarnetz, die **Kalotte** (a Abb. 82, a 83), und befestigten das Barett daran. Dieses wurde nun ganz platt und oft am Sturmband auf den Schultern hängend getragen (b Abb. 83, c 88), der Kopf nur noch mit der meist reich ausgestatteten Kalotte bedeckt.

Die Hauben der **Frauen** wurden bis 1520 kleiner und verschwanden allmählich, ebenso die Rise (a Abb. 85) und der Schleier; das Haar ward sichtbar und hing wieder



a Italien. b c England.

Abb. 89. Renaissancetracht (1500 bis 1550).

in Zöpfen den Rücken hinab; die Kalotte (a Abb. 86, c 87) bedeckte es seit 1520 gewöhnlich teilweise. Das Barett nahm auch die weiblichen Köpfe ein, am liebsten in roter Farbe oder auch gelb mit schwarz und rot in den Schlitzen, in landsknechtischer Form (c Abb. 85, a c 87). In Spanien und Italien zog man Netze über dem offenen Haar, in Frankreich und England Hauben und Schleier vor, in England noch ganz nach burgundischer Art.

Statt des Schnabelschuhs war schon 1490 eine stumpfe Form aufgekommen; im Anfang unserer Epoche wurde der Schuh vorn verbreitert; er war nun weit ausgeschnitten, hatte ringsum einen niedrigen Rand und vorn eine sehr breite Tasche für die Zehen (b Abb. 82, c 87). Schließlich wurde er so niedrig, daß ein Riemen über dem Spann nötig wurde, um nur den Schuh am Fuße zu halten (c Abb. 82, a 87); bloß die Landsknechte verschmähten den Spannriemen (Abb. 83, c 88). Nur in England wurde diese Mode der Entenschnäbel oder Kuhmäuler, wie man sie nannte, die sich auch am Harnisch als „Bärentatze“ zeigte, nicht adoptiert; dort waren die Schuhe höher und spitzer. Der Stoff dieser zweieckigen Schuhe war bei den niederen Ständen schwarzes Leder; bei Vornehmen Seide oder Samt auch von roter, blauer, gelber oder weißer Farbe, die Schlitze entsprechend gefüttert; auch feines spanisches Leder wurde verwendet.



a Franz I. († 1547). b Vornehme Dame. c Claudius von Guise († 1550).
Abb. 90. Französische Renaissancetracht (1500 bis 1550).

Stiefel wurden, außer von Bauern, Jägern, Schiffern usw., fast gar nicht selbst von Landsknechten oder Rittern nie getragen, nur dem Kürisser ersetzten sie die Unterschenkelröhre und den Fuß des Harnisches; wo sie sich finden (c Abb. 84, c 138), gleichen sie den aus dem vorigen Zeitraum überkommenen geschnürten ledernen Strumpfhosen (Ledersen) ohne Absätze (s. d.).

Hiergegen wird auf der Bühne unendlich oft gefehlt; zwei Drittel der männlichen Darsteller und der ganze Chor tragen dort gewöhnlich Stiefel (vorwiegend aus Bequemlichkeit oder, deutlicher gesagt, aus Faulheit), wodurch auch das schönste Landsknechtskostüm unheilbar verdorben wird.

Handschuhe waren zum Reiten in Form der nie außer Gebrauch gekommenen Fäustlinge üblich, die an der inneren Seite einen Querschlitz hatten, so daß man die Finger schnell hervorziehen konnte. Der Stulp dieser aus Leder, Tuch oder Leinwand gefertigten Handschuhe war weit und mit Fransen und Borten verziert, er bedeckte meist den Unterarm. Die Handschuhe der Vornehmen hatten einen kurzen weichen Stulp, waren gesteppt, geschlitzt, natürlich mit getrennten Fingern versehen, bestanden öfter aus Leder als aus Seide und wurden fast immer in der Hand getragen (c Abb. 82).

Schmuck wurde in dieser Zeit von Frauen und Männern in großer Menge getragen: Halsketten, Gürtel, Ringe usw. von Gold, Steinen und Perlen waren sehr beliebt und, besonders die Ketten (a Abb. 82, b 83, 85, b 86, a 87), von unübertroffener Zierlichkeit der Ausführung, Mannigfaltigkeit der Motive und Schönheit der Formen und Farben. So waren auch die Geräte und Gefäße in dem neuen Kunststil einfach, edel und sinnreich und uns darum eine Zeitlang wieder vorbildlich. Wer in den

Geist der Epoche recht eindringen will, muß sich auch mit ihnen und mit den neuen Architekturformen befassen. Die neu erwachte Liebe zur Musik brachte besonders Geige, Harfe und Laute (Gitarre oder Mandoline) zur Verwendung; bei den Soldaten regierte Trompete, Pauke und vor allem die Trommel (c Abb. 88).

Der Höhepunkt der deutschen Renaissancetracht wird durch das Jahr 1530 bezeichnet; mit dem Nachlassen der reformatorischen Bewegung, mit dem Eintritt der Reaktion fiel sie dem spanischen Geist anheim, der die zweite Hälfte des Jahrhunderts beherrschte und sich schon in vorliegendem Zeitraum als verhüllende und versteifende Richtung an der spanischen Tracht (s. d.) ausdrückte. Diese brachte massenhafte Goldstickerei an der Kleidung beider Geschlechter auf, was besonders in England bei diskreter Farbengebung Anklang fand. Sonst waren die Formen dort wie im übrigen Europa den deutschen ähnlich, am meisten in Italien (Abb. 107).

In Frankreich zeigte die Männertracht als nationale Besonderheiten: den bloßen Hals bis 1530, die Jacke ohne Schoß, lange Schenkelhosen, einen weitfaltigen, an beiden Schultern aufgeschlagenen Mantel neben der Schaube und ein kleines Barett; man bevorzugte zarte und helle Farben, so daß ganz weiße Kostüme, die in Deutschland kaum vorkamen, hier an der Tagesordnung waren. Die Frauentracht näherte sich gegen Ende des Zeitraums der spanischen durch den trichterförmigen Schnürleib aus doppeltem steifen Linnen (baschine) und den Reifrock (vertugade), auf dem die Röcke glatt auflagen, sowie durch das verhüllende Hemd, die Stickerei und die kurze taillenlose Schaube, die mit Ärmeln versehen marlotte, ohne solche berne hieß. Über die gepufften Ärmel fielen oft große Pelzaufschläge (Abb. 90).

Zweites Kapitel.

Osteuropäer und Mohammedaner.

[15. und 16. Jahrhundert.]

Zum letzten Male wird hier die kostümliche Entwickelung der westeuropäischen Nationen verlassen, um zwei Gruppen von Völkern zu betrachten, deren eine, später als jene in ihre jetzigen Wohnsitze im Osten Europas eingedrungen, unter asiatischem Einfluß trotz der Berührung mit ihren westlichen Nachbarn auf eigenen Wegen Nationaltrachten entwickelt hat, deren andere aus zwei Völkern besteht, die, obwohl in Wohnsitzen und Abstammung weit voneinander entfernt, doch in ihren morgenländischen Trachten infolge des gemeinsamen Islams eine gewisse Verwandtschaft zeigen. Es handelt sich um Russen, Polen und Ungarn einerseits, Türken und Mauren anderseits.

a) Russen, Polen und Ungarn.

[15. und 16. Jahrhundert.]

Die Ungarn oder Magyaren (Madjaren), uralaltaischer (tatarischer) Abkunft, drangen im neunten Jahrhundert in Pannonien ein und überschwemmten im zehnten Jahrhundert mit ihren Raubzügen Deutschland, das seitdem in stetem Verkehr mit ihnen blieb. Auch die Polen, Slawen arischen Stammes, sind ungefähr seit derselben



a Russischer Krieger. b Russischer Großer. c Zar.

Abb. 91. Russen, Polen und Ungarn (15. und 16. Jahrhundert).

Zeit, besonders aber seit dem 13. Jahrhundert, mit den Deutschen in Berührung während die **Russen**, ein Mischvolk aus den eingewanderten Slawen und den früheren finnisch-tatarischen Einwohnern, nicht vor dem 15. Jahrhundert mit den Deutschen an der Ostsee zusammentrafen. Im 15. und 16. Jahrhundert traten zuerst Elemente der westeuropäischen Tracht bei diesen Völkern auf.

Die Tracht der **Russen** war in der Warägerzeit der sarmatischen und der skythischen (s. S. 64 ff.) verwandt gewesen, bis sich im 11. Jahrhundert byzantinischer Einfluß geltend machte, der seinerseits wieder der Tracht der Mongolenhorden weichen mußte, die vom 13. bis ins 15. Jahrhundert Rußland beherrschten. Es wog also der asiatische Charakter vor.

Die **Kopfbedeckung** bestand im 15. Jahrhundert aus einer hohen, steifen, runden Pelzmütze, die sich nach oben verbreiterte und meist schwarz war (b Abb. 91). Im folgenden Jahrhundert war sie kegelförmig und hatte einen kleinen emporstehenden Rand (c Abb. 91, a b 93).

Das **Haar** wurde bis zum Ohrläppchen reichend, der Bart in mäßiger Länge rund um das Kinn, im 15. Jahrhundert noch bisweilen auf die Brust reichend getragen (b Abb. 91).



a b Ungarische Edle, 15. Jahrhundert. c Russischer Krieger, Ende 15. Jahrhundert.

Abb. 92. Russen, Polen und Ungarn (15. und 16. Jahrhundert).

Die Fußbekleidung bestand aus bunten, gestickten Stiefeln bis ans Knie, deren Spitzen nach tatarischer Art breit und aufwärts gebogen waren (Abb. 91, c 92, a 93). Den Rumpf bedeckte der Kaftan (b c Abb. 91), der einer langen Schaube glich, aus Tuch, bei den Vornehmen aus Damast bestand, mit Pelz und an den Knopflöchern mit Schnüren besetzt war. Dieser Schnurbesatz ist der Nationaltracht aller drei Völker eigentümlich.

Unter dem Kaftan, vom Volk an dessen Stelle, wurde ein engärmeliger, fast ebenso langer Rock mit kleinem Kragen, auf der Brust zugeknöpft, vom Gürtel abwärts offen, getragen (b Abb. 91, a 93). Darunter saß auf dem Leibe der bis auf die Waden reichende, vorn auf der Brust aufgeschlitzte und mit Knöpfen versehene Kittel (a Abb. 91, c 92), der mit einem Gürtel um die Hüften geschlossen war, und unter diesem die in die Stiefel gesteckten Hosen. Noch heute trägt der russische Bauer seine Hosen unter dem gegürteten Hemde.

Die Tracht der **Polen**, früher der deutschen ähnlicher, wies im 15. Jahrhundert italienische Anklänge auf. National ist bei beiden Geschlechtern der lange Leinenkittel. Rock und Kaftan waren oft kurz (c Abb. 93, a c 94), die Hosen eng, und die Stiefel hatten keine krumme Spitze; der Kaftan wurde bisweilen durch einen Mantel ersetzt.



a b Russische Krieger. c Polnischer Großer.

Abb. 93. Russen, Polen und Ungarn (15. und 16. Jahrhundert).

Den Kopf bedeckte eine hohe Mütze mit Pelzrand, die erst seit dem 17. Jahrhundert einen viereckigen Boden bekam; das Haar wurde kurz, der Bart, wenn nicht rasiert, voll oder als Schnurrbart getragen.

In **Ungarn** findet man im 15. Jahrhundert die das Haar bedeckende Schleierhaube der Frauen, den hennin (b Abb. 92), sowie die langen Locken der Männer, die auch die enge Jacke und Hose der westlichen Nachbarn annahmen, aber bei ihren kurzen Stiefeln und langen Mänteln blieben (a Abb. 92). Die Frauen trugen den Mantel bis ans Knie reichend und schlossen ihn auf der Brust durch eine Spange oder Kette. Die Kleider waren kostbar, ohne Schleppen und ringsherum mit Pelz besetzt, der Gürtel saß richtig über den Hüften, der Ausschnitt blieb mäßig; zur Herrschaft konnte die westeuropäische Mode hier nie gelangen.

Als Kopfbedeckung war die federgeschmückte hohe Pelzmütze mit herabhängendem Beutel allgemein. Das Haar trugen die Ungarn im 16. Jahrhundert halblang gleich den Deutschen (Kolbe) oder ganz kurz, den Bart voll mit langem spitzen Schnurrbart.

Als Oberkleid blieb der Schnürenkaftan von größerer oder geringerer Länge in Gebrauch, darunter ein enger Rock mit vorn zugeknöpftem Brustschlitz bis zum Gürtel und Schlitzen auf beiden Seiten von unten an bis zum Gürtel. Die Ärmel waren



a Polnischer Krieger. b c Polnische Hoftracht, 16. Jahrhundert.

Abb. 94. Russen, Polen und Ungarn (15. und 16. Jahrhundert).

oft zu Flügeln aufgeschnitten, so daß sie die engen Ärmel des Leibrocks sehen ließen, der etwas kürzer war als der Rock. Über dem Rock lag eine Binde als Gürtel; die enge Hose und der Stiefel bis oberhalb des Knies vervollständigten die männliche Tracht.

Wie die Tracht, so zeigt auch die **Bewaffnung** der drei Völker manches Gemeinsame: die sensenartigen Streitäxte, den Bogen, den krummen Säbel und den Streitkolben oder Pusikan.

Die Schutzrüstung der Russen bestand aus dem kaukasischen spitzen Helm mit Nasenbügel, Ohren- und Nackenschild (a Abb. 91, c 92) oder einer Kettenhaube in Form des flachen Topfhelms (s. S. 127), dem Panzerhemd aus Kettengeflecht mit Halbärmeln oder Goller, Schienen auf der Außenseite des Unterarms sowie über dem Stiefel, wenn nicht Kettenhosen bis in diese hinabreichten. Die Steppenreiter führten lederne gepolsterte Jacken, wie sie sich auch sonst als Panzerersatz hier vorfinden. Der Schild begann bereits abzukommen.

Unter den Angriffswaffen stand der Bogen (b Abb. 93) obenan, dann die Hiebsense oder Streitaxt (a Abb. 93) und der dem türkischen ähnliche Säbel. Den Streitkolben führten gewöhnlich nur die Anführer (a Abb, 91, c 93). Er bestand aus einer Anzahl von Metallplatten, die senkrecht in Sternform um den Stiel befestigt waren.

Die Polen bevorzugten den Schuppenpanzer, so daß sie auch den Helm aus Schuppen herstellten, die Böhmen, die gleich ihnen die Sense führten, das Kettenhemd. Außer der Hiebsense waren die Lanze, dann Säbel, Bogen und Pusikan (dieser auch in Kugelform, a Abb. 94) gebräuchlich.

Die Ungarn, als leichte Reiter zur Welt gekommen (Husaren), liebten die volle Eisenrüstung, die sie wohl kannten, nicht besonders: Beinschienen fehlten selbst bei der schweren Rüstung oft. Der Panzer bestand meist aus Schuppen, doch kamen auch Kürasse aus einem Stück vor. Für den Angriff spielte hier wieder der Bogen die Hauptrolle; dazu kam Säbel und Pusikan.

Auch die Geräte jener Völker begannen sich den westeuropäischen anzunähern.

b) Türken und Mauren.

[16. Jahrhundert.]

Mauren und Türken werden nebeneinander betrachtet, obwohl jene Afrikaner semitischen Stammes, diese Asiaten uraltaischer Herkunft, den Ungarn und Tataren verwandt sind, diese aus Nordafrika, jene aus Westasien (Turan) stammen, und zwar geschieht dies, weil sie beide von den Arabern, jene 705, diese 830, unterworfen und zum Islam bekehrt wurden und daher trotz der verschiedenen Sprache in Sitte und Tracht manches Gemeinsame zeigen.

1. Die **Mauren** des 16. Jahrhunderts kleideten sich durchaus ähnlich den spanischen Mauren des 14. und 15. Jahrhunderts, deren Tracht im zehnten Kapitel der zweiten Abteilung behandelt ist.

Die Männer (Abb. 68) trugen ein Hemd, das bis zum Knie reichte und mit engen langen Ärmeln versehen war, ein bis auf die Knöchel reichendes Kleid mit weiten langen Ärmeln, darüber oft ein Oberkleid, das kurze Ärmel hatte, und einen sehr weiten Mantel bis zum Knie, der meist mit einer Kapuze versehen war, sowie Hosen, die oben weit, unten etwas enger waren, am Knöchel gebunden wurden und aus farbiger Baumwolle, bei Vornehmen auch wohl aus Leinwand oder Seide bestanden.

Die Frauen zogen über das ärmellose Hemd und die Hosen ein gegürtetes langes Kleid mit kurzen weiten Ärmeln oder ohne solche, sowie bisweilen ein Oberkleid. Brust und Hals bedeckte ein Kopfbehang (Mantilla) oder an dessen Stelle ein Schal. Auf der Straße trugen sie darüber noch einen großen weiten Überwurf, der über den Kopf gelegt wurde und die ganze Gestalt bis zu den Knien bedeckte (a Abb. 95).

Den Kopf verhüllte bei den Männern der Tarbusch mit Untermütze, der mit einem Schal als Turban umwickelt oder mit der Coffieh bedeckt war.

Vornehme trugen Knöchelschuhe mit einem kleinen Schlitz am oberen Rand, die niederen Stände Sandalen oder gar keine Fußbekleidung.

Der König hatte einen Mantel von leuchtender Farbe und trug über dem Turban die Krone (b Abb. 95).

2. Die **Türken** oder **Osmanen**, die das byzantinische Reich zu Falle gebracht und 1453 Konstantinopel erobert hatten, behielten ihre asiatische Tracht in Europa



a Frau. Maurisch. b König. c Janitschar.

Abb. 95.

bei, wo sie, abgesehen von Hof und Militär, die sich europäisch tragen, noch heute bei ihnen herrscht. Im 16. und auch im 17. Jahrhundert drangen sie erobernd nach Westen vor und machten sich auch den Deutschen auf unangenehme Weise fühlbar, so daß der türkische Name in jener Zeit mit Recht bei uns gefürchtet war. Haben sie doch zweimal Wien bestürmt, 1529 und 1683.

Das Haupt des Türken „mit seinen edlen müden Zügen, mit der Gesichtsfarbe, die an die gelbe Rose erinnert", bedeckte eine hohe kegelförmige Mütze mit einem Federbusch, um die ein Schal als Turban herumgewickelt war (a b Abb. 96). Bei höheren Beamten vertrat ein breites goldenes Band um die Mütze die Stelle des Bundes. Die Janitscharen hatten eine hohe stumpfe Mütze mit niederhängendem Beutel, ohne Turban (c Abb. 95).

Die Frauen trugen einen Fes, der dem Stande entsprechend verziert war, oft aus Goldstoff (c Abb. 96), und bisweilen den Turban.

Der Turban des Sultans war weiß, die riesig hohe Mütze rot, der Federbusch schwarz; die Sultanin trug eine kegelförmige Mütze mit Kronenreif und Schleier.

Das Haar rasierten die Männer bis auf einen Büschel am Scheitel völlig ab, den wohlgepflegten Vollbart trugen sie rund und in mittlerer Länge.



a Großer. b Sultan. c Dame.

Abb. 96. Türken.

Die Kleider waren nur an Stoff und Zahl dem Stande nach verschieden, an Form jedoch gleich. Als Oberkleid trug der Mann (a b Abb. 96) einen langen weiten Kaftan mit kurzen weiten Ärmeln, die zuweilen lange Flügel hatten. Der Kaftan wurde mit einem Schal über den Hüften gegürtet; darüber trugen die Vornehmen bisweilen noch einen zweiten, ungegürteten Kaftan. Unter dem Kaftan trug man den Rock, der bis auf die Füße, meistens jedoch nur bis an die Knie reichte und lange, vorn eng zulaufende Ärmel hatte, sowie Hosen bis in die Schuhe oder Stiefel. Auch bei den Türken waren Schnüre auf den Röcken sehr gebräuchlich.

Die Frauen (c Abb. 96) trugen ein vorn geschlossenes Unterkleid bis auf die Knöchel, das enge lange Ärmel hatte und aus Baumwolle oder Seide bestand, darüber ein oder zwei vorn offene weitärmelige Oberkleider und über alledem eine oben enge Jacke mit weiten Ärmeln oder Flügeln, die bis auf die Mitte des Oberschenkels reichte und mit einem Schal gegürtet wurde.

Der Reichtum des türkischen Schmuckes ist bekannt.

Die Schuhe waren von gelbem oder rotem weichen Leder und hatten eine aufwärts gekrümmte Spitze; sie reichten bis an die Knöchel. Statt ihrer trugen die Männer auch wohl Stiefel.

Als alte Lieblingswaffe führten die Türken den Bogen auch noch im 16. Jahrhundert, als ihnen das Feuergewehr mit Luntenschloß (c Abb. 95) schon bekannt war. Die allgemeinste und eigentümlichste Waffe des Türken ist der krumme schwere Säbel, dessen Klinge vorn breiter wird und sich dann plötzlich zuspitzt; das Heft ist mit einer geraden Parierstange versehen.

Drittes Kapitel.

Spanische Tracht.

[1550 bis 1600.]

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war die geistige Bewegung der Reformationszeit erlahmt, die neue Lehre erstarrt, der wirtschaftliche Aufschwung durch Geldkrisen gehemmt, die Fürstenmacht erstarkt, das Bürgertum erschlafft und ernüchtert, der Bauer darniedergeworfen, religiöse und politische Freiheit zurückgedämmt; es folgte die Abspannung, die Reaktion. Was Wunder, daß sie sich auch in der Tracht geltend machte, daß auch hier die Ungebundenheit in ihr Gegenteil, der Ernst in finstere Steifheit, die Bequemlichkeit in Enge umschlug, daß der damals leitende Staat, der die politischen und religiösen Reformbestrebungen schon um die Mitte der zwanziger Jahre unterdrückt und mit Inquisition und Absolutismus zugleich die Tracht in seinem eigenen Sinn der Verengung und Versteifung, der Nüchternheit und düstern Erstarrung, der Verhüllung und der Unnatur ausgebildet hatte, nunmehr auch an die Spitze der Modebewegung trat.

Sowohl zu besserer Übersicht als auch der Wichtigkeit des spanischen Kostüms halber sollen hier noch einmal die einzelnen Nationen getrennt betrachtet werden, und zwar zuerst, im Anschluß an das vorletzte Kapitel, die Deutschen.

1. Deutsche.

Obwohl schon am Ende der vorigen Periode, seit 1530, in Deutschland die ersten Anzeichen der spanischen Tracht sichtbar wurden, so konnte diese doch erst jetzt der deutschen gegenüber aufkommen, und gerade hier drang sie nur von den Höfen aus langsam und nach einem harten Kampfe durch, der der ganzen Zeit etwas Unruhiges und Zerfahrenes gab und erst in den letzten Jahrzehnten mit dem Siege der spanischen ausgestopften Weise endete. In diesem Kampfe sollte die deutsche, die Pludertracht, wie sich gleich zeigen wird, sogar erst das Extrem erreichen.

Zuerst, noch vor der Mitte des Jahrhunderts, kamen die breiten Schuhe, die Kuhmäuler, ab; der spanische Schuh war hoch, spitz, nach dem Fuß geschnitten, von dunkler, meist schwarzer Farbe und bis zum Knöchel geschlossen oder nur auf dem Spann mit Quer-, an der Spitze mit Längsschlitzen versehen (b Abb. 97, 98).

Der auf der Bühne so häufige ausgeschnittene Schuh mit einem Riemen über dem Spann sowie der Laschenschuh sind also zum spanischen Kostüm falsch.

Demnächst verengte und verkürzte sich die Schaube und wurde zur Harzkappe: sie reichte nun bloß bis unter die Hüfte (a Abb. 100), war ganz eng und hatte

einen kleinen Stehkragen, so daß sie dem Mäntelchen, der „spanischen Kappe“ (c Abb. 97, b 98) ähnlich war. Der Pelzbesatz fiel fort, ebenso die Ärmel bisweilen; oft hatte die kurze Schaube bauschige Ärmel, die nur den Oberarm bis zum Ellenbogen bedeckten. War das Kleidungsstück etwas weiter und mit engen Ärmeln für den Unterarm versehen (die dann herabhingen, während der Arm durch einen Schlitz gesteckt wurde), so hieß es Gestaltrock; bis zu den Hüften gekürzt, führte es den Spottnamen Puffjacke. Nur bei Fürsten und alten Herren sowie als Amtstracht der Ratsherren und protestantischen Geistlichen hielt sich die lange Schaube in ihrer alten, würdigen Form.

Weit mehr Widerstand setzte die Hose der neuen Tracht entgegen; hier war es, wo die Schlitzmode ihre äußersten Folgerungen zog, um die Oberhand zu behalten. Die Landsknechte schnitten nämlich nun die Oberhose vom Gürtel bis zum Knie lang auf in lauter schmale Streifen und zogen die untere, die Futterhose, in großen Bauschen oder Säcken durch die Schlitze, so daß sie weit übers Knie, ja bis auf die Füße hinunterschlotterte (a b Abb. 97). Damit das möglich war, wurden zu der Futterhose zwanzig bis vierzig, ja bis zu hundert Ellen natürlich ganz leichten Seidenstoffs (Rasch oder Kartek) genommen. Mit dieser Pluderhose, dem Abscheu der Sittenprediger jener Zeit, hatte die landsknechtische Tracht ihren Höhepunkt erreicht; wenn diese Mode auch nur von kurzer Dauer war, so half doch kein Widerstand noch Verbot dagegen, sie wurde in Deutschland sogar allgemeine Tracht (c Abb. 97), beim Militär auch in anderen Ländern des Kontinents, und endete erst 1590 mit dem Landsknecht auf dem Exerzierplatze. Die Schweizer behielten sie noch viel länger bei, ihnen wurde sie förmlich zur Nationaltracht und hieß daher im 17. Jahrhundert Schweizerhose.

Weiter konnte die Ungebundenheit kaum getrieben werden: so blieb denn der heftigste Umschlag in den Kontrast nicht aus. Diesen bildete die spanische Puffhose, die von den Hüften bis auf die Mitte der Oberschenkel reichte, mit Innentaschen versehen und ringsum mit Bändern besetzt war, die vom obern zum untern Rande liefen. Sie war sehr weit und mit Roßhaaren rund ausgestopft. Unter diesem festen Polster mußte man natürlich die alte lange enge Hose wieder tragen (b Abb. 98). Daher bildeten die Deutschen die Puffhose bald zu einer Form um, die die Trennung von Strumpf und Hose beibehielt und der Ausgangspunkt unserer modernen Hose wurde, zu der bis unter die Knie reichenden gepolsterten Pumphose (c Abb. 104, a 105, a 106), die an den Seiten mit Borten, Spitzen oder Knöpfen besetzt war. Als nicht ganz straff gepolsterte Schlumperhose (a Abb. 108) wurde sie vom Volk angenommen (a Abb. 104) und erhielt sich in den Niederlanden als Volkstracht bis in unsere Tage. In dieser Form behielt sie am Ende der vorliegenden Periode die Oberhand (vgl. den folgenden Zeitraum).

Bisweilen wurden auch zur Puffhose eine enge Kniehose und Strümpfe getragen und dann beide Stücke durch das schon von den Landsknechten gebrauchte Strumpfband zusammengehalten. Dann legte man dieses mit der Mitte seiner Länge vorn unterm Knie an, schlang es in der Kniekehle einmal übereinander, legte die

Enden des ziemlich breiten Bandes wieder je auf dieselbe Seite nach vorn und band sie über dem Knie in eine stattliche Schleife (c Abb. 97).

Dies sind die „kreuzweise gebundenen Kniegürtel“ des Malvolio, die auf der Bühne immer falsch, nämlich anstatt nur scheinbar, wirklich kreuzweise angelegt werden.

Auch das Wams wurde, besonders an den Ärmeln, noch lange mit Schlitzen und Bauschen getragen (Abb. 97), bis es ebenfalls die spanische Polsterung annahm (c Abb. 98). Die Ärmel waren oft von anderer Farbe als das Leibchen und pflegten dann den Hosen zu entsprechen; an der Hand schlossen sie eng mit einer Krause. Der Leib war eng, glatt und faltenlos, aber noch geschlitzt und hatte mitunter zwei schmale Schöße. Das spanische Wams dagegen hatte enge, oft wattierte Ärmel, die zwar bisweilen scheinbar oder wirklich geschlitzt waren, aber keine Bauschen hatten. Über die Schultern liefen hohe Wülste, die in dieser Zeit von beiden Geschlechtern überall allgemein getragen und auch von den Landsknechten angenommen wurden (b Abb. 97); wie denn diese überhaupt die Polsterung nicht verschmähten, schon der Sicherheit wegen, die sie gewährte, und auch den spitzen Gänsebauch, die nach unten und der Mitte am höchsten erscheinende Polsterung des Leibchens, als Panzer benutzten (b c Abb. 139, b c 140). Besonders gegen Geschosse mochte das leichtere Surrogat fast bessere Dienste tun als der Küraß.

Diese Polsterung ist für das Bühnenkostüm nur mit Maß zu verwenden, besonders an der Hose, wo sie bei den Landsknechten die obszönsten, freilich auch witzigsten Formen annahm (a b Abb. 97). Die wattierte Schamkapsel (braguette), die an der Pluderhose und an der Puffhose unerläßlich war (c Abb. 89, c 90, b c 97, b 98, a 99, c 100, b 102, a 137, b 138) und an der Rüstung aus naheliegenden Gründen auch nicht fehlte (c Abb. 137, c Abb. 138), muß auf der Bühne einfach vermieden werden. Mit der spanischen Tracht kam sie ab.

Das spanische Wams hatte gar keine oder sehr schmale Schöße und lief, wie erwähnt, von den Hüften schräg abwärts in eine Spitze zusammen (s. bes. c Abb. 110, 139); es wurde mit bunten aufgesetzten Wülsten oder Puffen oder mit schlitzförmigen Stickereien verziert, ebenso wie die Ärmel und die Hosen. Sowohl in der spanischen wie in der deutschen Tracht wurde beides, Wams und Hose, mit Goldborten, Seiden- oder Samtstreifenbesatz überzogen. Auch die Krause oder Kröse war allgemein, erreichte aber hier nur bei Stutzern und Landsknechten große Dimensionen. Doch hatte das Wams einen Stehkragen, so daß der Hals nicht sichtbar war. Bisweilen trugen Fürsten und älterere Männer statt der Kröse nur den schmalen Hemdkragen umgeschlagen (c Abb. 97).

Der kurze Mantel oder die spanische Kappe hatte hier vielfach eine Kapuze.

Auch die Frauenkleidung schloß sich nach und nach der spanischen Tracht an, wenn auch an ihr der Gegensatz nicht so klar hervortritt. Sie wies anfangs noch manche Besonderheiten und Unterschiede auf, die aus derselben Ursache entsprangen wie die gleichfalls in jener Epoche zuerst sich bildenden „Volkstrachten“, nämlich aus dem Übergang der Reichsgewalt an die Fürsten und der dadurch bedingten Zerstückelung Deutschlands in kleine Landschaften. Da jedes Ländchen sich gegen seine Nachbarn abschloß, so setzte sich in jedem beim Volke früher oder später eine besondere Tracht fest. So sind im 17. und noch mehr im 18. Jahrhundert die Volkstrachten entstanden, die heute noch im Raume nebeneinander erstarrt die Trachtenformen zeigen,



a b Landsknechte, 1556. Pludermode. c Edelmann, letztes Drittel des Jahrh.

Abb. 97. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 1. Deutschland.

wie sie ehedem in der Zeit nacheinander folgten. Wie der kundige Geolog ein Stück der Erdrinde in bezug auf die Entstehungszeit der einzelnen Schichten sofort treffend beurteilt, so unterscheidet das Auge des Kostümforschers an den unter den heutigen großartigen Verkehrsverhältnissen fast überall schnell verschwindenden Volkstrachten, aus welcher Kostümperiode jedes einzelne Bekleidungsstück stammt. Stellenweise behauptete sich auch noch der uralte Bauernkittel, den man aus blauem Leinen verfertigt in Westdeutschland auf dem Lande und bei Fuhrleuten noch jetzt vielfach sieht und sogar als Arbeitsbluse bis in Werkstätten und Fabriken verfolgen kann. Ebenso wie in Deutschland finden sich Volkstrachten in fast allen anderen europäischen Ländern; doch werden sie durch die billige Fabrikware der allgemeinen Mode rasch verdrängt, so daß in absehbarer Zeit nur noch im Orient wirkliche Volkstrachten existieren werden.

Die Frauen in den Kreisen, die die Mode mitmachten, waren also am Ende des 16. Jahrhunderts gleich den Männern der spanischen Art verfallen.

Mit der Mitte des Jahrhunderts war das Kleid, dem Hemde nachfolgend, bis zum Halse emporgerückt und verfolgte in dieser Periode dieselbe Tendenz, so daß es oft bis an die Ohren reichte (Abb. 98). Im Punkte der Ehrbarkeit war also dieser



a b c

Abb. 98. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 1. Deutschland.

Tracht nichts vorzuwerfen. Nur bei Festlichkeiten und Hochzeiten kam noch ein mäßiger Ausschnitt mit bloßem Halse vor. Die Schlitze fielen fort und wurden nur an den Achselwülsten mit überlegten Bändern nachgeahmt.

Beim Ausgehen trug man immer noch zwei Kleider, wenigstens in den höheren Ständen. Das Unterkleid war bei den Bürgerinnen aus einfarbigem Stoff mit buntem Seiden- oder Samtbesatz, bei den Vornehmen aus kostbarem gestickten oder mit Gold- und Silberborte eingefaßten Stoff oder gemustertem Brokat. Der Oberkörper wurde in dieser Zeit durch eine steife Schnürbrust schmal und flach geschnürt, und so mußte ihn auch der Oberteil des Kleides eng umschließen (a Abb. 98); an der Hüfte hatte das Kleid gar keine oder nur wenige festgenähte Falten, sein unterer Teil war glockenförmig und mußte rings auf dem Boden aufstehen, weshalb er am unteren Saume mit einem Filzstreifen versehen war. Später wurde der Rock auch durch ein Gestell von Korbgeflecht oder Stahldraht glatt gehalten. Am Ende des Jahrhunderts stand er gleich an den Hüften breit ab und fiel dann senkrecht bis auf die Erde.

Das Oberkleid senkte sich anfangs, der Schaube ähnlich, von oben nach unten weiter werdend, in einer ununterbrochenen Linie faltenlos bis zur Erde, war von oben

bis unten offen und mit Knöpfen oder Schnüren ganz oder teilweise geschlossen, so daß das Unterkleid hervorsah. Oft war es auch kürzer als dieses, folgte ihm aber sehr bald in der Form genau. In Stoff und Ausstattung war es oft noch reicher, behielt auch den Pelzbesatz noch lange bei.

Der stereotype Schlepprock verdirbt noch immer die spanischen Frauenkleider selbst an den größten Theatern, daß dem Zuschauer die Augen weh tun.

Schaube und Harzkappe wurden nicht minder häufig von den Frauen getragen; diese besonders, weil sie dem modernen spanischen Mäntelchen, der Mantille (c Abb. 98), ähnlich sah. Den langen Mantel trugen ältere und Bürgersfrauen, Witwen hängten ihn über den Kopf.

Der zwecklos gewordene Goller war in bürgerlichen und Dienstbotenkreisen noch lange beliebt; die Schürze wurde dagegen, gestickt und mit Borten, Perlen oder Spitzen besetzt, zum Schmuckstück der Geschlechterfrauen (a Abb. 98).

Die Kröse (a Abb. 98) trennte sich, wie bei den Männern, vom Hemde, und wuchs zu enormer Größe an (c Abb. 98), was natürlich nicht ohne Einwirkung auf Haartracht und Kopfbedeckung bleiben konnte.

Bis 1575 hielt sich noch die Kalotte (c Abb. 98), die an den Schläfen Wülste zur Aufnahme des Haares hatte, auf den Frauenköpfen; die männlichen hatten sie schon zu Anfang dieser Periode abgelegt. Die Frauen trugen ihr Haar zu derselben Zeit schon häufig in zwei langen Zöpfen, seit 1580 oft unbedeckt rund um das Gesicht nach hinten gelegt und in steife Formen (z. B. die der Stuartshaube mit zwei Hörnern über der Stirn) gebracht und mit Perlen oder Schnüren reich geschmückt, auch wohl blond gefärbt. Die Spitze der aus Samt, Seide oder Goldstoff gefertigten, mit Spitzen und Perlen umsäumten Stuartshaube (c Abb. 102) trug gewöhnlich einen Anhängeschmuck, wie ihn jenes Jahrhundert in so klassischer Schönheit herstellte.

Bis dahin wurde noch das jetzt schmalrandige und steife Barett (c Abb. 98) getragen, das hoch und mit einer Schnur sowie über der Stirn mit einer Feder verziert war. Es war in feste Falten gelegt, und sein Boden war größer als die Öffnung; da es sehr klein war, behielt man wohl auch die Kalotte dazu bei.

Die Männer schoren das Haar jetzt ringsum kurz, so daß es nur 3 bis 5 cm lang war und vom Kopf bürstenförmig abstand; der Bart verlor gleich dem Schuh beide Ecken und wurde spitz. Dazu ging bei den Männern in dieser Periode das Barett völlig in den Hut über, bis es einen hohen steifen Kopf hatte (toque, c Abb. 97, c 100). Mit dem letzten Jahrzehnt war der Hut allgemein, und zwar spitz, hoch und steif mit schmalem Rand und kleinem Boden, bald aus Filz, bald aus Seide, Samt oder Tuch, mit einem kleinen Federbusch.

Der Schmuck spielt in dieser Zeit eine außerordentliche Rolle; strömten doch die Schätze der Neuen Welt in unerschöpflicher Fülle auf spanischen Schiffen nach Europa herüber; von goldenen Borten und Kunststickereien abgesehen, wurden Gold, Perlen und Edelgestein auf allen Teilen der Kleidung so reichlich getragen wie nie vorher oder nachher. Die künstlerische Gestaltung dieses Schmucks ist berühmt. Auch die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts verminderte Verwendung des Pelzwerks, die

ihren Grund in dem eingetretenen Mangel hatte, nahm wieder große Ausdehnung an, seit die nordamerikanischen Wälder ihren Reichtum erschlossen hatten (b c Abb. 98).

Auch Schnupftücher („Facilletlein": die Herkunft vom italienischen fazzoletto zeigt den Weg, auf dem sie zu uns gelangten) und Handschuhe, beide parfümiert, wurden jetzt notwendige Bestandteile der Tracht bei den höheren Ständen. Die Handschuhe wurden von Männern und Frauen beständig, selbst beim Tanzen in der Hand getragen (a c Abb. 98, a 100). Am beliebtesten waren spanische oder von inländischem feinen sämischen Leder gefertigte Handschuhe, und zwar liebte man zum Festanzug besonders die weißen und mattgelben, für gewöhnlich die bräunlichen. Der Rand war mit einem ganz kurzen Stulp versehen oder in Lappen ausgeschnitten. Auf dem Handrücken waren sie zierlich gesteppt, außerdem mehrfach geschlitzt und mit Stickereien oder Besatz aus andersfarbigem Stoffe versehen.

Auch die Verwendung der Schminken sowie besonders der Gebrauch des Fächers wurde allgemein, die Fächer waren busch- oder schirmförmig und hingen dann oft an der Gürtelschnur, die auch wohl einen kleinen Spiegel oder die Tasche (a Abb. 98) und das Messer trug, oder Faltfächer gleich den japanischen, oder sie glichen einer kleinen Fahne.

Schleier wurden nicht getragen, Schleppen nur bei Festlichkeiten.

2. Spanier.

In der Heimat der neuen Tracht bildete sich diese schon in der vorigen Periode aus — man betrachtet den Sieg Karls V. bei Villalar (1522) gewöhnlich als ihren Ausgangspunkt —, behauptete sich dort auch weit länger als im übrigen Europa, so daß sie in Spanien von 1530 bis gegen 1650 herrschte. Hier kommt ihr Charakter nach allen Seiten am vollkommensten zum Ausdruck.

Seit den zwanziger Jahren war die spanische Tracht in der Grundform nicht sehr von dem im ersten Kapitel beschriebenen Renaissancekostüm verschieden (c Abb. 99), zeigte aber schon ihr wesentliches Merkmal, die Polsterung und Steppung. Sie war zwar aufgeschlitzt, aber das Futter wurde nicht frei fliegend durch die Schlitze gezogen, sondern mit Watte oder Haaren ausgestopft, oder die Schlitzung schon durch aufgenähte steife Puffen oder Wülstchen ersetzt. Auch hier trug man zur Zeit Karls V. die vertikal aufgeschnittenen und mehrfach mit horizontalen Bändern unterbundenen Spangenärmel und Spangenhosen, aber gepolstert und in steifer Form. Das Wams hatte einen Stehkragen und Schöße und wurde nur am Hals und an der Taille geschlossen, um die enge Knöpfjacke zu zeigen, die man darunter trug. Es war an Brust und Rücken mäßig mit Zierbesätzen und Puffen bedacht und der Rand der Schöße, der vorderen Öffnung und des Kragens, gleich dem unteren Rande der bis oberhalb des Knies reichenden Oberschenkelhose, mit kostbarer Stickerei verziert (a b Abb. 99).

Die Schaube, zu jener Zeit auch noch gern von Tuch getragen, hatte hier schon die Gestalt der Harzkappe, d. h. sie reichte nur bis zum Knie und hatte ganz kurze, aber sehr weite Schulterärmel.



a Karl V. (reg. 1516 bis 1556). b c Maria von Portugal erste Gemahlin Philipps II. († 1545).

Abb. 99. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 2. Spanien, seit 1522.

Kleine Hals- und Handkrausen, das steife Barett mit Feder (a Abb. 99) sowie der oben beschriebene spanische Schuh und die enge Hose vervollständigten die spanische Tracht in der vorigen Epoche, die noch die hellen Farben liebte. Auch wo dunklere Töne gewählt wurden, stellte man im ganzen den Anzug aus verschiedenfarbigen Kleidungsstücken zusammen, wählte zwar häufig Wams und Oberschenkelhose von derselben, aber ebenso gern jedes Stück, bis zu den Schuhen herab, von besonderer Farbe.

Für Theaterzwecke hat diese Art und Weise große Schwierigkeiten; es erfordert die Zusammenstellung solcher Kostüme, sollen sie nicht unruhig wirken, einen außerordentlich feinen Geschmack und den ausgebildetsten Farbensinn, Eigenschaften, über die in unserer Zeit, nachdem wir die Farbenscheu unserer Väter und Großväter kaum recht überwunden haben, noch immer nur wenige Sterbliche verfügen. Zudem sollen doch Bühnenkostüme meistens auf die verschiedensten Weisen verwendet und zusammengestellt werden, was durch diese Vielfarbigkeit recht erschwert wird. Wenn man Kostüme neu anfertigen läßt, sollte man aber möglichst diesen Weg einschlagen, um der in den meisten Theatergarderoben herrschenden Einförmigkeit zu entgehen.

Ein ganz wesentliches Merkmal der spanischen Tracht ist die enge Hose, die ihre alte Gestalt beibehielt. Sie reichte nach wie vor von der Hüfte bis zur Fußspitze und wurde in dieser Epoche durch die seit 1589 neuaufgekommene Strickmaschine hergestellt.

Auf der Bühne stellt man freilich auch die enge Tuchhose der früheren Zeit meistens durch gewirkte Trikots dar, doch ist deren faltenloses Anliegen erst jetzt Bedingung.

Strümpfe, die man mit der Hand schon im 13. Jahrhundert gestrickt hatte, wurden in Spanien erst sehr spät eingeführt, während die anderen Nationen, die den

Deutschen in der befreienden Trennung von Hose und Strumpf nachfolgten, sie schnell annahmen. Zunächst freilich bestanden sie nur aus Wolle oder Baumwolle, noch nicht aus Seide.

Ebenso faltenlos mußte auch die gegen Mitte des Jahrhunderts aufgekommene, nur bis auf den halben Oberschenkel reichende rundgepolsterte Puffhose sein, deren Ausstopfung bald durch zwei am Wams festgehakte Kissen ersetzt wurde. Die Vertikalbänder waren von anderer Farbe, nur bei der schwarzen Tracht gleichfalls schwarz, aber von anderm Stoffe. Unter Philipp II. (1556 bis 1598) waren nämlich die dunklen Farben immer mehr zur Herrschaft gelangt, die Eintönigkeit wurde Gebot, schließlich trug man sich bei Hofe völlig schwarz. Bei dieser schwarzen Tracht erhielt das unter a) beschriebene spitze Wams mit Gänsebauch und Achselwülsten wiederum längere Schöße, die die Puffhose fast bedeckten; um dieselbe Zeit, gegen Ende des Jahrhunderts, kam auch hier die dreifache Beinbekleidung: Strumpf, enge Kniehose und Puffhose, auf (a Abb. 103, a 104, a 105). Der Strumpf reichte auch wohl bis auf die Oberschenkel und wurde gamaschenartig übergeknöpft. Bürger und Bauer vereinigten beide Oberschenkelhosen in die bis zu den Knien reichende wattierte Pumphose, die bis 1620 auch bei den Vornehmen samt Stiefeln und Hängeärmeln am Wams, obwohl nur zur Kriegstracht, gleich dem umgeschlagenen Kragen und Schlapphut, sowie dem Bandelier, Aufnahme fand (c Abb. 111). Da die Hosen jetzt Taschen hatten, so wurden fortan die am Gürtel befestigten Taschen aus Leder oder kostbarem Stoff überflüssig.

Ein Hauptstück der spanischen Tracht ist der Mantel (capa), der in den siebziger Jahren die kurze Schaube völlig verdrängt hatte, im wesentlichen das Mäntelchen des 15. Jahrhunderts (c Abb. 100, c 101). Er bestand aus doppelter „starrer Seide" in zwei Farben, war mit Samt- oder Goldborten besetzt oder mit Gold gestickt und wurde gerade oder schräg auf verschiedene Weisen umgeschlagen. Seine Weite war verschieden, so daß er bald knapp den Rücken deckte, bald vorn übereinandergeschlagen werden konnte; ebenso schwankte die Länge von der Hüfte bis auf den halben Oberschenkel. Der angesetzte viereckige Schulterkragen fiel flach herab oder war auch mit Draht in die Höhe gesteift.

Die Schaube mit ihrem Pelzbesatz, zur Puffjacke verkürzt, kam nunmehr nur selten vor (a Abb. 100); die niederen Stände trugen auch noch den langen Mantel mit Kapuze.

Die Krause an Hals und Händen stieg stets bis zum Kinn und den Ohren hinauf und nahm bis zum Ende des Jahrhunderts und noch mehr im folgenden immer größere Dimensionen an, die schließlich jedes Maß überstiegen. Die mit Spitzen besetzte steife Kröse wuchs (c Abb. 101, c 104) bis zur Größe eines mäßigen Mühlsteins (a Abb. 105, a 107, c 109, b c 139).

Der von allen Ständen getragene lange Degen gehörte gleichfalls notwendig zur Bekleidung; er hing an der linken Hüfte, wurde gegen Ende des Jahrhunderts kürzer geschnallt, horizontal nach hinten wegstehend (c Abb. 101) oder gar „gestürzt" getragen, während die linke Hand sich auf seinen Griff legte. Dieser hatte außer der Parier-



a Philipp II. (1556 bis 1598). b Elisabeth von Valois († 1568). c Don Carlos († 1568).

Abb. 100. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 2. Spanien.

stange (Kreuz) gewöhnlich noch einen oder mehrere Parierbügel (Korb), eine 8 oder eine Glocke. Um den Degen in seiner horizontalen Lage zu erhalten, war die Degentasche unten breit; sie wurde an der linken Hüfte in den Gurt eingehakt (b Abb. 140, c 141) und durch einen von dessen Mitte oder von rechts ausgehenden Riemen in ihrem unteren Teil gehalten. Man legte diese Degentasche zugleich mit der Waffe ab, indem man sie aushakte. Der Dolch (main gauche) wurde oft nicht mehr hängend befestigt, sondern in den Degengurt oder die Hosenspangen gesteckt.

Das Frauenkleid reichte ganz hinauf bis an den Hals und hatte enge Ärmel mit Achselwülsten, während das Oberkleid solche mit Schulterpuffen hatte, sofern diese nicht schon am Unterkleid saßen; sonst hatte es gar keine oder aber Schmuckärmel von großer Länge und Weite, oft ausgesteift, mit Schlitzen durchbrochen und am Handgelenk schließend (b Abb. 100); auch wohl Sackärmel (b Abb. 101). Das Oberkleid war oben eng und hatte entweder einen Ausschnitt oben, oder es war vom Halse bis höchstens zu den Hüften geschlossen, von da aber bis auf die Füße offen, so daß das Unterkleid sichtbar wurde (b Abb. 100). Besatz und Schmuck waren auch hier reichlich.

Den Mantel trugen die Frauen selten, auch die über den Kopf gelegte Mantilla. In derselben Weise legten die Bürgersfrauen ihren langen Mantel an. Sonst war die



a Herzog Alba (1508 bis 1582). b c Hoftracht.

Abb. 101. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 2. Spanien.

übliche Kopfbedeckung der Frauen der steife, zugespitzte Hut (b Abb. 109), wenn aus Stoff, gleich der daneben gebräuchlichen toque von Falten umzogen und mit einem oft silbernen oder goldenen Bande umschlungen. Federn (b Abb. 101) waren selten.

Das Volk trug noch immer breitkrempige Filzhüte; es finden sich auch schon Volkstrachten, wie z. B. der baskische Bauer die Gugel mit Zopf, einen Kittel mit Hängeärmeln und dazu lederne Socken mit Riemen umwickelt trägt.

Das Haar wurde kurz, der Bart schmal und spitz geschoren, so daß schließlich nur Kinn- und Lippenbart stehen blieb. Je größer die Krause, desto weniger Haar. Die Frauen steckten das Haar auf dem Kopfe fest, oder faßten es in ein Netz, das von einem Diadem (b Abb. 100), Kranz (c Abb. 99) oder Hut bedeckt wurde. Unter diesem wurde der Schleier befestigt, der im Nacken herabwallte, nur bei alten Damen vorn zusammenreichte und sie ganz verhüllte. Dazu trugen diese eine Brille.

Der Schuh war nun meistens dunkel, oder entsprach wohl auch der Farbe der übrigen Kleidung. Offiziere trugen bisweilen enge lederne Reitstrümpfe bis auf den halben Oberschenkel oder vereinzelt Socken aus stählernem Ringgeflecht über der Strumpfhose. Der Schuh der Frauen war häufig aus Seide, bei besonderen Gelegenheiten sogar weiß und mit Perlen und Spitzen besetzt.

Überhaupt behielten seit Philipp II. nur die Frauen noch reicheren Schmuck, Besatz und farbige Stoffe bei; die Männer hatten allenfalls Gold an Halskette, Schwertgriff, Hutband und Schwertgurt, aber bei der schwarzen Tracht war außer den Krausen alles schwarz bis auf das Metall an Gürtelschnalle, Degengriff usw. Die Knöpfe des Wamses waren sonst bisweilen aus Edelstein. Das goldene Vlies (s. S. 107) wurde seit Karl V., außer zur vollen Ordenstracht, statt an der Ordenskette, an einer goldenen Schnur (a Abb. 100) oder einem roten Bande umgehängt.

Die finstere Steifheit dieser „gedrechselten" Tracht, die mit der Zeit immer mehr der Dunkelfarbigkeit anheimfiel und die sich in Spanien selbst bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wenig beeinflußt von der französischen erhielt (a Abb. 115), der sie erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts allmählich gewichen ist, fand in den übrigen europäischen Ländern, wie wir schon an Deutschland gesehen haben, nicht überall gleichen Anklang, wenn sie auch allenthalben bis zum Ende des 16. Jahrhunderts durchdrang, wo sie dann durch neue Formen abgelöst wurde. In Italien behaupteten sich noch freiere und schönere Formen neben den spanischen; dagegen wurden diese in England und Frankreich womöglich noch übertrieben. Dort dauerte das nicht allzulange; ganz toll aber trieben es von 1550 bis 1590 die

3. Franzosen.

Diese trugen spanische Kleidung mit Gänsebauch und kurzen breiten Puffhosen, darunter lange enge bis unter Heinrich II. aus Wolle, seitdem auch aus Seide gestrickte Hosen, unter Heinrich III. († 1589) auch enge Kniehosen mit Strümpfen, doch auch in derselben Zeit schon die Pumphose, die unter Heinrich IV. († 1610) seit 1600 ausschließlich Mode war, anfangs bis zum Knie dick gepolstert, später nach unten abnehmend. Nicht nur der Hof, auch die Leibgarde trug sie, wie denn die Soldaten schon unter Heinrich III. die Schlumperhose angelegt hatten (Abb. 139); nur die Schweizergarde blieb der geschlitzten Tracht treu, nahm aber das ungeschlitzte schmale Barett an. Die Schlitze des Wamses und der Hose wurden hier gern senkrecht gestellt, während in Spanien die wagerechte Richtung Regel war.

Unter Heinrich II. († 1559) wurde der schmale steife Hemdkragen, mit Spitzen besetzt, über den Stehkragen des Wamses geschlagen; Heinrich III. dagegen trug die tütenförmig gefältelte Krause in der Größe einer Schüssel, sogar doppelt und darunter noch mehrere große runde Spitzenkragen (alles mit Draht unterzogen, gestärkt und gebrannt, was der weibisch eitle König für sich und seine Gemahlin eigenhändig zu besorgen pflegte), aber auch den einfachen, steif umgelegten Hemdkragen; unter Heinrich IV. kam schon am Ende des Jahrhunderts der umgeschlagene flache Kragen auf, wenn auch noch steif und unter dem Kinn horizontal abgeschnitten; doch blieb er selbst bis zu seinem Tode bei der Kröse (c Abb. 104).

Der Mantel wurde noch kürzer als in Spanien getragen (a Abb. 103) und hatte bisweilen eine Kapuze; auch die kurze enge Schaube kam vor. Nur Beamte gingen im langen Talar, Volk und Soldaten im langen Mantel.



a Katharina von Medici, geboren 1519, † 1589. b Karl IX. (1560 bis 1574). Maria Stuart, Königin von Frankreich 1559/60.

Abb. 102. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 3. Frankreich.

Die Kopfbedeckung der Vornehmen war die toque, das hutartig steife Faltenbarett mit schmaler Krempe, das meist von Samt gefertigt, mit einem goldenen Bande umzogen und mit einer Feder geschmückt war (b Abb. 102, a 103, c 104). Doch trug man, namentlich unter Heinrich IV., auch den spanischen steifen Filzhut, der König selbst schon gern mit breiter Krempe.

Das kurze Haar wurde strahlenförmig aus dem Gesicht gekämmt (a Abb. 103), unter Heinrich IV. über der Stirne hoch, an der Seite gescheitelt und sonst glatt getragen (c Abb. 104). Der Bart verkleinerte sich auch hier vor der Krause; daß Heinrich IV. selbst keinen Henri quatre, sondern einen schmal und flach geschorenen runden Vollbart von mäßiger Länge trug, ist bekannt. Das frühzeitige Ergrauen seines Haupthaars gab den Höflingen Veranlassung, das ihrige zu pudern.

Der Schuh ging hoch am Fuß herauf, war vorn und hinten mit Zacken oder Bogen versehen (b Abb. 102), auch anliegend und spitz. Seit Heinrich III. hatte er eine Rosette auf dem Spann (c Abb. 104). Das Volk trug braune und schwarze Lederschuhe, der Hof seidene, bisweilen von weißer Farbe. Heinrich III. mit seinen Mignons bevorzugte überhaupt helle Farben, wie weiß, rosa, blaßgrün und hellblau, gelegentlich



a Heinrich III. (1574 bis 1589). b Dame in Trauer. c Edelfräulein.

Abb. 103. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 3. Frankreich.

dann wieder das andere Extrem, die schwarze Tracht auch zur Trauer, während bis auf ihn die französischen Könige in roter Kleidung getrauert hatten. Sonst mußte jedes Stück eines Anzugs womöglich von anderer Farbe sein, nur grün schloß alle anderen Farben aus.

Seine Hofmode, die Hosen bis zur äußersten Unanständigkeit zu verengen und aus der Puffhose einen breiten Wulst zu machen, der kaum noch die Hüften bedeckt, muß auf der Bühne gemildert werden.

Die Hugenotten trugen sich dunkel, ohne Polsterung, mit längerem Mantel und weißem Umschlagkragen.

Sehr vereinzelt bei den höheren Ständen erschienen, wie in Deutschland und Spanien, auch hier bisweilen absatzlose Reitstrümpfe von weichem Leder, die bis auf den halben Oberschenkel reichten, wie sie allgemein seit 1570 die Unterschenkelröhre des Harnisches bei der schweren Reiterei ersetzten. Der Absatz tritt überhaupt erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts zum erstenmal in die westeuropäische Tracht ein, wahrscheinlich aus den östlichen Ländern eingeführt.

Vor der auf der Bühne so sehr beliebten häufigen Verwendung der Stiefel muß in dieser Epoche noch stark gewarnt werden; auch der Soldat ging durchweg in Schuhen und Strümpfen. Der geräuschvolle Stiefel soll um so mehr nur zu besonderer Charakteristik verwendet werden, als er zur bedächtigen und steifen Grandezza der spanischen Art gar nicht paßt und mit seinem klirrenden Sporn eigentlich ein Protest gegen sie ist. In der Folgezeit erst, als ihre Schranken gefallen sind, kommt er zu glanzvoller Geltung.

Unter Heinrich IV. verlor das Wams Gänsebauch, Blankscheit und Spitze und nahm einen etwa handbreiten Schoß an (c Abb. 104), die Farben wurden dunkler, so



a Bauer. b Reiche Bäuerin. c Heinrich IV. (1589 bis 1610) vor 1600.

Abb. 104. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 3. Frankreich.

daß bald Schwarz vorherrschte, der Mantel vergrößerte sich wieder, verlor seine Steifheit und wurde schräg über den Rücken, mehr auf der rechten Schulter getragen. Der König trug gleich seinem Vorgänger Heinrich III. gewöhnlich den von diesem 1578 gestifteten Orden vom heiligen Geist, ein achtspitziges, weiß emailliertes goldenes Kreuz mit acht Knöpfen und Lilien in den vier Winkeln sowie einer fliegenden Taube auf dem grünen Mittelschilde, das an einem blauen Bande um den Hals getragen wurde und etwa auf der Magengrube hing. Unter Heinrich III. war das Kreuz rot und mit Silber eingefaßt auch in Samt auf Mantel und Mütze getragen worden.

Die Frauentracht, ebenso übertrieben wie die männliche, wird in Frankreich vornehmlich durch den hier erfundenen Reifrock (vertugalle, vertugardien) bezeichnet, der, anfangs glockenförmig, gegen Ende des Jahrhunderts die Gestalt einer Tonne annahm und an den Hüften mit einer Krause umgeben wurde (b c Abb. 103).

Das Leibchen war eng, schmal und flach geschnürt und lief in eine Schneppe aus; vorn hing die Perlenschnur oder Goldkette, die den Gürtel bildete, lang herab (a c Abb. 102), woraus dann ein fester Besatz wurde (b c Abb. 103).

Das Oberkleid, wie in Spanien vorn offen, hatte bisweilen statt der engen Puffärmel auch Sackärmel und wurde nicht selten durch die taillenlose, jetzt oft bis auf die Füße reichende Schaube (marlotte oder berne, a Abb. 102) ersetzt. Später trug man es vorn geschlossen und nahm es mit der Hand auf (c Abb. 103).

Margarete, die Tochter Heinrichs II., seit 1572 mit Heinrich IV. vermählt, die lange Zeit an der Spitze der französischen Modebewegung stand, durchbrach, von der Neigung ihrer Landsmänninnen unterstützt, das spanische Prinzip der Verhüllung, indem sie das Kleid vorn horizontal ausschnitt und statt der Krause einen breiten Spitzenkragen um die Öffnung des Kleides anbrachte, der gleich einem Fächer hinter dem Kopfe stand (c Abb. 103). Anfangs mit einem Einsatz versehen, wurde dieser Ausschnitt doch allgemein, so daß am Ende des Jahrhunderts alle vornehmen französischen Damen ihren Busen zeigten (dames à gorge nue). Außer dem Puffärmel (a c Abb. 102) kamen weite, ausgestopfte oder geschlitzte (c Abb. 103), auch Hängeärmel vor.

Stuartshaube, spanisches Hütchen und Netz wurden auch hier auf das zurückgestrichene Haar gesetzt (a c Abb. 102, b c 103) und mit Federn geschmückt. Die Schuhe bestanden aus Seide, bei Festlichkeiten aus weißem Atlas, und wurden mit Stickereien, Spitzen, Perlen und Edelsteinen verziert. Von Schleier, Strümpfen, Handschuhen, Schnupftuch, Fächer und Spiegel gilt dasselbe wie bei den anderen Völkern; ebenso wie dort war die Kleidung und der Kopf auch einer französischen Dame mit kostbarem Schmuck bedeckt. Eine besondere Sitte war das Tragen einer Maske (c Abb. 103) beim Ausgehen. Margarete trug nie eine solche, wogegen Heinrich IV. sogar in den Staatsrat maskiert kam.

Auf den seit dem 16. und noch weit mehr im 17. und 18. Jahrhundert beliebten Maskeraden kannte man nur Charaktermasken (z. B. Stände, Gewerbe) und Phantasiemasken (z. B. Allegorien oder Tiermasken), selten Nationaltrachten. Historische Trachten als Maskenanzüge gibt es erst seit dem Aufkommen der Historik, also mit dem 19. Jahrhundert, was auf der Bühne wohl zu beachten ist, da häufig dagegen gefehlt wird. Der Domino war ursprünglich der Wintermantel der Priester.

4. Engländer.

Durch die 1554 geschlossene Ehe der Königin Maria Tudor († 1558) mit Philipp II. fand die spanische Tracht jenseits des Kanals schnell Eingang. Elisabeth († 1603) behielt sie samt dem Hofzeremoniell bei.

Auch hier trug man den Mantel sehr kurz, den Degen sehr lang und die Puffhose so übermäßig breit (c Abb. 106), daß die Parlamentssitze verbreitert werden mußten. Die Schulterpuffen, gegen 1560 sehr hoch, waren später mäßig, der Gänsebauch enorm. 1561 kamen die ersten seidenen Strümpfe nach England, doch trug man zunächst noch Strumpf, Kniehose und Puffhose (a Abb. 106), erst später die Kniehose als Pumphose. Der Hof bevorzugte helle Farben. Die Krause wurde auch hier durch den steifen runden Spitzenkragen (b Abb. 106) bei beiden Geschlechtern allmählich verdrängt; der Kleiderschnitt der Frauen folgte erst am Ende des Jahrhunderts (b Abb. 106). Auch in England trugen sie die taillenlosen Marlotten und Bernen.

Das Haar wurde von den Hofherren nicht ganz kurz und wohlgekräuselt getragen; die Damen bevorzugten die blonde Farbe und gingen nicht immer ehrlich dabei zu Werke. Eine wie große Rolle die Mode am Hofe der Elisabeth spielte, geht zur Genüge daraus hervor, daß diese bis in ihr hohes Alter äußerst eitle Fürstin bei ihrem



a Lord. b Elisabeth (1550 bis 1603). c Hoher Beamter.

Abb. 105. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 4. England.

Tode 3000 Kleider hinterließ. Und wir wissen, was ein einziges in jener prachtliebenden Zeit kostete: hatten doch an einem Kleide für sie einmal 100 Personen drei Wochen lang gearbeitet, und wurden doch die Kleider nirgends geschmackloser mit Schmuck überladen als in England. Doch aß man hier noch bis 1614 ohne Gabel.

Der Ornat der Hosenbandritter bestand zu dieser Zeit aus einem langen roten, vorn breit übereinandergeschlagenen, mit goldener Schnur gegürteten Tappert mit Hals- und Handkrausen, einem blauen, weißgefütterten, auf der Brust mit einer langen blauweißen Schnur zusammengehaltenen Mantel mit Stehkragen, der auf der linken Schulter ein rotes Kreuz in weißem Felde trug, eingefaßt von dem blauen Hosenband. Eine rote Binde war vom Gürtel aus über die rechte Schulter gelegt, das Haupt deckte ein kleines schwarzes Barett mit schmalem abfallenden Rande und einem Federbusch. Die Ordenskette mit dem Georg lag über dem Mantel.

(Es sei erlaubt, hier die Beschreibung zweier gleichfalls noch aus dem Mittelalter stammenden Orden nordischer Staaten anzuschließen, die in den folgenden Jahrhunderten vielfach von hochstehenden Personen getragen wurden.

Der schwedische Seraphimorden, 1280 oder 1336 gestiftet, 1740 erneuert, ist ein goldenes, weißemailliertes achtspitziges Kreuz mit vier Seraphim, diagonal



a Soldat. b Vornehme Dame. c Kaufmann.

Abb. 106. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 4. England.

gestellt, zwischen den Kreuzarmen und einem runden blauemaillierten Schilde in der Mitte, das in Gold das Zeichen I. H. S. trägt. Die Mitte jedes Kreuzarms teilt ein zweibalkiges Kreuzchen aus Gold. Das Band ist blau.

Der dänische Elefantenorden, im 15. Jahrhundert gestiftet und 1448 erneuert, besteht aus einem nach rechts gestellten weißemaillierten Elefanten mit hellblauer Decke und rotem Palankin, auf dessen Hals ein gekrönter Neger mit weißem Schurz und goldenem Stabe reitet. Das Band ist hellblau).

Am freiesten der spanischen Mode gegenüber hielten sich, von den spanischen Besitzungen Mailand und Neapel abgesehen, die

5. Italiener,

deren Schönheitssinn, durch die Kunstblüte des Cinquecento veredelt und geschult, die neue Weise später annahm und dann ihre Motive mit freiem Geschmack verwertete.

Noch nach der Mitte des Jahrhunderts fanden sich hier bei Männern und Frauen Barette und (oft viereckig) ausgeschnittene Kleider (c Abb. 107), aus denen beim Mann das gefältelte Hemd bis zum Halse hinaufreichte, weit geschlitzte Ärmel, langschößige Wämser und lange Mäntel.



a Fürstin Orsini. b Venezianerin. c Fürstin (Anfang des Jahrhunderts).

Abb. 107. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 5. Italien.

Seit 1560 drang dann allerdings die spanische Tracht durch, doch hatte das kurze Wams keinen Gänsebauch und keine Schulterpuffen. Die Oberschenkelhosen waren wenig ausgestopft, Hut und Barett niedrig, die Krause klein und oft durch den umgeschlagenen Hemdsaum vertreten, der Mantel wenig ausgesteift. Das Haar wurde kurz und der Bart schmal geschoren.

Die Frauen nahmen die Schulterpuffen in nur mäßiger Größe an (Abb. 107), trugen das Haar aus der Stirn gekämmt, oder bedeckten es höchstens mit dem Schleier, selten mit Hüten und Hauben. Die beliebte rotblonde Farbe, wie sie uns auf Bildern der venezianischen Meister entzückt, war hier öfter Kunstprodukt als im Norden.

Der Hals wurde offen getragen, dann durch das Hemd bedeckt, das man auch wohl ein wenig offen ließ, doch das Kleid blieb vorn ausgeschnitten und rückte nicht zum Halse hinauf, der fächerförmige Spitzenkragen erschien hier bereits in den siebziger Jahren, während in Deutschland bis in den Anfang der folgenden Periode die Kröse üblich blieb. Ebenso war es in dem Teile Italiens, der der eigentlichen spanischen Mode folgte. Sonst fanden Reifrock, Schnürbrust und Schneppentaille hier wenig Anklang; die Italienerinnen, durch ihre Künstler an natürlichen Faltenwurf gewöhnt,



a Neapel (1583). b Mailand (1583). c Florenz (1583).

Abb. 108. Spanische Tracht (1550 bis 1600). 5. Italien.

trugen lieber fließende Schleppkleider (b Abb. 108) und offene Schauben gleich der französischen Marlotte (a b Abb. 107) oder Oberkleider (c Abb. 108), an denen weite Ärmel (a c Abb. 107), Hängeärmel (b Abb. 107, b 108) und sogar frei fallende gezattelte Flügel (c Abb. 108) vorkommen.

Schmuck wurde hier weniger reichlich, aber mit künstlerischem Geschmack verwendet (c Abb. 107).

Wie in Frankreich, so wirkte auch in Italien die Erfindung des Strumpfes fördernd auf die Tanzkunst ein, die sich in ihrer modernen Ausbildung aus dieser Epoche herschreibt. Zugleich mit den Strümpfen kamen bei den Damen und „Cortigianen" Venedigs und anderer Orte reich behandelte Pumphosen aus Seide oder Samt und dazu fußhohe Stelzenschuhe vor, die es in Verbindung mit der tiefhinabreichenden Schneppe des Leibchens und mit dem Schleppkleide unmöglich machten, die wirkliche Größe der Trägerin zu beurteilen (b Abb. 107).

Mit der Leibwäsche sah es im 16. Jahrhundert selbst in vornehmen Kreisen nach unseren Begriffen ziemlich windig aus; in jedem Bürgerhause sind heute mehr Hemden vorhanden als damals in fürstlichen Häusern; auch trug man, da die Krause ein getrenntes Kleidungsstück war, nicht immer ein Hemd. Die Sitte, in einem Hemde

zu schlafen, ist vollends erst im 17. Jahrhundert verbreitet und nicht vor dem 18. Jahrhundert allgemein geworden.

Für die deutsche Bühne ist die spanische Tracht von großer Wichtigkeit, da ein großer Teil der Stücke ihres klassischen Repertoires in der spanischen Zeit spielt. Die geschilderten nationalen Nuancen dieses Kostüms sind an großen Bühnen wohl zu unterscheiden. Um die vorhandenen Anzüge verwendbarer zu machen, dürfte es sich für kleinere Theater empfehlen, die Wämser für den Chor nicht zu spitz zu schneiden, mit mäßigen Schößen zu versehen und so einzurichten, daß sie vorn geknöpft werden, was zur Schonung der Knopflöcher mit einer blinden Knopfreihe geschehen kann. Solche Wämser sind dann zugleich in der folgenden Kostümperiode als Kollette zu benutzen, wenn man sie offen beläßt. Sind Schlumperhosen dazu da, was z. B. bei schwarzen Kostümen stets der Fall sein wird, und sind die Mäntel nicht zu klein, was auch selten vorkommt, da sie doch auf verschiedene Figuren passen müssen, so kann man mit solchen spanischen Anzügen auch die Zeit des Dreißigjährigen Krieges versorgen. Für die Solisten sollten allerdings charakteristisch geschnittene echt spanische Kostüme mit spitzer Taille, breiter Puffhose und kurzem Mäntelchen nicht fehlen. Am verwendbarsten sind stets schwarze Mantelkostüme, freilich nur in farbiger Umgebung durch den Gegensatz wirksam, in größerer Anzahl nebeneinander naturgemäß äußerst eintönig. Taschen sind in der Puffhose, aber nicht, wie immer noch unsinnigerweise geschieht, im Mantel anzubringen. — Noch sei bemerkt, daß Mantel und Kopfbedeckung auch im Hause zum vollständigen Anzug gehören. Im bloßen Wams (en cuerpo, wie die Spanier sagen) sich zu zeigen, gestattete die Sitte dem Mann erst in der folgenden Periode. Hiergegen wird auf der Bühne häufig verstoßen.

Viertes Kapitel.

Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges.

(1600 bis 1650.)

Niederländisch-deutsch-französische Übergangstracht.

Mit dem neuen Jahrhundert machte sich wiederum ein Streben nach Freiheit und Natürlichkeit und damit ein Rückschlag gegen das steife spanische Wesen geltend. Dieses hatte schon einen heftigen Stoß erlitten durch den Abfall der Niederlande, die nunmehr im 17. Jahrhundert rasch auf den Höhepunkt ihrer Macht und Blüte gelangten. Auch die Tracht befreite sich von der spanischen Enge, Versteifung und Ausstopfung und das Zepter der Mode ging in dieser Epoche nach und nach von Spanien auf Frankreich über.

Die Veränderungen, die mit dem Kostüm vorgingen, waren allen Völkern gemeinsam: überall kehrte man zu schöneren, freieren, natürlicheren, bequemeren, malerischeren Formen zurück. Ihren Charakter erhielt aber die Tracht erst durch den Dreißigjährigen Krieg, während dessen sich ganz Europa kriegerisch trug, bis sie in den letzten Jahrzehnten dieses Zeitraums zu renommistischer Ausgelassenheit und phantastischer Geziertheit verwilderte und entartete.

Die Grundformen der spanischen Kleidungsstücke blieben zwar größtenteils dieselben; aber man öffnete sie an den Nähten und beseitigte die Ausstopfung und Aufblähung: damit wurde das neue Kostüm faltig und bequem und näherte sich in dieser Beziehung wieder der einen Richtung in der Tracht der Reformationszeit an. Die auffallendsten Veränderungen vollzogen sich indessen oben und unten an der Gestalt: Stiefel, Filzhut und herabfallender Kragen sind die Trachtsymbole des Zeitalters.

Im Anfang des Jahrhunderts trug man freilich noch den Schuh, dessen Spitze seit 1608 geradlinig abgestumpft wurde, dessen Spann eine Schleife oder Rosette trug



a b Edelleute. c Bürgersfrau.

Abb. 109. Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1600 bis 1650).

(a Abb. 109, a c 111, a 112, c 115, a 116, 140, b 141, a 142). Neben ihm aber trat 1620 der Stiefel auf, der jenen im folgenden Jahrzehnt völlig aus dem Felde schlug. Inzwischen wurden am Schuh die Rosetten vergrößert, die Absätze rot oder gelb gefärbt, und so erhielt er sich bis in den nächsten Zeitraum. Der Stiefel wurde so hoch, daß er den Oberschenkel fast ganz bedeckte; über dem Knie erweiterte er sich oft bedeutend. Anfangs trugen nur die Kürassiere den Stiefel (c Abb. 141); während des Krieges nahmen ihn die leichten Reiter und sogar das Fußvolk an, Offiziere (b c Abb. 142, a 143) und Feldherren (a Abb. 141) trugen ihn, und selbst die Modehelden übernahmen ihn samt dem Sporn (c Abb. 110), schlugen aber den Stulp gern über oder unter dem Knie um, damit die Hose zu sehen war (a b Abb. 113), oder sie schoben den Stiefel so weit hinab (c Abb. 113, a 143). Im vierten Jahrzehnt wurde er so viel kürzer, daß auch der Strumpf sichtbar wurde und schließlich der Stulp dicht über dem Fuße saß (c Abb. 116). Geschwärzt wurde der Stiefel nur ausnahmsweise; obwohl z. B. Gustav Adolf stets in schwarzen Stiefeln abgebildet ist, wurde doch gewöhnlich dem Leder seine natürliche Farbe belassen. Der obere Rand der Stiefel war anfangs ausgezackt (c Abb. 110) oder mit Fransen, später mit handbreiten Spitzen besetzt (b Abb. 113, c 116). Seltsamerweise wurde diese Stiefel-



a b Rubens mit Frau und Kind (1630 bis 1640). c Edelmann (1630 bis 1640).

Abb. 110. Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1600 bis 1650).

manschette auch wohl zum Schuh getragen (c Abb. 115). Die Soldaten hatten natürlich die größten Stiefel, oft besonders im Oberteil von unglaublicher Weite (c Abb. 142), die beim Reiten heraufgezogen, sonst aber umgeschlagen oder hinabgeschoben wurden und wenig verziert waren. Die Sporen hatten eine aufwärtsgebogene oder -gebrochene Stange und große Räder, die Sporenleder waren so breit, daß sie oft den ganzen Fuß bedeckten, und bisweilen farbig gefüttert oder mit Borten eingefaßt.

Von dem steifen spanischen Stoffhut (b Abb. 109) kam man in diesem Zeitalter auf das Gegenteil, den weichen **Filzhut**, der in allen denkbaren Farben und Formen, hoch, niedrig, spitz, breit, rund, eckig, mit schmaler und breiter, steifer und schlaffer, auf alle möglichen Weisen, vorn, seitlich, hinten oder an zwei Stellen aufgeschlagener Krempe getragen wurde. Mit einer oder mehreren Federn geschmückt, mit einer meist goldenen Schnur umzogen und mit Schleifen oder Rosetten besetzt, wurde er fast von jedermann anders getragen (a Abb. 109, a c 110, a 111, 113, a 114, c 115, a c 116, 140, 142). Seit dem letzten Jahrzehnt verminderte sich diese Mannigfaltigkeit, er wurde etwas zahmer und ging in fester Form und meist dunkel, mäßig breit und hoch, mit einer an beiden Seiten leicht aufgebogenen Krempe und vorn mit einer Feder geschmückt auf die Folgezeit über (a b Abb. 117, a b 143).



a Lautenspieler (1635). b Gräfin Devon. c Moritz von Oranien (1620).

Abb. 111. Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1600 bis 1650).

Die Frauen sogar bedeckten das nunmehr herabfallende Haar mit dem Hute (b c Abb. 109, c 114, a 115); meistens freilich nur mit einem Bandschmuck, einer Rosette, einem kleinen Häubchen (c Abb. 112) oder Netz auf dem Hinterhaupte (b Abb. 110, b 116), das wohl auch mit Federn geschmückt wurde (b 112, b 114).

Dem herabfallenden Haar der Männer hielt die Krause anfangs noch stand, indem sie sich flach auf die Schultern herabsenkte (c Abb. 110, a 140). Dann verwandelte sie sich in einen bis ans Ohr hinaufreichenden steifen **Spitzenkragen** (c Abb. 111, c 113, c 140), der auch noch kein langes Haar duldete (Wallenstein, Gustav Adolf), so wenig wie der steif in die Höhe gerichtete Hemdkragen, der die Kröse hie und da ersetzt hatte (Abb. a b 140). Erst als jener nach dem Vorbilde des wallonischen Reiterkragens (eines einfachen, leicht umgelegten Leinenkragens von vier Fingern Breite, den die Niederländer schon im 16. Jahrhundert getragen hatten) sich flach auf die Schulter legte, folgte das Haar dahin nach, man ließ es lang wachsen (a Abb. 110, a 111, a 112, a b 113, a 114, c 115, a 141, b 142). Im fünften und sechsten Jahrzehnt ließ man den Kragen vorn eine Strecke lang zusammenstoßen, so daß unter dem Kinn zwei breite Lappen entstanden, die unten horizontal in einer geraden Linie abschlossen (a Abb. 115, a c 116, b 117). Seit 1630 war der schlaffe breite Spitzenkragen allgemein.



a b c 1630 bis 1640.

Abb. 112. Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1600 bis 1650).

Beim Theater wird mit diesem fälschlich als „Ritterkragen" bezeichneten Kleidungsstück sowie mit dem „Ritterstiefel" dieser Periode (beide sind der sogenannten Ritterzeit völlig fremd und verdanken diese Bezeichnung dem auf der Mode des 17. Jahrhunderts beruhenden konventionellen „altdeutschen" Bühnenkostüm, von dem S. 10 die Rede ist) ein ganz heilloser Mißbrauch getrieben, besonders bei Soldaten und Reitern schleppen sie sich durch das ganze Mittelalter und sind beim Chor gar nicht auszurotten.

Die Kröse, die in ihrer größten Ausdehnung noch weit in diese Periode hineinreichte, kam in deren Lauf ab und erhielt sich in der Folge nur als Amtstracht der Ratsherren und protestantischen Geistlichen wie als Volkstracht hie und da bis auf diesen Tag.

Das Haar ließ man übertrieben lang wachsen und wild herabflattern (a Abb. 112, a b 113, a 114), oder man kräuselte es zierlich (a Abb. 141). An einer oder beiden Seiten des Gesichtes fiel eine längere Haarsträhne auf die Schulter herab. Von diesen cadenettes wurde die eine bisweilen in einen Zopf geflochten, der in einer Bandschleife (faveur) mit Anhängeschmuck endete. Der Schnurrbart (Knebel genannt) und Kinnbart wurde in Deutschland als „Wallensteiner", d. h. jener von der Lippe aufwärts frisiert („über sich gestürzt"), dieser spitz zugeschnitten (a c Abb. 141, a b 142), in Frankreich noch schmaler und zierlicher getragen (a Abb. 113, a 114). Die dunkle Farbe war des martialischen Aussehens wegen beliebt und wurde auch wohl künstlich hervorgebracht.

Die Haare der Frauen fielen um Stirn und Nacken in kleinen Löckchen herab, die oft durch einen Scheitel horizontal über der Stirn abgeteilt waren (b Abb. 111, b 112 u. ff.).



a b Messieurs à la mode, 1629. c 1630 bis 1640.

Abb. 113. Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1600 bis 1650).

Die Kröse (c Abb. 109, c 114) fiel im Anfang der Periode, der runde Kragen legte sich auf die Achseln, der Ausschnitt reichte bis in die Mitte der Brust (b Abb. 109, b 110). Später fiel der Kragen flach auf die Brust, dem Ausschnitt folgend (b Abb. 112, b 114, a 115), der seit 1640 um die Achseln lief, so daß diese entblößt waren. Doch bedeckte man sie wohl mit einem dem Spitzenkragen ähnlichen Leinwandgoller (c 112, b 114, b c 115) oder in den unteren Ständen mit einem Schultertuch.

Die Kleidung bestand zwar im wesentlichen noch aus denselben Stücken wie am Ende des vorigen Zeitraums, nur fiel die Polsterung, so daß sie, anstatt rund ausgestopft, nunmehr weit und faltig erschienen.

Das Wams, durch die Puffhose nicht mehr aufgehalten, hatte nun wieder Schöße und reichte weiter hinab (c Abb. 111), während der Gürtel heraufrückte. Gänsebauch, Schulterpuffen und Hüftpolster waren verschwunden, die Achselwülste hatten ganz bescheidene Dimensionen, oft nur die Gestalt eines schmalen Zeugstreifens. Bald wurde das Wams von oben bis unten gerade geschnitten, so daß weder von Schoß noch Taille mehr die Rede war (a Abb. 109, a 111, a 114), zugleich ließ man es unten offen stehen, um das Hemd zu zeigen (a Abb. 112, c 116), wie man zu demselben Zwecke

auch die weiten Ärmel mehrmals längs aufschlitzte, bis sie nach der Mitte des Zeitraums vorn einmal der ganzen Länge nach aufgeschnitten und nur am Handgelenk geschlossen wurden. Zugleich kürzte man die Ärmel, so daß sie nun auch am Handgelenk noch ein Stück des Hemdärmels sehen ließen (a Abb. 112, a b 113, c 115, c 116).

Bis dahin entsprach der Halskrause die Handkrause, dem steifen Spitzenkragen die steife, dem schlaffen die umgelegte Spitzenmanschette.

Das Wams bestand bei Bürgern und Soldaten aus Tuch oder Leder, bei Vornehmen aus kostbaren Stoffen (Samt, Seide, Damast, Brokat). Es war nicht selten gemustert (b Abb. 142) und mit Goldborten (a Abb. 109, c 111, 142) und Schleifen (faveurs) besetzt (a Abb. 112), auch wohl noch gepufft (a c Abb. 110, b 113, a b 140, a 142). Das über dem Wams getragene, in der Form diesem gleiche Kollett (b Abb. 113, c 115, b 141, 142, a 143), aus der Schaube entstanden, war dagegen fast immer von Leder; wenn es Ärmel hatte, was nicht immer der Fall war, so waren es meistens angenestelte, zum Zuschnüren eingerichtete Hängeärmel (c Abb. 140), unter denen die Wamsärmel sichtbar wurden. Diese besetzte man dann gern in der ganzen Länge mit schmalen Querborten (c Abb. 215, c 142), wie sie auch an der Kniehose vorkamen (c Abb. 110). Das lederne Kollett, eigentlich Soldatentracht, war zumal in Deutschland während des Krieges bei der gebildeten Männerwelt allgemein, wie Hut, Stiefel, Degen und das breite metallbeschlagene Bandelier, das von der rechten Schulter, wo es oft mit einer Bandschleife befestigt war, zur linken Hüfte lief und den Degen trug (a c Abb. 113, a 114, b 141, b 142).

Wenn Koller und Wams durch ein Kleidungsstück dargestellt werden, so hat der Hängeärmel mit dem Leib übereinzustimmen, der eigentliche Ärmel in Stoff und Farbe abzustechen.

Auch die Hose wurde, immer weniger gepolstert, zur Schlumperhose und schließlich ganz ohne Polsterung zur weitfaltigen, sackartigen Kniehose. Sie war nicht geschlitzt, aber an der Seitennaht mit Knöpfen (a Abb. 111, c 116, c 140, a 144) oder Borten (c Abb. 113, a b 140, b 141, b 142) besetzt und an deren unterem Ende etwas offen stehen gelassen, so daß auch dort das Hemd oder ein eingesetzter Leinwandbausch sichtbar wurde.

Zum dritten Male seit dem 15. Jahrhundert zeigt sich hier die Methode, die Kleider aufzuschneiden, um dem Körper freie Bewegung zu gestatten; es ist wohl zu beachten und auf den ersten Blick ersichtlich, daß das Prinzip jedesmal ein von Grund aus verschiedenes ist. Man vergleiche nur einen Stutzer aus dem 15. Jahrhundert mit einem Landsknecht und diesen mit einem monsieur à la mode (Abb. 113). Hatte man nämlich die Kleider im 14. und 15. Jahrhundert an den Säumen, im 16. auf der Fläche geschlitzt, so kam nun zu dieser zweiten, von der spanischen Tracht überlieferten und noch nicht völlig aufgegebenen Methode (a c Abb. 110, a c 112, a 115) die dritte hinzu: die Nähte zu öffnen.

Die Hose wurde am Wamse angenestelt, und zwar nicht mehr an dessen Innenseite, sondern es wurden die in Metallstifte auslaufenden Nestelbänder durch Löcher, die in der Taille des Wamses angebracht waren, hindurchgezogen und außen in stattliche Schleifen gebunden (a Abb. 112). Das Strumpfband (s. S. 153 f.) wurde unter-



a Karl I. nach van Dyck, dreißiger Jahre. b Dame in Balltoilette, c Dame auf der Straße, Holland 1630 bis 1660.

Abb. 114. Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1600 bis 1650).

halb des Knies mehrmals umgelegt und auf der Außenseite in eine Schleife geschlungen (a Abb. 111, a 112, a 113, 140, b 141, a 142). Später saß die Schleife allein an der Hose, und als diese unten offen stand (s. u.), wurde ein ganzes Nest daraus (c Abb. 115) oder ein Kranz von Schleifen am unteren Saume der Hose (c Abb. 116). Endete diese über dem Knie, so saß noch das Strumpfband an seiner richtigen Stelle. Die Franzosen trugen seit 1630 die Hose ziemlich eng (a b Abb. 113, a 114), was von den Modehelden nachgeahmt wurde und bald dazu führte, den Anschluß am Knie zu lösen und die Hose von oben her weit zu machen, so daß sie aus zwei unten offenen Zylindern (canons) bestand. Die Schleife vorn am obern Saum der Hose vervielfältigte sich ebenfalls mit der Zeit zu einem Neste (c Abb. 116). Von Dienern vornehmer Herren wurde in dieser Periode noch die auch sonst vorkommende spanische Puffhose c Abb. 110) getragen. Die Vertikalbänder daran wurden auch durch bloßen Bortenbesatz angedeutet, an diesem Kleidungsstück also immer nur der Länge, nie der Quere nach. Die Strümpfe, gleich den Schuhen gern in der Farbe der übrigen Kleidung gewählt, bestanden aus Seide und wurden oft mehrfach übereinander angelegt.



a Spanien (1660) b Frankreich (1640 bis 1650). c Dame (1630 bis 1640).

Abb. 115. Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1600 bis 1650).

Der Mantel hatte sich wieder vergrößert, so daß er meist bis zum Knie ging und zur Einhüllung des Oberkörpers hinreichte (a Abb. 109, a 110, a 111, a 116); er bestand aus Samt oder Seide, mit Goldborten besetzt, bei den Bürgern aus Tuch, und wurde von Stutzern auf einer Schulter getragen und auf die mannigfachste Weise umgeschlagen (c Abb. 110, a 113, c 116, b 142).

Die Schaube kam fast nur nur noch als Amtstracht vor, als solche aber lang. Als eine kleine Schaube ist auch die casaque zu bezeichnen, die am Ende dieser Periode, in der Form dem Kollett ähnlich, als Überhang statt des Mantels getragen wurde (b Abb. 113) und, in der Folgezeit wieder über das Wams gezogen (c Abb. 113, b 143), den Ausgangspunkt des Justaucorps (s. u.) und damit unseres modernen Rockes bildet.

Die Farben der Kleidung wählte man gern lebhaft und strahlend; nur in den Niederlanden und hie und da in Deutschland liebte man die schwarze Tracht oder wenigstens dunkle Stoffe (a Abb. 109, a b 110, a 111, a b 116).

Die weibliche Kleidung erlitt fast die nämlichen Veränderungen: die vertugalle hielt sich noch im Anfang des Jahrhunderts (b Abb. 109); mit dem Ende des zweiten Jahrzehntes fielen jedoch die Reifen, und der Rock senkte sich weit und faltig von den Hüften auf den Boden hinab (b Abb. 110, b 111 u. ff.). Das Oberkleid wurde nun oft von oben bis unten offen (c Abb. 112, b 114, a 115), darunter aber bis zu drei



a b Bürgerliche Tracht, Mitte des Jahrhunderts. c Kavalier, 1646.

Abb. 116. Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1600 bis 1650).

Unterkleidern getragen, die alle in verschiedenen lebhaften, zueinander passenden Farben abstachen und nach außen hin immer kostbarer besetzt waren (Abb. 112, 114, 115, 116). Wer nicht zwei Kleider trug, erweckte wenigstens den Schein, indem vorn ein Streifen von anderer Farbe eingesetzt wurde, wie dies ja auch heute geschieht. Die Schneppe des Leibchens (Abb. 109) verkürzte sich (Abb. 111, a 112) und verschwand (c Abb. 112, b 113), ebenso wie die Achselwülste (c Abb. 109) und die Ausstopfung der Ärmel (c Abb. 112). Diese erweiterten sich, wurden lang aufgeschnitten und verkürzten sich am Ende der Periode an beiden Kleidern bis auf den halben Unterarm (b Abb. 110, b 111, b 112, b 114). Die Manschetten entsprachen dem oben schon beschriebenen Kragen.

Wie die Männer Wams und Kollett, so trugen auch die Frauen zwei Leibchen, von denen das äußere, längere, mit kurzen Schößen versehen war (b Abb. 111, c 112, a 115), oder, der casaque entsprechend, ein taillenloses Oberkleid in Gestalt einer engen Schaube, das vorn offen blieb (c Abb. 109). Die Schürze hielt sich in mäßigem Ansehen.

Der Schmuck der Bandschleifen fehlte auch an der weiblichen Kleidung nicht: mitten vor der Brust am Halsausschnitt, an der Taille (b Abb. 111), mitten auf den Ärmeln (b Abb. 110, b 114), im Haar usw. waren die faveurs angebracht.

Der Schmuck, am Anfang des Jahrhunderts noch in beispiellos reichem Maße verwendet, verlor in dieser Periode sehr an Wert: in Deutschland wurde der Wohlstand durch den furchtbaren Krieg völlig vernichtet, die Bürgerkriege hatten in Frankreich auch ihre Spuren hinterlassen; in England war die strenge Richtung der Puritaner, in den Niederlanden gleichfalls der Protestantismus und die schwarze Tracht der Prunksucht nicht günstig. Es folgte eben überall eine Ernüchterung auf die Prachtliebe der vergangenen Epoche. Am Ende des vorliegenden Zeitalters waren goldene Ketten eine Seltenheit, der Kleiderbesatz das einzige Kostbare an der Tracht. Nur die teuersten Spitzen wurden bis zum Übermaß verwendet.

Die Handschuhe mußten jetzt stattliche Stulpen haben (a Abb. 143) wie bei den Soldaten (b Abb. 141); Stutzer trugen sie gestickt oder besetzt, Hofleute aus Seide oder Samt, mit Goldfransen eingefaßt (a Abb. 109).

Am Ende dieser Periode wurde der Stock, meist von ansehnlicher Länge und mit einem Knopf versehen, der unentbehrliche Begleiter des angesehenen Mannes (a Abb. 114).

Perücken waren bereits unter Ludwig XIII. nichts Seltenes; besonders bei den Männern. Woher hätten auch die messieurs à la mode das wildflatternde dunkle Haar immer in der nötigen Länge auftreiben sollen. Gleichzeitig bedienten sich die Frauen der Schminke und der Schönpflästerchen, einzelne sogar schon des Puders.

Die Kriegstracht dieser Zeit ist im siebenten Kapitel dieser Abteilung behandelt (Abb. 140 bis 143).

Fünftes Kapitel.

Allongetracht.

[1650 bis 1720].

Schon im vorletzten Jahrzehnt des vergangenen Zeitraums hatte sich die französische Mode des Kostüms für kurze Zeit bemächtigt und den monsieur à la mode zu einem Typus gemacht. Das folgende Jahrzehnt brachte wieder einen Zug der Ernüchterung, der Versteifung, der nun in der vorliegenden Epoche von der französischen Mode, wenn auch nicht sogleich, aufgenommen wurde und zu ganz neuen Formen führte. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts begann nämlich die bis heute fortdauernde Herrschaft der französischen Mode.

Ludwig XIV. war es, der ihre Zügel in die Hand nahm mit jener der Herrschaft zugleich. Frankreich war gerade in jener Zeit wohlvorbereitet, einen überwiegenden Einfluß auszuüben. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts hatte es seine Sprache zu hoher formaler Vollendung durchgebildet und eine Literatur geschaffen, die bald ihre schönsten Blüten treiben sollte; zugleich hatte es den Umgangston und die geselligen Sitten unter dem Einfluß der geistreichen Frauen seiner Salons in hohem Grade verfeinert und war bereits im übrigen Europa durch beides berühmt, als der junge König zur Regierung kam. Er gab fortan den Ton an, in den Europa einstimmte, wie in allen andern Dingen, so auch in der Tracht. Diese, gleich der Kunst und Sitte jener Zeit, nahm den Charakter des Rokoko an, der zwar von der Schönheit und Wahrheit ziemlich weit entfernt ist, aber doch einer



a b Kavaliere um 1660. c Dame auf der Straße, 1662 bis 1670.

Abb. 117. Allongetracht (1650 bis 1720).

gewissen Größe nicht entbehrt. Sie ist freilich etwas theatralisch pomphaft, eine steife gespreizte, hohle Größe, deren unnatürliches, schwülstig krauses Pathos seinen vollendeten Ausdruck findet in dem Trachtensymbol des Zeitalters, der großen Staatsperücke oder Allonge, die nicht mehr auf Täuschung berechnet ist, sondern als notwendige Zierde eine selbständige Bedeutung beansprucht. Seit 1655 war sie in vornehmen Kreisen schon häufig, und man trug sie gern hellbraun oder blond. 1673 nahm sie Ludwig XIV., der in der Jugend eigenes Haar getragen, bei eintretendem Mangel an solchem auch offiziell, d. h. ehrlich als Perücke eingestanden an, und seitdem war sie allgemein. Nur die Geistlichen (b Abb. 123) übernahmen sie fast zwanzig Jahre später, hielten sie aber dafür, wenigstens in der Gestalt des mirliton (s. u.) bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fest. Den Höhepunkt der Allonge und des Perückenkostüms bezeichnet etwa das Jahr 1700. Anfangs hatte die Perücke gleichmäßige kleine Locken und bot das Ansehen eines übermäßigen, etwas wilden Haarwuchses dar, der bis auf die Schultern herabfiel (c Abb. 116, a b 117). Seit den siebziger Jahren wurde sie ungeheuer groß und nahm eine mehr regelmäßige Form an; man ordnete die Locken reihenweise (a c Abb. 119) und teilte die vorderen von den hinteren, so daß jene auf die Brust, diese auf den Rücken fielen (a b Abb. 121);



a 1660. b 1660. c 1700.
Ludwig XIV. und seine Gemahlin, Maria Theresia.

Abb. 118. Allongetracht (1650 bis 1720).

seit 1700 erhielt die Perücke einen Scheitel in der Mitte (a Abb. 123), der an Breite immer mehr zunahm (c Abb. 124), so daß er 1730 ganz breit und glatt war. Da das blonde Haar vorzugsweise für schön galt, aber zu teuer wurde und schließlich kaum aufzutreiben war, so griff man am Ende zum Puder. Das eigene Haar wurde kurzgeschoren und über der Stirn, um diese höher erscheinen zu lassen, wegrasiert.

Der Bart verschwand während dieses Zeitraums völlig; nach 1650 zuerst das Fleckchen am Kinn (c Abb. 116, a 119, b 120), bis 1670 auch die winzige „Fliege" an der Unterlippe, so daß nur zwei kaum wahrnehmbare schmalrasierte Streifchen von den Nasenlöchern bis zu den Mundwinkeln übrigblieben (c Abb. 143, 144). Diese nahmen die Form von zwei Fleckchen unter der Nase an und verschwanden bis zum Ende des Jahrhunderts völlig, so daß der Schluß der Periode lauter glatte Gesichter unter der Allonge, Bärte nur noch bei Soldaten und Geistlichen sah.

Die Frauen nahmen die Perücke nicht an; ihr Haar entfernte sich aus Wangen und Nacken (b Abb. 118), so daß am Ende nur seitlich zwei Locken auf den Hals herabfielen (b Abb. 119, a 120), bis es im letzten Viertel des Jahrhunderts in die Form der Fontange (Abb. 122) gefaßt wurde. Diese Frisur, in Deutschland, England und Italien etwa ein Jahrzehnt später üblich, die noch ins folgende Jahrhundert hinüberging und erst mit dem Ende dieses Zeitraumes völlig verschwand, war eine



a 1660 Großer Kurfürst b 1670. c 1662.

Abb. 119. Allongetracht (1650 bis 1720).

überhohe Anordnung des Haars in Locken, wobei der Scheitel in der Mitte angedeutet blieb (b Abb. 122), und wurde mit steifem weißen Stoff und Spitzen terrassenförmig über der Stirn schräg nach vorn geneigt hergestellt; dieser hörnerartige Spitzenschmuck war mit Draht ausgesteift und mußte beim Gehen wippen. Der Hinterkopf wurde am Ende durch eine förmliche Haube bedeckt (a c Abb. 122), von der statt der erwähnten Locken (b Abb. 122) zwei Bänder in dem Winkel zwischen Schulter und Nacken herabfielen (a Abb. 122). Seit 1700 kam es daneben auf, das Haar in kurzen krausen Löckchen rund um den Kopf zu ordnen und zu pudern. Im Gegensatz zur vorigen Periode war nämlich die blonde Haarfarbe wieder modern geworden und führte schließlich (1703) zum Puder, dem dann die Schminke folgen mußte, da neben ihm die schönste Gesichtsfarbe nicht aufkommen konnte. Demselben Zwecke, den Teint zu heben, dienten die Schönpflästerchen, die bis zu sechs und zehn Stück auf Gesicht, Hals und Busen geklebt wurden, denn bald überließ man sie den Damen allein. Diese mouches hatten die Gestalt von Fliegen, Sternen, Käfern, Blumen usw.

Der Hut (s. S. 174) wurde seit dem Anfang des Zeitraums im Kopf niedriger, und zu der Feder, die ihn hinten zierte (c Abb. 116, a b 117, a 118), kam vorn eine hinzu (b Abb. 120). Soldaten, Bürger, Bauern und Geistliche trugen keine Federn am Hut. 1670 wurde die linke Krempe aufgeschlagen, hinten saß eine Feder, und die untere Seite der Krempe wurde mit einer Goldborte besetzt. Um diese besser zu zeigen, schlug man auch die andere Krempe in die Höhe, und bald war der Hut

an drei Seiten aufgeschlagen und mit Goldborte und einer um den Hutkopf gelegten Feder verziert, aus der dann ein Federbesatz am Rande wurde (b c Abb. 121, a 123). Je nach der Mode bald größer und bald kleiner, blieb er so bis zum Ende der Periode, wo er als chapeau bas unter dem Arm getragen, aber, des Puders wegen, nicht mehr aufgesetzt wurde.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wurde der Hut auch im Zimmer und in Gegenwart von Damen, bei Tische wie beim Tanz, auf dem Kopfe getragen, wovon aber die Schauspieler aus Eitelkeit auf ihre Löckchen nichts wissen wollen.

Den Spitzenkragen, der als rabat sich in zwei viereckige Lappen unter dem Kinne zusammengezogen hatte (a b Abb. 117, a 118, c 119), da er sich auf den Schultern und im Nacken vor der Perücke nicht mehr halten konnte, verdrängte 1680 das Halstuch (c Abb. 120), nur um 1690 eine Zeitlang leicht flatternd verschlungen („Steenkerke“) und demgemäß länger (b c Abb. 121, c 143), sonst steif gebunden mit ziemlich kurzen Enden (a Abb. 119, c 120, a 121, a b 124, 144).

Der rabat blieb bei Gelehrten und bei der Geistlichkeit bis nach 1700 in Gebrauch und nahm endlich die bekannte Gestalt der Beffchen (b Abb. 123) an, die also von einer ihnen untergelegten symbolischen Bedeutung (Gesetzestafeln) ursprünglich weit entfernt sind. Sie sind nichts als das Seitenstück der Halstuchzipfel. An der Hand entspricht der cravate die überfallende Spitzenmanschette.

Auf der Bühne erscheinen die Beffchen fälschlich schon im Mittelalter bei der geistlichen Tracht; es sei also ausdrücklich darauf hingewiesen, daß sie erst hier die Amtskröse des 17. Jahrhunderts ablösen.

Das Wams hatte schon zu Ende des vorigen Zeitraums kaum bis an die Hüften gereicht; nun verkürzte es sich so, daß es nur bis unter die Achseln ging und vorn nicht zugeknöpft werden konnte (a b Abb. 117). Die Säume waren mit Bändern oder Borten, die Ärmel mit Schleifen besetzt (a Abb. 118, c 119). Da die Wamsärmel nur den Oberarm bedeckten, so waren vom Hemd nicht nur Brust und Taille, sondern auch die Ärmel sichtbar, die bisweilen durch Schleifen mehrmals abgebunden waren. Das Hemd ward also nun zum Paradestück.

Die Hosen wurden jetzt wieder unten zugebunden, hatten aber noch den Schleifenbesatz (c Abb. 116) oder die von der Stiefelmanschette auf sie übergegangenen Spitzentrichter am untern Rande (a b Abb. 117, a 118, a c 119, b 120) sowie die Nesteln an der Taille (a Abb. 116, c 120). Diese gingen, als man den Strumpf bis oberhalb des Knies verlängerte, über die Hose zog und unter dem Knie mit dem seitlich in eine Schleife gebundenen Strumpfband befestigte, an den seit 1657 über der Hose getragenen Schurzrock (jupe) über, der die Hose fast gänzlich verdeckte (a b Abb. 117, a 118, a c 119). Diese „Rockhose“ hielt sich nur kurze Zeit, nämlich bis 1670 der Justaucorps aufkam, der ihren Zweck, die Hose zu verdecken, seinerseits erfüllte (b Abb. 120). Doch charakterisiert dieses seltsame Kleidungsstück das Jahrzehnt, die Jugend Ludwigs XIV., die Blütezeit Molières, und ist die Tracht seiner Liebhaber und lächerlichen Marquis. Daneben blieb jedoch stets sowohl die weite zylindrische Hose, aus der der Schurzrock entstanden war, als auch die bloße weitschlotternde Kniehose (rhingrave) in Gebrauch (a Abb. 116, b c 120).



a Maria Theresia und b Ludwig XIV., um 1660. c Königlicher Diener, 1667.

Abb. 120. Allongetracht (1650 bis 1720).

Der Rock war die nunmehr wieder über dem Wams angezogene casaque (b Abb. 113), die kurze enge Schaube, die der Soldat aus dem Bauernstande mitgebracht hatte (b Abb. 143, c 120). Er wurde, in der Taille nunmehr anliegend geschnitten (justaucorps), seit 1670 allgemeine Tracht (c Abb. 118, a b 119, b 120, a b 121, a b 123, a b 124, c 143, 144). Im wesentlichen war damit unser moderner Rock geschaffen; kaum als Zufall dürfte es zu betrachten sein, daß er aus der Soldatentracht hervorging und zugleich den Ursprung der Uniform darstellt. Der Justaucorps bestand aus Tuch, Fries, Kamlott, Leinwand und war mit andersfarbigen Ärmelaufschlägen, Taschen und an der rechten Schulter mit einer Nestel aus langen Bandschleifen versehen sowie mit Tressen besetzt und um die Hüften mit einer Schärpe aus Wolle oder Seide, Goldstoff oder Spitzengewebe, dem Abkömmling der in der vorigen Periode schon meist um die Hüften gelegten Feldbinde, gegürtet (a Abb. 121, b c 144). Die Ärmel waren weit und reichten zunächst nur bis zum Ellenbogen. Von da an bis zum Handgelenk beharrte der Hemdärmel auf seinem Rechte. Die Achselbänder dienten ursprünglich dazu, das Degenbandelier auf der rechten Schulter festzuhalten, so daß es nicht herabgleiten konnte. Hier ist der Ursprung der Epauletten zu suchen, worüber, wie überhaupt wegen der Kriegstracht dieser Zeit, das siebente Kapitel zu vergleichen ist. Der Justaucorps reichte bis an die Knie.



Ludwig XIV. seit 1670, a in Kriegstracht b im Hofkleide. c Elisabeth Charlotte von Orleans, im Reitkleide.

Abb. 121. Allongetracht (1650 bis 1720).

Seit 1680 wurde der bis dahin geschlossene Rock auch vorn offen gelassen (b Abb. 121), da das Wams eine ihm ähnliche Gestalt angenommen hatte und auf die Mitte der Oberschenkel hinabgerückt war. Mit etwas kürzeren und engeren Ärmeln als der Rock versehen, erhielt es vorn reiche Stickerei und Taschen (a Abb. 123) und wurde als Hauskleid ohne Rock getragen. Seit 1670 wurden auch die Hosen enger, die Strümpfe wurden durch Bänder ohne Schleifen unterm Knie gehalten (c Abb. 118, a b 123) und waren von weißer, grauer oder gebrochen roter Farbe, oft mit goldenem Zwickel versehen. Hell war nur das Wams (veste), auch wohl der Rock.

Der Mantel oder die umgehängte casaque mit Ärmeln war im Anfang des Zeitraums zum Wams und der Rockhose noch wohl gebräuchlich (a Abb. 117, a 118, a c 119), verschwand aber seit 1670. Einen weiten und langen Mantel tragen im Winter Bürgersmann und Offizier als Schutzbekleidung, sonst erscheint das Kleidungsstück nur noch bei Geistlichen (b Abb. 123) und in schwarzer Farbe hie und da zur Trauerkleidung (c Abb. 124).

Als Ornat für hochoffizielle und festliche Gelegenheiten hatte Ludwig XIV. ein auf der etwas modifizierten spanischen Tracht beruhendes Staatskostüm aus weißem Atlas mit Wams und Hüfthose beibehalten, das in manchen Ordenskostümen und auch im Bühnenkostüm noch lange nachklingt.



a Königin von Dänemark. b c Vornehme Damen.
Ballkleid, grand apparat. Winterkleidung.

Abb. 122. Allongetracht (1650 bis 1720). Fontange, Ende des 17. Jahrhunderts.

Der Besatz war bis zum Jahre 1686 meist aus Seidenband, seitdem kamen reiche goldene und silberne Borten, Stoffe und Stickereien auf.

Die Frauen behielten in der Übergangszeit bis 1670 noch die alten Formen bei (b Abb. 115, b 118, a 120). Das Oberkleid war bis zur Hüfte anliegend und geschlossen, abwärts sich immer weiter öffnend. Um den horizontalen Ausschnitt lief ein Spitzenumschlag. Die Ärmel waren ganz kurz, so daß der Arm von dem mehrmals mit Schleifen abgebundenen, oft noch mit einer zurückgeschlagenen Manschette versehenen Hemdärmel bedeckt war, oder sie waren vorn aufgeschlitzt, so daß dieser sichtbar wurde. Ärmel, Gürtel und Säume wurden noch mit Nesteln besetzt, auch der Rock des Kleides und der Robe mit horizontalen Falbeln.

Seit 1673 öffnete sich auch das Leibchen des Oberkleides, am meisten oben, blieb aber an der Spitze der Schneppe geschlossen. Die Säume des Oberkleides wurden dann zuerst am Rock, nachher auch am Leibchen und an den Ärmeln zurückgeschlagen, um das Futter zu zeigen (a b Abb. 122). Die Robe bestand meist aus einfarbigem Samt oder schwerer Seide, das Kleid oft aus gemustertem Stoffe. Beide mußten in der Farbe zu dem umgeschlagenen Futter gut stehen



a Prinz von Conti, 1697. b Abbé, c Vornehmer Mann im Schlafrock, um 1700.

Abb. 123. Allongetracht (1650 bis 1720).

Vorn fiel das Kleid senkrecht von der Schneppe hinab, hinten brachten untergelegte Hüftwülste (cul de Paris) eine große Wölbung zustande, die in eine Schleppe auslief.

Die Schnürbrust, vorn senkrecht vermittelst des „Blankscheits" (planchette), war genau von der Form des Kleiderleibchens, das den horizontalen Ausschnitt behielt, während dieser an der Robe senkrecht zu den Schultern hinaufstieg, so daß sie bis zum Nacken bedeckt waren. Nur in den ersten Jahren nach 1670 kam der horizontale Ausschnitt an der Robe noch vor. Der Ausschnitt wurde mit feinen Spitzen, die Ärmelsäume mit doppelten oder dreifachen Manschetten versehen, die den Unterarm halb verhüllten, da die Ärmel jetzt bis zum Ellenbogen reichten. Als Wetterhülle für die Straße trugen die Frauen einen mantillenartigen Schulterkragen (palatine, c Abb. 122), als Jagd-, Reit- und Reisekleid den Justaucorps mit Männerhut (c Abb. 121).

Der Stiefel war in dieser Zeit nur noch Soldatentracht, und zwar in steifer zylindrischer Form mit enormen Stulpen, die weit übers Knie hinaufgezogen werden konnten und Taschen hatten (Kampagnestiefel, a Abb. 121, b 144). Das Schwärzen des Leders wurde jetzt allgemein üblich. Die Regel bildeten aber beim Militär die auch im vorigen Zeitraum (b Abb. 141, a 142) selbst dort nie ganz abgekommenen



a Bauer, b Tapissier du roi, c Vornehmer Venezianer
gegen 1680. in Trauerkleidung, um 1700.

Abb. 124. Allongetracht (1650 bis 1720).

Schuhe und Strümpfe (b c 143, a c 144). Die bürgerliche und die vornehme Tracht beherrschte der Schuh gänzlich, der bis 1670 wohl noch in der Farbe des Leders vorkam, mit rotem, etwas erhöhtem und nach unten sich wenig verjüngendem Absatz und rotem Sohlenrand. An die Stelle der in der Übergangszeit noch üblichen Rosette war nunmehr eine Schnalle mit anfangs steif horizontal wegstehender Schleife (b Abb. 117, a 118, a 119, b 120) getreten; vorn war der Schuh mit einer hoch am Gelenk hinaufreichenden steifen Lasche versehen (c Abb. 118, a 119, b 121, b 123).

Schmuck wurde, abgesehen von Ohrringen und Perlenhalsbändern, selbst von den Frauen wenig getragen. Vom Goldbesatz war oben die Rede. Zur männlichen Tracht gehörte der Degen und der Stock (c Abb. 120, a b 121), den sogar der Bürger trug, dem jener verboten war (b Abb. 124), zur weiblichen der Fächer und in den letzten Jahren statt dessen auch der Stock. Muffen (c 117, a c 122, b 123) und Handschuhe waren beiden Geschlechtern gemeinsam. Bei den Männern wurde der längst nur noch von Leder gefertigte Handschuh immer schmuckloser, der Stulp immer schmaler, so daß er 1715 nur 7 cm breit war. Der Galahandschuh bestand aus feinem meist weißen Leder; um diese Zeit legte man auch schon beide Handschuhe an. Diejenigen der Frauen unterschieden sich nur durch die Verzierung mit Bandschleifen statt der im vorigen Zeitraum beliebten Stickerei, und gegen das

Ende des Jahrhunderts mit Spitzenbesatz. Nun kam auch buntes (rosa, hellgelbes, himmelblaues) Seidenzeug zur Verwendung, das im Anfang des 18. Jahrhunderts fast lediglich den Stoff der jetzt bis zum Ellbogen reichenden, meist rosenroten, blauen oder grauen Handschuhe bildete.

Die Geräte folgten im Anfang noch den Spuren der Renaissance, wenn auch die schwereren, derberen Formen des Barocks vorherrschten; seit 1680 jedoch gewann das Rokoko die Oberhand, obwohl der völlige Übergang dazu erst im letzten Lustrum dieses Zeitraums vor sich ging. Der italienische Barockstil paßte schon leidlich zu der Perücke; aber die Franzosen mäßigten in deren Geiste seine üppige Kraft zu steifer Eleganz und brachten ein neues Element hinein. Statt der geraden Linie begann man die geschweifte zu verwenden, der Kreis wurde unterbrochen oder durch das Oval ersetzt; im Ornament, wenn auch noch nicht in der Grundform, wurden schräge und unregelmäßige Figuren bevorzugt. In den Stoffmustern zeigten sich, wohl von China aus auf dem Weg über die Niederlande angeregt, naturalistische Blumen (nie vorher dagewesen!) mit Architekturelementen wunderlich gemischt; die spätere Vorliebe für matte gebrochene Farben, besonders in Grün, war schon merklich.

Statt der silberbeschlagenen Möbel aus dem Anfang der Periode kamen die eingelegten Arbeiten Boules (Schildpatt mit Metallverzierung) auf; die früher mit Schnitzereien versehenen Sessel, Sofas und Betten waren von der Polsterung überwuchert und mit Damast bezogen. Die Sitzmöbel zeigten jedoch immer noch Holz. Die früher aufgelegten Kissen wurden, wie schon im 16. Jahrhundert, festgenagelt, mit Samt oder Damast überzogen und mit Fransen besetzt. Die gerade Lehne war etwas zurückgebogen und gepolstert.

In den Gefäßen zeigte sich neben den Barockformen auch das Zurückgreifen auf antike Vorbilder; sie und die Gebrauchsgeräte hatten sich während des 17. Jahrhunderts ziemlich den heute noch geltenden Formen genähert.

Sechstes Kapitel.

Zopfzeit und Revolutionstrachten.

[1720 bis 1805.]

Wie in der vorigen Epoche das Jahr 1670, so bedeutet in dieser das Jahr 1750 einen Wendepunkt, bis zu dem die Tracht noch die früher eingeschlagenen Bahnen verfolgt. Man könnte also die ersten zwanzig Jahre jenes und die ersten dreißig dieses Zeitraums je den vorhergehenden Kapiteln zuteilen und etwa so zählen: 1600 bis 1670 Übergang von der spanischen zur vollendeten französischen Modeherrschaft, Rückschlag gegen die steife spanische Weise; 1670 bis 1750 abermalige Versteifung: Rokokoperiode, und könnten die Zeit von 1750 an, die sich wiederum der Natürlichkeit und Freiheit zuwendet, als die beginnende Ausbildung der Revolutionstracht behandeln. Doch machte sich seit 1720 schon der nüchterne Geist geltend, der die alten Formen absterben ließ, um dann in der Aufklärungsperiode den Sturm und Drang der



Frankreich 1720 bis 1730.

Abb. 125. Zopfzeit und Revolutionstrachten (a. 1720 bis 1750).

großen Revolution vorzubereiten. Das geschah, wie immer, allmählich, ohne schroffe Übergänge: Abschnitte gibt es in der Geschichte nicht, sondern nur in den Lehrbüchern.

Das neue Kapitel beginnt hauptsächlich deswegen hier, weil jetzt das bezeichnendste Stück der Tracht in den letzten beiden Menschenaltern, die Allongeperücke, von den Köpfen verschwindet. Die beiden Abschnitte dieser Epoche sollen getrennt betrachtet werden.

Das Theaterkostüm ändert bei Militär und Zivil zwischen 1650 und 1793 eigentlich nur die Frisur; langes Haar, Allonge oder Puderfrisur sind die einzigen unterscheidenden Merkmale. Es sei doch der Wechsel im Schnitt der Kleidungsstücke der Beachtung empfohlen; die einfacheren und dem modernen Schnitt näherstehenden Formen der Zeit Ludwigs XVI. (habillé-Rock) werden teils aus Sparsamkeit, teils weil aus dieser Zeit fast jedes Theater noch Originale besitzt, meist auch für frühere Epochen verwendet, sehen aber z. B. zur Allonge äußerst mager und dürftig aus. Der gerade Schnitt, die größere Weite und der reichere Tressenbesatz, die breiten Aufschläge und Taschen sind hier noch unerläßlich Leider sind die Galaröcke auf der Bühne meist von spöttlicher Kürze. Die Verkleinerung oder Beseitigung des Halstuchs ist eine schauderhafte Theatersitte, der man meist in der Oper begegnet; doch spielte noch vor nicht langer Zeit ein namhafter Schauspieler den König in Zopf und Schwert mit nacktem Hals und sah, da er eine große Nase hatte, fast aus wie ein Aasgeier. Man kann das Tuch so anlegen, daß es den Hals nicht beengt; aber es ist für das Kostüm äußerst charakteristisch und darf keinesfalls wegbleiben.



Frankreich, bürgerliche Tracht (1730 bis 1740).

Abb. 126. Zopfzeit und Revolutionstrachten (a. 1720 bis 1750).

a) Absterben des Rokoko.

[1720 bis 1750.]

Schon im Anfang des Jahrhunderts hatte die große Staatsperücke nach und nach kleineren Formen Platz gemacht (b Abb. 125, b 126). Die Ursache war außer der unbequemen Größe der „perruques in-folio" der Puder. Anfangs half man sich, indem man die Lockenmassen der Allonge in zwei Zipfel verknotete (Zipfel- oder Knotenperücke); die französischen Offiziere führten 1710 den Haarbeutel (bourse, crapaud) ein, einen viereckigen mit einem Band zugezogenen Beutel aus schwarzem Taft mit einer Rosette, in den das Hinterhaar gesteckt wurde (c Abb. 126). Gleichzeitig kam der mit schwarzem Band spiralförmig umwickelte lange **Zopf** (queue) gleichfalls beim Militär auf (b Abb. 146), der, durch den preußischen König Friedrich Wilhelm I. eingeführt, zum Wahrzeichen der ganzen Zeit bis 1793 wurde. 1730 hatte der Haarbeutel (a c Abb. 125, a 128, a 129, 145), 1750 der Zopf (c Abb. 130, 131, b 122, 134, 146) alle Köpfe in Besitz genommen. Von den schon früher stark verkürzten Seitenteilen der Allonge blieben nur zwei Locken (ailes de pigeon) übrig, über der Stirn wurde das Haar in einer schön geschwungenen Linie (vergette) zurück-

gestrichen (c Abb. 125), das Hinterhaar in den Haarbeutel gesteckt oder „geschwänzt“ (zum Zopf gebunden). Diese Frisur ließ sich wieder mit dem natürlichen Haar herstellen, das anfangs nur an der Stirn, dann in seiner ganzen Länge, seit 1750 allgemein (d. h. von denen, die welches hatten) getragen, aber bis zur Revolution noch gepudert wurde. Die Perücke war, wo sie noch getragen wurde, zur Stutzperücke, zum sogenannten Muffer (mirliton) geworden und blieb, teils in dieser Form (c Abb. 128, b 129), teils in-folio, bei Geistlichen, Gelehrten, Ratsherren noch bis Ende des Jahrhunderts in Gebrauch. Natürlich ahmte man alle Modefrisuren in Ermangelung des Eigenhaares auch an der Perücke nach, deren Ansatz über der Stirn und an den Schläfen, wenn er durch das Vorderhaar nicht verdeckt werden konnte, ganz offen zutage trat. Der natürliche Haaransatz ähnelte dem der Perücke insofern, als er ebenfalls eine scharfgezeichnete weiße Linie bildete, entstanden durch das Zurückschieben des beim Pudern auf die Stirn gefallenen Puders in die Haargrenze vermittelst eines falzbeinartigen Pudermessers. Wer weder Perücke noch Puderfrisur oder Zopf trug, wie die Bauern, schor doch sein Haar nie kurz, sondern trug es lang herabhängend bis in die folgende Periode hinein, wo erst nach den napoleonischen Kriegen die jüngeren Leute das kurzgeschorene Haar aus dem Heer heimbrachten. Den Bart kannte das Jahrhundert nicht mehr (s. das folgende Kapitel).

Eine sorgfältigere Behandlung der Puderfrisuren kann für die Bühne nicht genug empfohlen werden. Die jetzt überall dort heimischen formlosen und blöden Pudelköpfe sind weder elegant noch kleidsam. Mit wie großem Raffinement jedoch das 18. Jahrhundert seine Frisuren in eigenem Haar und Perücken jedem Gesicht anzupassen wußte, lehrt ein Blick auf die Quellen. Allen diesen verschiedenen Formen gemeinsam ist nur, daß das Haar strahlenförmig aus der Stirn zurückfrisiert wird. Äußerst lehrreich und fesselnd sind für diesen Gegenstand die Pastellkabinette der Dresdener Galerie.

Der Hut mußte des Puders wegen unter dem Arme getragen werden (b c Abb. 125, c 126, a 129) und erhielt statt der bisherigen drei Krempen zwei solche, so daß er zusammengelegt werden konnte. Statt der Federfahne (plumage) erhielt deshalb der Rand einen Bortenbesatz (a c Abb. 125). Bald wurde der zweikrempige Hut zum Dreispitz, indem man die vordere Krempe auf der einen Seite mit dem Hutkopf durch eine Schleife oder Kokarde verband und sie so über der Stirn in eine dritte Spitze zusammenzog (a Abb. 128).

Bei den Frauen war die Fontange verschwunden; 1720 waren die Frisuren noch hoch, senkten sich aber seitdem immer mehr herab und kräuselten sich 1730 in kleinen Löckchen eng um den Kopf (Abb. 127, b 128), die Stirn in der Linie der vergette umrahmend und am Hinterkopf in einen kleinen Wulst gebunden; sie waren mit einer Feder oder mit Blumen und Schleifen, auch wohl mit einer kleinen Spitzendecke (a Abb. 127) geziert, aus der im Bürgerstande später die großen Hauben wurden. Hinter dem Ohr fiel später eine lange Ringellocke auf die Schulter hinab.

Die Kleidung erlitt bei den Männern kaum wesentliche Veränderungen. Das Wams, in der Farbe stets das hellste Stück der Kleidung, hatte immer noch lange Schöße (Abb. 125, 126), die später ausgesteift wurden, schloß aber nun nicht mehr bis zum Halse, sondern war von oben bis zur Mitte der Brust offen, um das Jabot, den Spitzenbesatz des Hemdes an Hals und Brust sichtbar werden zu lassen, der 1720 die



a b 1720 bis 1750. c 1739 bis 1750.

Abb. 127. Zopfzeit und Revolutionstrachten (a. 1720 bis 1750).

Zipfel des Halstuches verdrängte. Dieses selbst blieb noch bis 1750 in Gebrauch. Geistliche und Ratsherren trugen Beffchen (b Abb. 129), soweit nicht die Krause noch üblich war.

Der Rock, als Staatskleid, ging mit seinen Tressen und großen Aufschlägen in die neue Zeit hinüber; seit 1723 wurden seine Schöße gleich denen des Wamses mit Fischbein ausgespreizt, so daß das schöne Futter zu sehen war (b c Abb. 125). Für gewöhnlich war er leichter und bequemer, hatte engere und längere Ärmel und kleinere Taschen, Knöpfe, Borten usw. Der Bürger trug ihn länger, bis unters Knie, ohne Borten und oft als Hausrock mit Überschlagkragen. Auch der Überzieher oder Reiserock (roquelaure) hatte einen solchen. Die beliebtesten Farben waren Karmesin, Dunkelviolett, Braun, Grau und Rotgrau. Die Schärpe, in der vorigen Periode, wenn der Rock offen blieb, statt über diesem, über dem Wams getragen, kam nun völlig ab.

Der Mantel existierte bei den Vornehmen nicht mehr, sondern war nur noch als bürgerliche Tracht mit Überschlagkragen, Goller und Taschenklappen, bis zum Knöchel reichend, sowie als Amtstracht der Ratsherren üblich.

Die Hose war eng und unterm Knie geschnallt, da man seit 1730 den Strumpf nicht mehr über die Hose hinaufzog (Abb. 125, a 126), sondern in diese hineinreichen ließ (a Abb. 128). Seitlich war sie mit drei bis vier Knöpfen geschlossen; sie bestand fast durchweg aus schwarzem Samt, wenn sie nicht die Farbe des Rockes hatte. Die Strümpfe waren noch mit dem oft goldenen Zwickel versehen und meist von einer milden Farbe, bei Geistlichen und Ratsherren gleich der übrigen Kleidung schwarz.



a Herr. b Dame. c Abbé.

Frankreich 1735 bis 1755.

Abb. 128. Zopfzeit und Revolutionstrachten (a. 1720 bis 1750).

Die Frauentracht veränderte sich sehr durch den in vornehmen Kreisen schon früher wieder aufgekommenen, jetzt allgemein gewordenen Reifrock (panier), der in ungeheurer Größe und erst runder (a Abb. 127), dann ovaler (von vorn nach hinten zusammengedrückter) Form (b Abb. 127, b 128) allen Ständen unentbehrlich war. Schleppe und Schnürbrust gehörten dazu, ebenso auf Ober- und Unterkleidern Falbeln und Volants in großer Menge (b Abb. 128). Gleich dem Kleide wurde nun die Robe auch horizontal ausgeschnitten und am oberen Rande mit einer Bandkrause besetzt (b Abb. 127). Die Robe wurde aber in dieser Zeit verdrängt durch die Kontusche (c Abb. 127, c 129), ein weites, ausgeschnittenes, vorn offenes oder mit Schleifen zugebundenes Oberkleid aus einfarbigen hellen Wollen- und Seidenstoffen, im Winter auch wohl aus Samt mit Pelzbesatz, das von dem viereckigen Halsausschnitt, wo es in Falten gelegt war, meist bis auf die Füße hinabfiel und spitzenbesetzte Halbärmel hatte. In Deutschland wurde dieses 1710 aufgekommene Oberkleid, dessen Höhepunkt etwa in das Jahr 1730 fiel, wohl am Gürtel vorn zusammengezogen, so daß es eng anlag und nur hinten frei hinabfiel („Watteaufalte“), und dann Schlender genannt. In den mittleren Ständen bevorzugte man das eigentlich nur im Hause getragene kürzere und engere Kossäckchen, oder man schürzte die Kontusche auf.

Man trug also dann nur ein Kleid, dem man den Schnitt der Robe gab; deren spitzwinklige Öffnung bis zum Gürtel wurde seit 1700 durch einen Einsatz (Stecker) aus Spitzen oder aus dem Kleiderstoffe gedeckt, so daß der Ausschnitt dann gleich dem der Kontusche viereckig war. Die Ärmel waren meist halblang und mit einer oder mehreren Spitzenmanschetten am Ellenbogen versehen (Abb. 127, b 128), während Handschuhe den Unterarm bedeckten.

Die Schuhe der Männer waren ebenso wie in der vorigen Periode, nur ohne die steifen Schleifen neben der Schnalle, doch mit der Lasche über ihr (Abb. 125, 126). Die Stiefel, nur von Militärpersonen und Reisenden getragen, hatten seit 1730 einen Schaft aus weichem Leder, der unter dem Knie durch eine Schnalle zusammengehalten wurde. Das hier angesetzte Knieleder war jedoch steif, hinten ausgeschnitten und allein gewichst, während der Schaft stumpf geschwärzt wurde (a Abb. 145). Zum Schutz des Strumpfes und der Hose zog man darunter enge Überziehstrümpfe von Leinwand, die den Stiefelrand überragten. Die Füße der Frauen wurden durch den Reifrock jetzt sichtbar, daher wurden ihre Schuhe kokett, sehr schmal, vorn spitz zulaufend, weit ausgeschnitten und mit hohen spitzen Stöckeln versehen (Abb. 127, b 128). Der Stoff war buntes Leder oder Atlas, gestickt und mit Schleifen, Rosetten oder Schnallen verziert. In den unteren Ständen trug man Schuhe gleich denen der Männer, die aus schwarzem Leder waren.

Der Schmuck hatte, abgesehen von Bortenbesatz und Schuhschnallen, keinerlei Bedeutung. Die Bandschleifen auf der Achsel kamen 1725 aus der Mode. Dagegen gehörten zum männlichen Anzug eine oder zwei Taschenuhren, Tabaksdose, Stock oder Reitgerte, Degen, Zeigefingerring und Handschuhe. Der Degen war ein langer gerader Stoßdegen wie seit 200 Jahren und mit einfachem Bügel versehen; man trug ihn an einem Haken horizontal in den Hosengurt eingehängt, so daß die Spitze der Scheide zwischen den Rockschößen schräg hinausstand. Die Handschuhe, die der Manschetten wegen keine Stulpen haben durften, waren weiß oder farbig.

Die Damen trugen, außer Kränzen, Steinen, Agraffen usw. im Haar, nur Ohrringe und etwa enge Halsbänder aus Perlen, die jedoch auch durch Bänder oder Bandkrausen (b Abb. 128) ersetzt wurden. Die Schönpflästerchen in Form von Sternen, Kreuzen, Halbmonden usw. wurden womöglich noch übermäßiger als früher verwendet. Die Maske war außer Gebrauch gekommen, der Fächer spielte dagegen, jetzt ausschließlich in der Gestalt des Faltfächers, eine große Rolle.

b) Höhepunkt des Zopfes und Revolutionstrachten.

[1750 bis 1805.]

Seit der Mitte des Jahrhunderts trat der Rückschlag ein; abermals strebte man nach Natur und Freiheit, die Tracht ernüchterte sich, mit dem Zopf kam das Philistertum in Schwung und als Gegengewicht die Sentimentalität. Zwar herrschte noch der Puder auf allen Köpfen, statt der Vergette türmte sich über der Stirn das Toupet, ein hoher Wulst zurückgestrichenen Haares (a Abb. 129, b 132), an den



a Galatracht (1760 bis 1780. b c Abbé und Zofe (1755).

Abb. 129. Zopfzeit und Revolutionstrachten (b. 1750 bis 1805).

Schläfen saßen zwei horizontale Lockenrollen, hinten hing der mit Band umwickelte und mit einer Schleife versehene Zopf. Aber dies war nur die Galatracht; zur Alltagskleidung (négligé) ging man einfach frisiert und puderte sich nicht (Abb. 130), setzte den Hut auf (a Abb. 128, c 131), der bis 1780 als Dreispitz (à l'Androsmane) getragen, zur Galakleidung freilich unter dem linken Arm gehalten wurde (a Abb. 129). Beim Gruß wurde er von der rechten Hand erfaßt und in einem zierlichen Bogen nach unten geschwenkt. Daneben kam Ende der siebziger Jahre der hohe Zylinderhut aus Nordamerika (Quäkerhut) sowie der Filzhut mit rundum aufgesteifter Krempe aus England (Puritanerhut) herüber (a Abb. 116, b 123, a 130, c 134, c 135). Doch bog man die Krempe vorn und auch wohl hinten abwärts, so daß zwei Seitenkrempen in die Höhe standen, oder man trug den Hut mit ganz niedrigem Kopf und steifer, flacher Krempe. Der „runde Hut" war damals freiheitliches Symbol.

Der Haarbeutel verschwand seit 1760 und wurde nur noch von vornehmen Personen (alten Hofherren) getragen, der Zopf wurde kürzer.

Das Jahr des Schreckens 1793 fegte in Paris den Puder von den Köpfen, und im folgenden Jahre kam der Zopf ab; zwar wurde er noch getragen, aber nicht mehr allgemein; kurze Zeit kehrte unter dem Direktorium auch der Puder zurück, verschwand aber 1796 wieder; in Deutschland, das in der Modebewegung ein paar Jahre zurück-



a Werthertracht. b c Paris, 1770.
Abb. 130. Zopfzeit und Revolutionstrachten (b. 1750 bis 1805).

blieb, 1797 auch, so daß im neuen Jahrhundert seine Herrschaft sein Ende hatte. Langsamer verlor sich der Zopf, den Karl August schon 1780 aufgegeben hatte; zwar war er immer kleiner geworden, aber alte Pedanten trugen ihn noch lange im neuen Jahrhundert; bisweilen selbst unter dem Rockkragen versteckt oder gar als abgesondertes Stück an diesem befestigt. Beim Militär hielt er sich sogar bis 1807, vereinzelt noch viel länger, wie auch die englischen Juristen noch heute die Allonge, die Kutscher an manchen Höfen zu großer Gala noch heute den Mirliton (s. o.) tragen. Seit 1796 trat an seine Stelle der kurze Tituskopf, wild in lauter kleine Löckchen frisiert (c Abb. 135). Aus den ailes de pigeon waren bei den incroyables die an der Wange nach vorn herabhängenden „oreilles de chien" (b Abb. 135) geworden. Bald wagte sich dazu auch schüchtern hie und da ein kleiner Backenbart hervor (a Abb. 135). Die beiden neuen Hutformen vereinigten sich 1795 zu dem heutigen steifen Zylinder (a c Abb. 149), der bis 1804 mit einer Kokarde getragen wurde. Der Dreispitz, jetzt quer aufgesetzt und nur vorn und hinten aufgeschlagen (Dreimaster oder Zweispitz [a c 147] 1794), hielt sich nicht mehr lange, außer beim Militär (Napoleonshut seit 1798), wo ihn die Kommandeure zum Teil noch heute tragen. Seit dem Verschwinden der Puderfrisur konnte der Männerhut nun auch wieder auf dem Kopfe statt in der Hand getragen werden. Die Frauenfrisuren wuchsen bis 1770 allmählich (c Abb. 129, b 130, a 133),



Deutschland um 1780. Alltagskleidung der Männer.

Abb. 131. Zopfzeit und Revolutionstrachten (b. 1750 bis 1805).

anfangs trug man gleich den Männern die vergette (b Abb. 128) und band im Nacken das Haar in eine Schleife, Chignon genannt. Dann aber kamen plötzlich jene ungeheuren Haargebäude (a c Abb. 132, 133), die zwei- bis viermal so hoch waren als der Kopf und Stunden zu ihrer Herstellung bedurften, weshalb auch, wie schon seit 1750, viele Frauen nunmehr die Perücke annahmen. Diese rasend hohen Frisuren herrschten allgemein bis 1785, blieben dann nur für Balltoilette (oft ungepudert) in Gebrauch und verschwanden 1793. Daneben trugen beide Geschlechter einfachere Frisuren, das Haar ringsum zu einer breiten kleinlockigen Masse aufgelockert (b Abb. 134) oder kugelig nach oben gestrichen (c Abb. 134), à la hérisson. 1795 wurden griechische Frisuren, natürlich ohne Puder, allgemein, bei denen das Haar nach vorn gestrichen wurde (a b Abb. 136), daneben auch bei den Frauen der Titus, doch verlängerten sich bald die Nackenhaare „à l'enfant"; 1799 bildete man auch die römischen Frisuren nach und trug Perücken in verschiedenen Farben zum Wechseln. Diese Mode dauerte aber nur bis zum Kaiserreich.

In diesem Zeitraum kamen die großen Hauben (Abb. 133) unter dem Namen Dormeusen oder Baigneusen bei verheirateten und unverheirateten Frauen allgemein

in Gebrauch, nach 1770 auch Turbanhauben, die gleich jenen mit der Frisur sich herabsenkten. Zu den griechischen Frisuren trug man dann griechische Haarnetze.

Der Hut erschien mit flachem Kopf und breiter Krempe auf den Frauenköpfen (a Abb. 132), aus Stroh, Filz, Seide, Samt oder Leinwand gefertigt, und nahm allerhand Formen an; in den siebziger und achtziger Jahren trugen die Emanzipierten den runden Hut à la Werther mit hohem spitzen Kopf und breiter Krempe (b Abb. 134), aus dem seit 1790 die Kiepe wurde, die in die neue Epoche hinüberging. Diese Hutform entstand, indem die hintere Krempe kleiner wurde und verschwand, die vordere dagegen sich vergrößerte und in den Hutkopf überging (c Abb. 136). So erscheint der Hut schließlich als ein wagerechter Trichter oder Zylinder, mit einem Ausschnitt unten für den Hals (b Abb. 150).

Seit 1770 wurden von den Freigeistern allerdings Stulpstiefel getragen, die meist mit Kappen versehen waren (a Abb. 130, c 131), doch drangen sie, obwohl von der Revolution übernommen, bis zum Schluß des Zeitraums nicht in den Salon; dort blieben Schnallenschuhe, seit 1770 ohne rote Absätze, und Strümpfe herrschend, wie sie auch die Incroyables trugen. Nur für gewöhnlich herrscht am Ende dieses Zeitraums der Stiefel bereits vor, der indes bis weit ins 19. Jahrhundert (1840) selbst für Militär in Uniform nicht hoffähig wurde; im Salon trug der Offizier Schuhe und Strümpfe zur Uniform. Außer den Kappenstiefeln gab es auch steife Stiefel ohne Kappen, die bis an oder über die Knie reichten und in diesem Fall hinten ausgeschnitten waren, sowie ungarische, mit einer Troddel vorn, ja selbst Halbstiefel (b Abb. 135).

Die Frauen, die viel auf die Zierlichkeit des Fußes gaben, trugen die Schuhe spitz, mit sehr hohen roten Absätzen, die spitz und an der Seite ausgeschweift waren, und besetzten sie mit Gold und Steinen. Seit 1770 wurde der Ausschnitt auf dem Spann noch tiefer, in der Revolution wuchs er so, daß die Schleifen und Rosetten verschwanden. Dafür wurde nun der Schuh mit Bändern am Fuße festgebunden (b Abb. 136). 1794 fielen mit den hohen Frisuren auch die hohen roten Stöckel samt Reifrock und Schnürbrust. Diese flachen Bänderschuhe, die auch von den Männern am Ende des Zeitraumes als besonders elegant getragen wurden (a Abb. 149), glichen fast den Sandalen, wie sie die Zwischenzeit der griechischen Mode brachte (a Abb. 136).

Die Kleidung der Männer wurde seit 1750 wieder übertrieben kostbar. Samt etwas so Gewöhnliches, daß der schwarze am französischen Hofe verpönt und farbiger mit Gold- oder Spitzenbesatz sowie Goldstoff geboten war.

Das Halstuch war bis 1780 meist durch den emporstehenden Rand des Jabots verdeckt, erschien bis 1790 wieder als einfaches weißes Tuch (c Abb. 134), wuchs in der Schreckenszeit aber zu enormer Größe und Höhe, so daß drei nun auch farbige Tücher übereinander getragen wurden, in die das Kinn sich begrub (b c Abb. 135, a 149). Wollte man den Hals vor dem Messer der Guillotine schützen? Unter dem Halstuch schaute der emporstehende Hemdkragen heraus (c Abb. 149). In der Kaiserzeit kam das Jabot wieder etwas zur Geltung (a c Abb. 159).



a b Französische Galakleidung. c Mädchen aus Nantes, 1768.

Abb. 132. Zopfzeit und Revolutionstrachten (b. 1750 bis 1805).

Da der Rock nun ein unentbehrliches Kleidungsstück auch im Hause war, so verlor das Wams die langen Schöße und reichte nur noch bis auf den halben Oberschenkel; die Ärmel fielen ebenfalls, da man sie nicht mehr sah, und der Rücken wurde aus geringem Stoff hergestellt. So wurde das Wams zur Weste (gilet). Nun wurde deren Vorderteil zur Galatracht aufs reichste mit Gold- und Silberborten besetzt (a Abb. 129, c 130) oder mit Seidenstickerei bedeckt (b Abb. 132, a 134), auch wohl von Damast beschafft. In den letzten zwei Jahrzehnten vor der Revolution gab es je nach der Mode Westen mit längeren (c Abb. 130, b 132) oder kürzeren (Abb. 131, a 134), ja auch solche ganz ohne Schöße (a Abb. 130, c 134), also auch ohne Taschen und Patten. Ebenso schwankte der Schnitt zwischen einer und zwei Reihen Knöpfe. Auf der Brust blieb des Jabots wegen die Weste ausgeschnitten, nur die Incroyables knöpften sie bisweilen oben zu. Zur Alltagstracht sowie bei den mittleren Ständen war die Weste aus einfachen dunkeln Stoffen.

Die Hose verlängerte sich seit 1750 bis unterhalb des Knies, wo sie über den Strumpf herabging, und wurde seit 1770 auch gern in hellen Stoffen getragen wie beim Militär. Bis zum Ende des Jahrhunderts blieb diese Richtung, nur in der Schreckenszeit trug man dunkle, olivenfarbige oder grüne Hosen. Die Schöngeister



a 1774. b 1783/84. c 1785/86.

Abb. 133. Zopfzeit und Revolutionstrachten (b. 1750 bis 1805).

trugen seit 1770 gelbe lederne Hosen und Stulpstiefel, dazu gelbe Weste, Frack und Zylinder (Werthertracht, a Abb. 130), ein Anzug, der durch Goethe 1775 in Weimar sogar hoffähig wurde, natürlich nicht für Festlichkeiten. Mit der Zeit reichte die Hose bis in die Stiefel hinab (b Abb. 135), und als in der Revolution Halbstiefel aufkamen, verlängerte sie sich bis in die Mitte des Unterschenkels; nach 1794 war sie zur modernen langen Hose (pantalon) erwachsen (a Abb. 149), die der beim Volke der Schiffer, Flößer und Fischer durch das ganze Mittelalter bewahrten altgermanischen Hose glich und von Pariser Stutzern zur Sommerkleidung den venezianischen Hafenarbeitern abgeguckt worden sein soll. Vorläufig trugen den Pantalon zwar nur die incroyables, danach auch Sansculotten genannt, nicht weil sie überhaupt keine Hosen trugen (was damals wohl eben so unmöglich gewesen wäre wie heute), sondern keine culotte (Kniehose), wie sie in vornehmen Kreisen noch allein für anständig galt. Aber nicht mehr lange: 1797 wurde die heutige Hose als Alltagstracht allgemein. Seitdem ist aus dieser der Strumpf verschwunden, der zur Gala immer weiß getragen, zur Alltagstracht in der letzten Zeit aber mit horizontalen, vertikalen und Zickzackstreifen in bunten Farben versehen worden war.

Der Rock verlor seit der Mitte des Jahrhunderts seine Tressen und Goldstickereien und wurde enger, die Ärmel enger und länger, die Aufschläge enger und schmaler, so daß nunmehr vom Hemdärmel nur die Manschette sichtbar blieb (c Abb. 130, 131). In den sechziger Jahren wurde der Vorderteil des Rockes unten nach hinten zu eng geschnitten, so daß er dem englischen Reitrock (riding-coat = redingote) ähnlich wurde, der seit 1770 als **Frack** die Tracht der Schöngeister war (a Abb. 130). Seit 1780 kam er sogar als Hoftracht in Gebrauch (a Abb. 134). Die Weste wurde zum Frack bis an den Unterleib verkürzt, daher statt der Zugschnur an der Hose die Tragbänder nötig wurden. In der Schreckenszeit wurde der Frack allgemein, so daß während des Direktoriums die Stutzer (incroyables) auf den Rock zurückgreifen mußten (c Abb. 135), der als Überkleid (surtout) für den Winter auch zum Frack gebräuchlich geblieben war. In der folgenden Periode drang dann der Rock wieder durch. Der Frack, von den Tagen des Direktoriums bis auf die unsrigen Staatskleid, bildet also den Übergang von dem betreßten und gestickten Galarock der Rokokozeit (justaucorps) zu dem schmucklosen Rock unsres Jahrhunderts. Der Galarock war aber in den letzten Jahren vor der Revolution dem Frack in der Form schon nahegekommen (habit habillé, b Abb. 132) und hatte gleich diesem einen aufrechtstehenden Kragen (a Abb. 134), der später umgeschlagen wurde (c Abb. 184, a 149). Der Oberteil des Fracks wurde seit 1786 auch horizontal geschnitten, so daß die Schöße im Winkel ansetzten (c Abb. 134), womit 1804, als der Frack den noch heute daran üblichen Kragen nur in etwas höherer Form annahm, der jetzige Frack im wesentlichen vollendet war.

Was die Stoffe anlangt, so wurde noch der Galarock aus glattem oder eintönig gemustertem Samt oder Seidenplüsch gefertigt; die Brokate kamen außer Gebrauch, dagegen fing man bereits an, auch feines Tuch oder Seide zu verwenden. Weste und Rockfutter machte man gern von weißem Atlas, während die Hose mit dem Rock übereinstimmte. Rand, Aufschläge und Patten waren gestickt.

An Farben waren zwar Rot, Blau, Violett, Grün und Gelb noch beliebt, aber man wählte auch für den Galarock schon dunkle, wie Braun und Schwarz, seit 1780 sogar graue und gebrochene Töne.

Die bürgerliche Männerkleidung bestand zumeist aus Tuch, seltener aus Seide oder halbseidenem Stoff. In der Regel waren diese Stoffe gestreift: blau und rosa, grün und schwarz, braun und gelb, selten einfarbig, aber wohl geblümt oder mit kleinen Sternen oder Kreuzen gemustert. Das Rockfutter mußte vom Oberzeuge scharf abstechen. Die ungemusterten Stoffe wurden sowohl dunkel als hell, bis 1780 aber noch gern in reinen Farben getragen. Dann erst kamen die gebrochenen Töne auf. Auch die Weste liebte man gestreift. Von den Farben der Hosen und Strümpfe war oben schon die Rede.

Bei den Frauen stand der Reifrock noch immer in Ansehen (Abb. 132), bis 1780 war er zur Festkleidung unentbehrlich (a Abb. 132, b 133), während er beim Négligé seit 1770 abgekommen war (b Abb. 130). Manche legten allerdings noch hinten Wülste auf, die man culs de Paris oder Bouffanten nannte (a c Abb. 133).



a Hoftracht, Gala, 1785. b Dame, 1792. c 1790 bis 1792.

Abb. 134. Zopfzeit und Revolutionstrachten (b. 1750 bis 1805). Frankreich.

Vorn fiel also die Gestalt von der Schneppe geradlinig ab, oberhalb der Schneppe aber mußte der Bausch auf der Kehrseite, genau wie in unseren Tagen, vorn sein Gegengewicht haben. Man schnürte also hoch, was zu schnüren war, und was zu der übermäßigen Ausdehnung noch fehlte, die bald für schön galt, nun, das polsterte man. Man deckte die bisher nackte Brust mit dem schon seit 1750 aufgekommenen fichu oder Brusttuch und legte Kissen darunter, bis die gewünschte Höhe erreicht war. Manche hoben das Brusttuch durch untergelegte Drahtgestelle. Am höchsten stieg das in England, wo in der Blütezeit dieser Mode, von 1785 bis 1790, manche Dame gar nicht über ihren Busen hinübersehen konnte (c Abb. 133).

Bürgerstand und Lyrik liebten das Brusttuch, das den weiten Ausschnitt zudeckte. Vorn endete es in einer Schleife oder bei festlichen Gelegenheiten in einem Sträußchen vor der Brust. Bisweilen wurde es vorn gekreuzt und auf dem Rücken gebunden. Bei den Vornehmen war es aus kostbarem Stoff und mit Spitzen besetzt; statt seiner trugen sie auch wohl die schwarzseidene spanische Mantille um die Schultern, die vorn lang herabhing. Über den Kopf band man dann oft ein kleines schwarzes Seidentuch, das unterm Kinn verknüpft wurde (c Abb. 127). Als seit 1794 das griechische Kostüm aufkam, das von 1799 bis 1805 herrschte, wurde der Busen wieder gezeigt (a Abb. 135, b 136) und nun, wo er fehlte, häufig aus



Merveilleuse und Incroyables, 1795 bis 1797.

Abb. 135. Zopfzeit und Revolutionstrachten (b. 1750 bis 1805).

Leder oder Wachs nachgemacht, wie ja früher schon bei den langen Handschuhen und kurzen Ärmeln künstliche Arme aufgekommen waren. Verbürgten Gerüchten zufolge soll beides in den höchsten Kreisen noch heutigen Tages vorkommen.

Dem Zwecke der Verhüllung dienten den bürgerlichen Frauen daheim und draußen ähnlich wie die Kontusche die Enveloppen, nach Art der Thüringer Kindertragmäntel geschnitten und mit Bandkrausen, im Winter auch mit Pelz besetzt und dann aus wärmerem Stoffe verfertigt, aber nur selten (a Abb. 133) mit Ärmeln versehen.

Bis gegen 1790 war auch die Schnürbrust mit der Schneppentaille an der Tagesordnung, der eckige Ausschnitt vorn noch tiefer. Über den Reifrock wurde das Unterkleid ohne Leib, der Rock (jupon) und darüber die Robe (manteau) getragen, deren Leibchen eng anlag und vorn geschlossen war, während der Teil vorn von der Schneppe abwärts sich schräg öffnete und über den Reifrock spannte (a Abb. 132, b 133). Bisweilen reichte sie nur bis auf den halben Rock (a Abb. 133). Die Ärmel bedeckten nur noch den halben Oberarm, so daß die Manschette eben bis zu den Ellenbogen reichte (c Abb. 132, b 133); 1780 waren nur noch schmale Achselbänder übrig.



a b Griechische Tracht, 1795 bis 1799. c Merveilleuse, 1795 bis 1797.

Abb. 136. Zopfzeit und Revolutionstrachten (b. 1750 bis 1805).

In dieser Epoche waren (wie denn schon zwanzig Jahre vor der Mitte des Jahrhunderts die Neigung zu zarten Farbentönen hervortrat) helle und blasse Farben außerordentlich beliebt und machten aus der Frau eine ungemein duftige, zarte Erscheinung. Weiß, Blaßgrün, Blaßblau, Rosa, Blaßgrau, Blaßviolett waren an der Tagesordnung und wurden mit feinstem Geschmack verwendet. Auch Changeantstoffe kamen in diesen hellen, gebrochenen Farben vor.

Die Robe schwand seit 1795 vor der griechischen Tracht. Auch bei den Frauen war vor 1780 eine emanzipierte Tracht (c Abb. 133, b 134) aufgekommen, analog dem Wertherkostüm, dem sie in der Form glich. Das ungepuderte Haar bedeckte der runde Männerhut, auch wohl die Dormeuse; dazu trug man eine kurzschößige Weste nach Herrenart und einen ebensolchen Frack, den vielgenannten caraco (c Abb. 133). Statt des Tuches, aus dem dieser anfangs bestand, nahm man, da er sich von der Frackform später etwas entfernte, auch leichte, helle Frauenstoffe, doch stets von anderer Farbe als der Rock. Auch die redingote kam vor. Dazu knüpfte man eine Schärpe um die Hüften (b Abb. 134). Ferner kam das ganz geschlossene Mieder der englischen Frauentracht in die Mode (costume à l'anglaise). Die Kontusche (a Abb. 133) fiel seit 1770, vom Caraco verdrängt; doch auch dieser wurde

schnell ein Opfer der antiken Tracht. Wie in Kunst und Dekoration schon länger, nahm man sich nämlich nun auch in der Tracht die Antike zum Muster, für deren wesentlichste Eigenschaft man die Nacktheit gehalten zu haben scheint. Eingeführt wurde dieses sogenannte griechische Kostüm von den hervorragendsten Bürgerinnen der Revolution 1794, wurde aber erst fünf Jahre später allgemein und herrschte bis zum Ende des Zeitraums, also mehr als fünf Jahre lang, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland. England dagegen, das seit einiger Zeit schon, besonders aber, als seit 1785 das Ansehen der Königin durch die Halsbandgeschichte stark beeinträchtigt war, einen oft günstigen Einfluß auf die Mode hatte, machte diese nicht mit, obwohl das Hauptstück der neuen Tracht, die tunique, mit der in England als Morgenkleid gebräuchlichen chemise große Ähnlichkeit hatte.

Man legte also plötzlich alles ab, was das Wesen der alten Mode gebildet hatte: die hohen Frisuren, die Culs und Bouffanten, die geschnürten Taillen, die hohen Absätze, ja alle Unterkleider, und trug, außer allenfalls dem Hemde, nur eine diesem in der Form gleiche Tunika (Abb. 136), die auch wirklich Chemise genannt wurde; dazu fleischfarbene Trikots mit violetten Zwickeln und Kniebändern sowie Sandalen oder flache Bänderschuhe. Die tunique war aus dünnem, oft halb durchsichtigem Stoffe, fiel in langen Falten frei und gerade herunter, war unter der Brust gegürtet, wohl auch noch an den Seiten von unten bis über die Knie geschlitzt (a Abb. 136) und ließ Arme, Nacken und Brust völlig unbedeckt. Solche in unserem Klima geradezu lebensgefährliche Tracht (das ganze Kleid wog oft kaum ein halbes Pfund) war zum Entsetzen der Ärzte und aller Vernünftigen sogar im Winter üblich; unglaublich, aber wahr. Und man fror mit Begeisterung in diesem leichten Hemdchen, denn man glaubte allen Ernstes, das sei antik, also republikanisch. Zu diesem Kostüm à la grecque trug man auch wohl ein durchsichtiges Diploïdion, eine Spitzenmantille (a Abb. 135) oder einen schmalen Schal (c Abb. 136). Wenn man die Haare zerzaust trug, so hieß das à la sauvage (c Abb. 136). Dazu kam bisweilen ein kurzes schurzartiges Überziehstück (a Abb. 136), die verkümmerte Robe, oder eine Art kurzer Stola sowie eine riesige hängende Spitzenhaube (a Abb. 135, b 136). Die Damen, die dieses Kostüm in seiner ganzen Übertriebenheit zur Schau trugen, sind unter dem Namen der merveilleuses berühmt. — Mit der Tunika oder Chemise, der Ausgangsform für die weiblichen Moden unseres Jahrhunderts, waren die aus dem Mittelalter überkommenen zwei Kleider endgültig beseitigt.

Das männliche Seitenstück zur Merveilleuse ist der nach seiner Tracht mit den ungeheuren Flügelklappen, Kragen an Weste und Rock und den angeführten Eigentümlichkeiten so genannte Incroyable (b c Abb. 135).

Von England aus kamen in dieser Epoche zuerst besondere Kindermoden auf, deren Vorbild die Matrosenkleidung war. Erst seitdem hat sich die Sitte herausgebildet, die Kinder in besondere Tracht zu kleiden, was durchaus logisch ist, da die Verhältnisse der kindlichen Figur von denen der männlichen und weiblichen verschieden und auch die Spiele und Beschäftigungen der Kinder besondere sind, was aber früheren Zeitaltern fernlag. Man hatte vielmehr bis dahin die Kinder fast durchaus wie

die Erwachsenen gekleidet, allenfalls ganz kleine Knaben in Mädchenkleider. Sich die kleinen Mädchen früherer Zeiten aber in kurzen Kleidern zu denken, ist eine ganz irrige Vorstellung; sie gingen vielmehr in ebenso langen Kleidern wie die erwachsenen Frauen. In der Revolution verloren sich die geblümten Stoffe, dafür verbreiteten sich die gestreiften sehr allgemein; die vorherrschenden Farben waren Schwarz, Weiß und Grau; die Männer kleideten sich seitdem in trübe, unbestimmte Farben, die Frauen zeigten außer Weiß an der griechischen Tracht höchstens noch eine blasse Farbe. Zugleich kam auch die Seide wieder reichlich in Gebrauch sowie der bis dahin spärliche Schmuck (aus Diamanten usw.), der nicht nur im Haar, sondern auch am Halse (Perlenhalsbänder) und an den Armen, ja sogar an den Füßen erglänzte. Trug man doch den ganzen Arm bis zur Schulter hinauf, die Finger und sogar die Zehen voller Ringe! Die Ohrgehänge, die bei den hohen Frisuren üblich gewesen waren, verschwanden dagegen in der Revolution, da die über die Ohren herabfallenden Locken sie nicht duldeten (a Abb. 135). Noch spielte der Fächer eine große Rolle; die Handschuhe, noch in den neunziger Jahren bis zum Ellenbogen reichend, kamen nur während der griechischen Tracht ab, um in der folgenden Periode wieder auftauchen.

Die Männer führten den Degen, jetzt bisweilen auch durch die Rocktasche gesteckt, nur noch zur Gala, im Negligé nicht mehr. Der Stock hatte einen Knopf und darunter eine Quaste oder Schleife. Ihn führte jedermann, in den achtziger Jahren auch die Damen (a c Abb. 132, b 134). Die Incroyables zeichneten sich durch einen keulenartigen Knotenstock oder Knüppel von spanischer Weinrebe (b Abb. 135) aus. Die Tabaksdose kam mit der Revolution ab, doch trug man noch (womöglich doppelte) Uhren mit Gehängen, die Incroyables große Ohrringe. Eine seltsame Mode waren seit dem Ende der siebziger Jahre die riesigen Muffen, in denen die Stutzer beide Unterarme völlig verbergen konnten. Die Handschuhe waren kurz, hell bräunlich oder grau.

Die Geräte waren gleich der Architektur fast bis zum Tode Ludwigs XV. noch verschnörkelter als im vorigen Zeitraum; die Bauten sahen aus wie Möbel, Schlösser glichen den in dieser Zeit aufgekommenen Kommoden. Die gerade Linie war verschwunden, alles willkürlich geschweift, die Symmetrie der einzelnen Teile aufgehoben und diese mit bewußter Mißachtung aller natürlichen Gesetze des Aufbaus gegeneinander verschoben. Der flache Bogen wurde unterbrochen und in die Lücke ein Medaillon mit einer Girlande gehängt, das Rechteck der Rahmen in eine schiefe Figur verwandelt; alles Konstruktive verschwand, kaum kam noch eine regelmäßige Figur vor. Aber innerhalb dieser Launenhaftigkeit offenbarte sich eine anmutig schöpferische Kraft, eine äußerst geschmackvolle Originalität, die in der scheinbaren Unordnung das Gleichgewicht wiederherstellte. Zugleich war die Technik außerordentlich entwickelt und bildete jedes Material aufs zierlichste durch. Bezeichnend dafür sind jene reizvollen, leicht mit natürlichen Blumen dekorierten Gefäße, jene graziösen, mit feinstem künstlerischen Takt empfundenen Figuren aus dem Lieblingsmaterial jener Epoche um die Mitte des Jahrhunderts, dem Porzellan, für das Rokoko noch heute der klassische

Stil ist. Die Möbel, an denen die Polsterung überwucherte, wurden auch in dem beliebten Weiß oder in hellen Tönen lackiert und mit goldenen Ranken und Leisten dekoriert; Putten (Kindergestalten), Girlanden, Ranken, Voluten, Rinden- und Blattwerk, Muscheln, flatternde Bänder, Draperien, Kartuschen waren die beliebtesten ornamentalen Elemente.

Doch noch vor Ludwig XVI. kam die Gegenbewegung, die diese Willkür wieder in gesteifte Formen zu zwängen strebte und schon mancherlei antike Verzierungsmotive verwendete. Die gerade Linie gewann wieder die Alleinherrschaft, das Konstruktive trat in nüchterner Weise hervor, so daß nun die Möbel oft umgekehrt aussahen wie Bauten. Oft wurden auch direkt antike Vorbilder nachgeahmt, Bronzeverzierungen in Gestalt von Vasen, Reliefs usw. kamen auf, und statt der plastischen Verzierungen eingelegte Arbeit an den steifen, dünnbeinigen, mehr bürgerlich eleganten, nun polierten Möbeln, denen die Überlieferungen der alten Kunsttechnik, besonders in der Bearbeitung der Bronze, noch einen gewissen Wert bewahrten. Mehr an die Weise des Rokoko, das noch immer, innerhalb der mehr antikisierenden Grundformen, Ziermotive lieferte, klangen die Möbelstoffe und hellen, jetzt meist gestreiften Papiertapeten an. Die Dekoration verwendete naturalistische Blumenkränze und -sträuße sowie Bandschleifen in Verbindung mit der stilisierten Groteske oder sog. Arabeske und dem symmetrischen Rahmenwerk.

In dieser Epoche, die den in Deutschland oft nüchternen und steifen Zopfstil brachte, ward die Farbe ganz blaß und schwächlich; die düsteren Aschenkrüge und Opferschalen (Vorahnungen der kommenden Schrecken), die Tüchergirlanden, die Geräte in Form von Säulen, Tempeln, Dreifüßen führten direkt auf die steife Schwere und nüchterne Unfreiheit des Empirestils los. Die Antike wurde eben hier genau so äußerlich verstanden wie im Kostüm und war hier wie dort die Ursache, daß der Faden der Entwickelung jäh abriß.

Hierin liegt die deutlichste Illustration zu dem alle Erfahrung über Bord werfenden, lehrhaften, theoretisierenden, a priori konstruierenden Zuge, wie er der Aufklärung und noch mehr der Revolutionsbewegung anhaftete, die den Zusammenhang der Kulturentwickelung auf allen Gebieten, nicht am wenigsten auf dem künstlerischen und kunstgewerblichen und, wie man sieht, auch in der Tracht gewaltsam unterbrochen hat. Was nun? fragt die neue Zeit — vergeblich: sie muß wieder von vorn anfangen.

Siebentes Kapitel.

Kriegstracht der neuern Zeit.

Schon am Ende des Mittelalters hatte die Verwendung des Schießpulvers eine vollständige Neugestaltung des gesamten Kriegswesens angebahnt, indem es die Eisenrüstung allmählich überflüssig machte. Im 16. und 17. Jahrhundert sieht man diese daher Stück für Stück fallen.

Zugleich ging die Entscheidung vom einzelnen wieder auf die geschulten und geordneten Massen, vom Ritter auf den Berufssoldaten, von der Kraft und Gewandtheit der einzelnen Kämpfer auf die Taktik der gleichen Glieder (Kompagnien und

Regimenter) über. Zu der gleichen Ausrüstung innerhalb dieser Glieder kam im Verlaufe des 17. Jahrhunderts dann noch die gleiche Tracht, die Uniform, als ein ganz modernes Element hinzu. Die Entwickelung des Kriegswesens, wie sie durch die Feuerwaffen begonnen wurde, hat heute noch ihren Abschluß nicht erreicht, es ist also billig, auf deren Einführung einen Blick zu werfen und dabei nur von den Geschützen abzusehen, da diese nicht zur Einzelbewaffnung des Mannes gehören. Die erste Verwendung der Kanonen datiert von der Mitte des 14. Jahrhunderts, Handfeuerwaffen (Gewehre), aus der 1424 mit Hahn („Haken") versehenen Handkanone entstanden, sind am Ende des 15. Jahrhunderts schon bekannt, aber noch selten gewesen; im ganzen verwendet, d. h. bei einem Truppenteil eingeführt, wurden sie zuerst 1521, indem Karl V. ein spanisches Regiment Musketiere errichtete. Die Muskete wurde zu dieser Zeit noch mit der am Haken befestigten Lunte aus freier Hand abgefeuert, indem man den Kolben unter den Arm nahm. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kam das Luntenschloß auf, bei dem der Hahn umgekehrt wie bei unserem Perkussionsgewehre stand; die Flinte erschien erst im 17. Jahrhundert. Im 16. Jahrhundert blieb die Stützgabel zum Auflegen im Gebrauch (a Abb. 139, c 140). Die Pistole, Faustrohr oder Reitpuffer genannt, war meist mit dem 1515 erfundenen Radschloß versehen.

Wie im letzten Kapitel der vorigen Abteilung geschildert, war der Harnisch an der Grenze des Mittelalters auf der Höhe seiner Vollendung angelangt, die so ziemlich durch den sogenannten Maximilians-Harnisch bezeichnet wird, wie er um und nach 1500 von Augsburger Plattnern hergestellt wurde (b c Abb. 137). Technisch war kaum etwas daran zu bessern, so daß er in der Folgezeit des 16. Jahrhunderts nur noch reicher ornamentiert sowie den Formen der Tracht und den Veränderungen der Kriegsführung gemäß fortgebildet wurde. Um gegen das Feuergewehr hinreichenden Schutz zu bieten, ward die Rüstung im Anfang des 16. Jahrhunderts mehr und mehr verstärkt, sie legte auch allmählich die der Maximilians-Rüstung eigentümliche Riefelung ab, verlor die Ecken und Kanten, so daß alle Teile mehr oder weniger runde Formen zeigten, und wurde, besonders in dem jetzt stets aus einem Stück geschmiedeten Brustteil, höher ausgewölbt, so daß dieser fast halbkugelförmig erschien. Die Ränder des Renaissance-Harnisches wurden oft, zum Schmuck zugleich wie auch zur Verstärkung, in Form von starken gewundenen Schnüren ausgeschmiedet. Obwohl er immer schwerer und unbeholfener wurde, für den Kampf zu Fuß also gar nicht mehr geeignet war, bot er doch gegen die stetig zum besseren fortschreitende Anwendung der Schußwaffen keine genügende Sicherheit mehr, so daß ein Stück nach dem andern abgelegt und schon im spätern Verlauf der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Schutz der Unterschenkel und der Unterarme beseitigt wurde, also auch bei den Vornehmen neben den ganzen halbe Rüstungen wie bei den Landsknechten (a Abb. 137, a 138) aufkamen. In der Form änderten sich fast sämtliche Teile. So ward seit den dreißiger Jahren bis gegen die Mitte des Jahrhunderts das Bruststück von der Mitte aus nach beiden Seiten mehr abgeflacht, während des letzten Drittels, da es den Gänsebauch aufnehmen mußte, in der Mitte nach unten zu in eine Spitze verlängert.



a Landsknecht, 1530 bis 1540 (halbe Rüstung). b c Maximilians-Rüstung, 1500.

Abb. 137. Kriegstracht der neuern Zeit.

Die Oberschenkelplatten wurden, wie bei den Landsknechten, nach den sechziger Jahren ziemlich allgemein, vereinzelt auch schon früher, durch ein Gefüge von vielen schmalen, durch Riemen verbundenen Horizontalschienen ersetzt (c Abb. 138). Die Schulterkacheln wuchsen in diesem Jahrhundert, so daß sie Brust und Rücken zum Teil noch mit bedeckten, und hatten am obern Rande einen aufrechtstehenden, oft ziemlich hohen Kragen, Brechrand genannt, der sich mit der Mitte des Jahrhunderts wieder verlor. Auch schmiedete man bis dahin gelegentlich die Rüststücke zu puffenartigen Ausladungen, in Nachahmung der Kleidermode (b Abb. 137) aus, nach der sie sich überhaupt im einzelnen streng richteten. Gleich zu Anfang des Jahrhunderts waren statt der spitzigen Schuhe solche mit stumpf gerundeter Spitze aufgekommen, dann sehr bald weite Schuhe mit ganz breiter Zehenkappe, die bis 1540 immer unförmlicher wurde. Seitdem nahm der Schuh der Rüstung die spanische Form an. Noch mehr änderte sich der Helm, der seine höchste Ausbildung im Anschluß an seine bisherige Form einer rings geschlossenen Kappe mit beweglichem Gesichts- und beweglichem Kinnschutze in diesem Zeitraum erfuhr, der seit den zwanziger Jahren die salade (s. o.) abschaffte. Er erhielt nun noch ein besonders bewegliches Stirnstück sowie



a Landsknecht, 1530. b Landsknechtsführer, 1540 bis 1550. c Engländer, um 1570.

Abb. 138. Kriegstracht der neuern Zeit.

einen Hals= und Genickschutz und wurde am untern Rande ringsum zu einer Rinne oder einem hohlen Wulst (bourrelet) ausgetrieben, der um den oberen zu diesem Zweck gleichfalls wulstig gerundeten Rand der Halsberge fest umgelegt darauf drehbar beweglich war (Burgunderhelm, b c Abb. 137, c 138, s. S. 131). Eigentümlich der spanischen Zeit ist auch die Burgunderkappe (bourguignotte) mit Kamm, horizontalem vorstehenden Augenschirm, Wangenklappen und Nackenschutz (b Abb. 141). Im letzten Drittel des Jahrhunderts kam eine halbkugelige, birnen= oder halbeiförmige, unten wiegenartig gestaltete Kappe mit hohl ausgeschmiedetem Kamm und zweispitzigem Rande unter dem Namen Morian (morion) auf.

Der Schild verlor an Bedeutung und war, obwohl noch immer, meist in Kreis= form, beibehalten, mehr ein Prunkstück.

Überhaupt wurde im 16. Jahrhundert der bis dahin nur in der Grundform immer mehr vervollkommnete und verschönerte, höchstens einfach verzierte Harnisch in immer reicherer Weise künstlerisch ausgestattet und geschmückt, wozu beinahe sämtliche Arten der Metallverzierung in Anwendung kamen. Getriebene und geschnittene, tauschierte (mit eingeschlagenem Silber und Gold verzierte), eingeschmolzene, geätzte,

gravierte Arbeit sowie Vergoldung, Steinbesatz usw. wurden teils einzeln, teils in Verbindung miteinander in oft hervorragender Weise in Anspruch genommen und der Harnisch mit jeglicher Art von Bildwerk aufs reichste und man darf hinzufügen, meist aufs geschmackvollste, oft in künstlerischer Vollendung dekoriert. Während jedoch der meist ganz unverzierte gotische Harnisch des 15. Jahrhunderts (Abb. 80, b c 81) an Schönheit der Grundform unübertroffen ist, wird der prunkvoll verzierte des 16. Jahrhunderts in dessen zweiter Hälfte zusehends plumper und unschöner — mußte er doch die Hüftwülste, den Gänsebauch und die Schulterpuffen der spanischen Tracht aufnehmen —, so daß der sehr maßvoll, abgesehen von der Kannelierung, ornamentierte Maximilians-Harnisch, der die schöne Form des gotischen Harnisches ohne dessen Magerkeit und Eckigkeit bewahrt hat, gewissermaßen die Spitze der ganzen Entwickelung darstellt.

Von den Rüstungen der auch durch Polsterkissen geschützten Rosse gilt wieder dasselbe.

Die Tracht der Landsknechte ist im ersten und dritten Kapitel dieser Abteilung geschildert worden; in der ersten Hälfte des Jahrhunderts marschierte sie an der Spitze der Modenbewegung, in der zweiten dagegen folgte sie ihr gehorsam nach. Der Waffenrock der Ritter, der mit der Renaissancetracht verschwand (b Abb. 137), ist im ersten Kapitel beschrieben; erwähnt sei hier, daß die Helmdecke, mit der Sendelbinde aus der Mode gekommen, nur noch auf den Wappen erschien. Der Helmschmuck bestand im 16. Jahrhundert fast lediglich aus Straußfedern.

Die Angriffswaffen, von den Vornehmen in gleicher Weise reich behandelt, wurden teilweise verändert und auch etwas vermehrt.

Das Schwert veränderte sich zunächst wenig, seine Klinge wurde schmaler, und länger und die meist abwärts gebogene Parierstange wurde häufig an beiden Seiten mit einem wagerecht liegenden Bügel, auch wohl in ihrem vorderen Ansatz am Griff mit einem Faustbügel versehen. Der Knauf war ei- oder birnenförmig, bald geriefelt, bald mehrfach abgekantet und oben in der Mitte mit einem Knopfe versehen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gestaltete sich die Waffe mannigfaltiger; die Parierstangen wurden verkürzt, in entgegengesetzter Richtung gegeneinander gebogen, gewunden oder geflochten, die Bügel vervielfältigten sich und bildeten somit richtige Körbe oder Gefäße (Abb. 139).

Mit dem Ende der sechziger Jahre kamen dann von Spanien und Frankreich aus die Stoßdegen immer mehr in Aufnahme, die eine sehr lange und schmale, bisweilen geflammte oder dreischneidige, sehr spitze Klinge und bei kurzer Parierstange ein breites oder glockenförmiges Stichblatt führten, das zum Abfangen der feindlichen Klinge mehrfach, oft sehr künstlich, durchlocht war. Das Landsknechtsschwert nahm während der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wo es horizontal vor dem Leibe getragen wurde; an Länge ab und an Breite zu, so daß es schließlich einem großen und starken Hiebmesser glich. Eigentümlich ist ihm ein horizontal S-förmig gebogener starker Parierbügel (a Abb. 137, a c 83). Seit 1550 wurde es wieder ganz lang. Der Zweihänder (s. S. 131), in der ersten Hälfte des Jahrhunderts häufiger angewandt, verlor sich allmählich und kam Ende der achtziger Jahre gänzlich ab.



a Französischer Musketier, 1572. b c Französische Soldaten, Zeit Heinrichs III.

Abb. 139. Kriegstracht der neuern Zeit.

Der Dolch, mit der linken Hand geführt, erfuhr eine dem Schwerte entsprechende Durchbildung; dem Stoßdegen entsprach das Stilett mit durchlochtem Stichblatt.

Die Lanze und der Landsknechtsspieß nahmen stetig an Länge zu, so daß diese am Ende des Jahrhunderts wieder ermäßigt werden mußte. Nächst dem Spieß wurden die Stangenwehren unter den verschiedensten Namen: Hellebarden (mit Beilklinge), Partisanen (b Abb. 139, b 140), Glefen (mit Messerklinge) für das Fußvolk zur Hauptwaffe, wie für die Reiter die Lanze. Die Ritter führten daneben Äxte, Streithämmer, Streitkolben (Pusikaner, c Abb. 137), die niederen Truppen Morgensterne, Kriegsflegel, Streitgabeln usw.

Der Bogen kam ab, die Armbrust wurde zur Zier- und Jagdwaffe.

Vom Musketier ist die Rede gewesen (S. 212); die Reiterei bildete sich, wie die Eisenrüstung stückweise fiel, zu verschiedenen Gattungen heraus.

Der erste Berufskavallerist, der aus dem Ritter hervorging, war der meist adlige Lanzierer, der gleich jenem voll geharnischt war, Mann und Roß, und auch die ritterliche Lanze führte, daneben jedoch Pistole und Degen. Gegen die Mitte des Jahrhunderts hatte er schon Schuh und Unterschenkelröhre der Rüstung durch den Stiefel ersetzt (c Abb. 138) und ging so noch in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges

hinüber. Ihm folgte bald der Kürisser oder Kürassier, der im Harnisch ohne Beinschienen auf ungepanzertem Pferde saß und statt des Helms eine Sturmhaube trug. Er führte nur Degen und Pistolen. Der Trompeter trug bereits in der spanischen Zeit nur Lederkoller und Filzhut, dazu schon Stulphandschuhe. Bis zum Dreißigjährigen Kriege traten beiden andere Reitergattungen zur Seite, so der Arkebusier, der Schütze zu Pferde, der den Panzer ablegte und den ersten leichten Reiter vorstellt. Als die schwere Büchse sich zum Karabiner verkleinerte, hieß er Karabinier.

Eine Mischgattung war der Dragoner, ursprünglich ein berittengemachter Pikenier oder Musketier, daher er entweder Pike oder Muskete führte.

Gleich den Reitern legte auch das Fußvolk schon im Laufe des 16. Jahrhunderts die halbe Rüstung ab, die ohnehin nur von den Doppelsöldnern des ersten Gliedes getragen worden war, und zwar gleichfalls von unten nach oben vorschreitend; zuerst fielen Deichlinge und Bauchreifen, dann der Goller aus Kettengeflecht (a Abb. 97), der Rückenpanzer und der Helm. Der Brustpanzer fand sich noch im Dreißigjährigen Kriege bei einzelnen Regimentern. Unterstützt wurde diese Bewegung durch die Polsterung der spanischen Tracht, die den Panzer zum Teil ersetzen konnte (b c Abb. 139). Den spitzen, hohen Schuh nahm der Landsknecht schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts an (a b Abb. 97).

Die Einteilung der Regimenter geschah im 16. Jahrhundert keineswegs nach den Waffen; im Gegenteil setzte man ein jedes seiner 10 Fähnlein (zu je 300 Mann) aus verschiedenen Waffengattungen zusammen, also das Fähnlein Fußvolk z. B. aus 100 Pikenieren, 50 Hellebardieren, 150 Musketieren; ein Fähnlein Reiter aus 60 Lanzierern, 120 geharnischten Karabiniers und 60 Dragonern mit Karabinern. Im Dreißigjährigen Kriege änderte sich die Einteilung mehrfach; im ganzen wurden die Zahlen geringer.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts kamen die ersten Husaren in Deutschland vor, Minierer und Sappeure schon seit 1503, wie sie denn 1529 bei der Belagerung Wiens treffliche Dienste leisteten,

Der erste Vorbote der Uniform ist die bei den Offizieren Karls V. in seiner letzten Zeit aufgekommene Feldbinde, die anfangs mit frei flatternden Enden locker über Schulter und Brust gehängt (b Abb. 139), seit 1550 aber oben auf der Schulter geknüpft wurde (a Abb. 101) und am Ende des Jahrhunderts als Erkennungszeichen allgemein war (a b Abb. 140). Mit Beginn des 17. Jahrhunderts wurde sie gewöhnlich, wie noch heute die Schärpe der Offiziere, um den Leib gebunden (b Abb. 141, a 142).

Die Fahnen und Standarten führten das Wappen oder die Farben des Landes.

Im 17. Jahrhundert trat der Soldat wieder an die Spitze der Modebewegung, warf die Polsterung aus den Kleidern und schuf so das freie, bequeme und malerische Kostüm, das im wesentlichen im vierten Kapitel dieser Abteilung geschildert worden ist. Hut, Stiefel, Kollett und Bandelier samt langem Haar, Knebel- und Kinnbart zeichnen den Soldaten in der ersten Hälfte des Jahrhunderts aus (Abb. 140 ff.). Vgl. das vierte Kapitel dieser Abteilung.



a b c Deutsche Soldaten, 1600 bis 1630.

Abb. 140. Kriegstracht der neuern Zeit.

Die eiserne Schutzrüstung, besonders die halbe, wurde noch nicht gänzlich aufgegeben, sondern von den Vornehmen, den Oberbefehlshabern zum Kampfe angelegt, aber mehr als Ranges- oder Standesabzeichen (a Abb. 141, a c 142). In diesem Sinn tragen noch im 18. Jahrhundert vornehme Personen wenigstens auf ihrem Porträt die Rüstung, die in Wirklichkeit schon längst niemals mehr angelegt wurde (a Abb. 145). Demgemäß wurde sie nun ziemlich dünn hergestellt und dem Zeitgeschmack entsprechend entweder gar nicht mehr verziert oder geschwärzt, auch wohl teils geschwärzt, teils vergoldet oder ganz und gar vergoldet oder blau oxydiert. Einzelne versuchten allerdings noch im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts die Rüstung schußfest herstellen zu lassen, wodurch sie indessen an Schwere ganz und gar unerträglich wurde. Als der Rock sich öffnete, wurde der Küraß unter ihm, aber über der Weste angelegt.

Ebenso trugen einzelne Abteilungen der schweren Reiterei, insbesondere die Lanzierer, noch bis zur Mitte des Jahrhunderts die ganze Rüstung, freilich auch nur von Eisenblech, wie die halben Rüstungen bei einem Teil des Fußvolks. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts verschwanden Kappe und Oberschenkelklappen, so daß nur noch der Küraß übrigblieb. An Stelle der Kappe trat ein Hut, inwendig bisweilen mit eisernem Spangenwerk (Hutkreuz) versehen.



a Bernhard von Weimar. b c Soldaten.

Dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts.

Abb. 141. Kriegstracht der neuern Zeit.

Der gänzlich schließende Helm machte seit Ende der zwanziger Jahre der offenen, bei den Kürassieren mit verschiebbarem Naseneisen versehen Sturmhaube Platz, die Wangenklappen, Stirnstulp und längeren, mehrfach geschienten Genickschutz hatte, so daß sie einem Nachklange der Burgunderkappe nicht unähnlich sah (c Abb. 141). Neben dem Morian (s. S. 214) erschienen bald nach dem Beginn des Jahrhunderts, ihn verdrängend, einfache, höhere und flachere Rundkappen, die etwa auch einen ringsum geradelaufenden Schirm und einen schwachen Kamm hatten und rücklings oder seitwärts zur Befestigung des Federbusches mit einer Hülse versehen waren.

Der Küraß wurde breiter, schwerfälliger, das Bruststück seit den fünfziger Jahren, nach Beseitigung des mittleren Grates, immer flacher. Seitdem wurde es durch zwei metallbeschlagene Riemen mit dem Rückenstück über die Schultern hinweg verbunden. Die geschienten Oberschenkeldecken (Deichlinge, a c Abb. 141) wurden gleichzeitig wieder durch Klappen aus einem Stück ersetzt.

Der Schild kam seit den zwanziger Jahren fast gänzlich außer Kriegsgebrauch; die Rüstung der Rosse war schon im Anfang des Jahrhunderts verschwunden.

Im Dreißigjährigen Kriege hatten also die einzelnen Truppengattungen folgende Ausrüstung:

1618 bis 1648.

Reiterei:

Lanzierer (am Ende des Krieges abgeschafft): ganze Rüstung vom Knie aufwärts, Lanze, Pallasch und Pistole.

Kürassiere (c Abb. 141): dieselbe Rüstung mit ganzen Armschienen und nur linkem Eisenhandschuh; Halsberge, Helm oder Sturmhaube und Deichlinge mit Kniestück; Pallasch mit Korb und Karabiner oder Pistole. An der Rechten war der Handschuh stets bloß von Leder.

Arkebusiere (Karabiniere): Brustharnisch und Sturmhaube, Gewehr von 1,20 m Länge, Degen und Pistole.

Dragoner: Brust- und Rückenstück über dem Kollett, Pike und Schwert oder aber Sturmhaube, Gewehr und Schwert.

Die Reiter trugen natürlich das Kollett unter der Rüstung.

Kroaten und Husaren: Nationaltracht. Hauptwaffe der Säbel.

Fußvolk:

Pikeniere (b Abb. 141): Eisenhaube, Brust- und Rückenstück, anfangs Armschienen, Schwert und Pike von 5 bis 6 m. Ihre niederen Offiziere: Hellebarde oder Partisane.

Musketiere: Kollett, Degenbandelier, darüber Patronenbandelier mit elf Patronenhülsen (von links nach rechts), Schießgabel, Muskete von 1,70 m (c Abb. 140) und anfangs Eisenhaube.

Arkebusiere zu Fuß: Kappe, Karabiner von 1,20 m; kein Bandelier, Degen am Hüftgurt.

Jäger: (später) ebenso, nur mit Hut und Büchse.

Artilleristen: wie die Arkebusiere zu Fuß.

Grenadiere: ähnlich.

Das Gewehr wurde, obwohl das Luntenschloß noch allgemein in Gebrauch war, zweckentsprechender gestaltet und leichter geschäftet; seit der Mitte des 17. Jahrhunderts näherte die Schäftung sich der heute üblichen Form. Die Anwendung der Stützgabel hörte daher Ende der vierziger Jahre schon meistens auf.

Unter Ludwig XIV. kam das bis 1807 fast ausschließlich angewandte Batterie- oder Feuersteinschloß auf, das die anderen Schlösser seit Mitte der achtziger Jahre verdrängte und der Waffe den Namen Flinte verschaffte. Gleichzeitig wurde Visier und Korn auf dem Rohre allgemeiner. Dazu kam schon in den siebziger Jahren das Bajonett, ein Messer, das ursprünglich (1642) in den Lauf gesteckt wurde, in Aufnahme. Bald (1703) wurde dieses jedoch vermittelst einer röhrenförmigen Tülle aufgesetzt, so daß es dem Schusse nicht mehr hinderlich war. Somit waren Spieß und Gewehr in einem Stück vereinigt, daher jener seit dieser Zeit als wirkliche Waffe gänzlich abkam. Statt des bis dahin gebräuchlichen hölzernen führte der alte Dessauer 1698 den eisernen Ladestock ein. Seit 1720 erhielt das Gewehr, zunächst in Frankreich, einen Tragriemen.



a Flamänder, 1640 bis 1650. b Edelmann, 1625 bis 1640. c Niederländischer Offizier, um 1650.

Abb. 142. Kriegstracht der neuern Zeit.

Zur Führung des Schießbedarfs (Kraut und Lot) dienten bereits im 16. Jahrhundert eine Tasche für Kugeln sowie zwei dreieckige hölzerne Pulverflaschen, eine größere für das grobe Schießpulver, eine kleinere für das Zündpulver, die mit metallener Ausgußröhre versehen, an den Flächen mit Eisen beschlagen und an Schnüren umgehängt wurden. Daneben war das erwähnte Patronenbandelier im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts aufgekommen (a Abb. 139), das seit Anfang des 17. Jahrhunderts, zunächst mit Beibehaltung der dreieckigen Pulverbehälter, allgemein wurde und bis weit über die Mitte des Jahrhunderts blieb (c Abb. 143), bis es seit 1670 durch die zuerst von Gustav Adolf eingeführte Patronentasche mit Papierpatronen ersetzt wurde. Dieses Bandelier war mit röhrenförmigen Hülsen von Holz behängt, die meist mit Leder überzogen waren und den Pulverbedarf der einzelnen Schüsse enthielten.

Der Spieß war im Dreißigjährigen Kriege 2½ bis 3 m lang, mit lanzettförmiger Spitze und unter dieser oft mit einem geraden oder S-förmigen Querbügel (Knebel) versehen.

Die Stangenwehren kamen ab und blieben nur als Paradewaffen für Leibgarden, Schweizer usw. (Hellebarden) oder zur Rangbezeichnung niederer Offiziere (Partisanen) in Gebrauch. Im letzten Viertel des Jahrhunderts kam zu demselben

Zweck ein leichterer kurzer Spieß, der Partisane ähnlich und mit einem Querriegel versehen, das Sponton, in Aufnahme.

Neben dem mit Faustbügel und oft noch mit einem Korb versehenen Schwerte führte dieses Jahrhundert von Ungarn und Polen aus den Säbel ein. Als der Stoßdegen zur Zierwaffe ward, hatte er nur ein Stichblatt und auch wohl einen Bügel oder ein Kreuz; zugleich kam der Dolch ab.

An sonstigen Hiebwaffen kamen Streitkolben und Sattelhämmer seit der Mitte des Jahrhunderts selten vor, die Kriegsflegel verschwanden, während Morgensterne und Streitgabeln z. B. in Preußen zur Verteidigung von Breschen bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gebräuchlich blieben. Die Artillerie wurde erst durch Napoleon Bonaparte, der sie zuerst massenhaft verwendete, zu ihrer heutigen Bedeutung erhoben.

Die Bekleidung der Truppen blieb bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts in den Grenzen des Zeitüblichen eine ziemlich willkürliche, nur die Bewaffnung war nahezu vorschriftsmäßig. Wenn auch bereits seit Beginn des Dreißigjährigen Krieges einzelne Truppenteile nicht nur nach der Bewaffnung, sondern auch nach Farben bezeichnet werden, so bezieht sich das meist nur auf die Feldbinde, Hutfeder, Fahne oder ein anderes Abzeichen. Die Fahnen des Fußvolks waren sehr groß, und das meist seidene Fahnentuch reichte fast die ganze Stange entlang (c Abb. 139, a 140, b 141). Um einander in der Schlacht zu erkennen, wählten die beiden Heere verschiedene Feldbinden oder sonstige Abzeichen. Von da an erst ward es, und zwar zunächst von Frankreich aus, üblicher, das Heer nach seinen Truppengattungen verschieden je gleichförmig auszustatten. Bisher hatten die Soldaten ihre Kleidung gleich der Bewaffnung selbst gestellt; Ludwig XIV., der unter Mitwirkung des Coliman de Fraudat die **Uniformen** schuf, führte die Einrichtung ein, wonach der Staat (damals durch die Lieferanten) die Bekleidung und Ausrüstung vollkommen übereinstimmend in Stoff, Garnitur, Knöpfen, Arbeit usw. lieferte. In den achtziger Jahren waren die Haupttruppenkörper in Frankreich durchweg uniformiert. Fast gleichzeitig fand dieser Vorgang weitere Nachfolge, vor allem die des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1540 bis 1688). Die übrigen Staaten folgten wie Preußen zuerst dem Beispiele Frankreichs, später jedoch den selbständigen Anordnungen der preußischen Könige Friedrich Wilhelms I. (1713 bis 1740) und Friedrichs des Großen (1740 bis 1786). Friedrich Wilhelm I. legte zugleich für seine Person im Leben die Uniform als Tracht an und kann daher als Erfinder dieser Fürstenmode gelten, die im 19. Jahrhundert so allgemein geworden ist.

Im ganzen folgt auch die Uniform der bürgerlichen Tracht in ihren Wandlungen, bereitet diese auch wohl vor. Es ist interessant, im einzelnen zu beobachten, wie die Uniform, durch die Zeitmode bestimmt, doch von ihr abweicht, wie sie, im Gegensatz zu dieser, willkürlichen Einflüssen zugänglich ist und daher archaisierende Momente aufweist und, obwohl der strengsten Reglementierung unterworfen, sich doch im Sinne der jeweiligen Mode weiterentwickelt.



a Offizier, 1630 bis 1640. b Offizier, 1660. c Französischer Musketier, 1670.

Abb. 143. Kriegstracht der neuern Zeit.

Ludwig XIV. nahm als Uniformrock den langen, aus der Schaube entstandenen Rock (b Abb. 143), den der Soldat aus dem Bauernstande mitgebracht hatte, und machte ihn durch den Zuschnitt nach dem Wuchse zum Justaucorps (c Abb. 143, a 121, 144), der bis zum Ende des Zeitraums und darüber hinaus seine Gestalt bewahrte (Abb. 145), dann enger und dürftiger wurde, bis er zum Frack eingeschrumpft war (a b Abb. 146, 147). Über dem engen Justaucorps konnte der Degen wieder am Hüftgurt getragen werden, dagegen hing die Patronentasche am Bandelier über die Schulter.

Die Manschettenärmel veranlaßten das Umschlagen der Ärmelvorstöße, das Jabot das der Seiten des Rocks nach den Schultern zu, die Mitte des 18. Jahrhunderts brachte den Kragen, erst stehend, dann umgelegt, seit dem letzten Jahrzehnt wieder stehend, hoch und niedrig (Abb. 146 ff.). Ärmelaufschläge, Rockumschläge (Revers) und Kragen wurden bei jedem Regiment von gleicher, gegen die des Rockes aber abstechender Farbe gemacht und so zu einem Unterscheidungszeichen, was sie (die Revers nur noch bei der Kavallerie) bis heute sind.

Anderseits war es zuerst der Soldat, der den langen Rock, zunächst zum Behuf des Reitens, hinten aufschnitt, die unteren Ecken der Schöße umklappte und außen



a Offizier der Schloßgarde, 1680. b Gendarm zu Pferde, 1680. c Marschall, 1704.

Abb. 144. Kriegstracht der neuern Zeit. Frankreich.

anknöpfte, so daß auch hier das Futter in der zweiten Farbe zu sehen war. Davon sind noch die beiden Knöpfe hinten geblieben. Allmählich wurde der Uniformrock nicht mehr umgeklappt, sondern von vorn beschnitten, so daß er zum Frack wurde; mit dem Abkommen des Fracks in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat unser heutiger Uniformrock auf, zuerst bei der preußischen Landwehr 1813 (c Abb. 148). Das Wams, unter dem Uniformrock getragen, verkürzte sich im 18. Jahrhundert nach der Mode und wurde zur Weste.

Der Stiefel, über seine Form s. S. 190 f., 198, wich dem Schuh, nur der schwere Reiter, der Dragoner, der General behielt ihn bei. Über Schuhe und Strümpfe wurde dann im 18. Jahrhundert zur Verstärkung die Gamasche angelegt. Der Offizier trug Allongeperücke, Haarbeutel oder Zopf je nach der Zeitmode, die er selbst angegeben, der Soldat nicht die kostspielige Perücke, sondern langes Haar (c Abb. 143), im 18. Jahrhundert in einen Knoten geschlungen (c Abb. 145), dann in den Zopf gebunden (b Abb. 146), gepudert und je nach der jeweiligen Mode frisiert. Der Bart verschwand mit der Mode, nur einzelne Truppengattungen behielten auch im 18. Jahrhundert den Schnurrbart (b Abb. 145, c 146, 147). War der Schnurr-



a Ludwig XV., 1730. b c Österreichischer Grenadier und Kürassier, 1704 bis 1710.

Abb. 145. Kriegstracht der neuern Zeit.

bart bei einem Truppenkörper (z. B. den Grenadieren) eingeführt, so gehörte er gleichfalls zur Uniform, und alle Gemeinen trugen ihn. Wer keinen hatte, mußte einen künstlichen ankleben oder malen, wer einen hellen hatte, ihn schwärzen. Doch trug ihn der Offizier niemals; nur Husarenoffiziere machten eine Ausnahme, weil bei diesen der Schnurrbart ein von der Uniform untrennbarer Teil der ihr zugrunde liegenden Nationaltracht ist. Doch sieht man an Zietens Bildnis, wie er der Mode zuliebe auf zwei kleine Fleckchen eingeschränkt wurde.

Die für den Offizier auf der Bühne so beliebte Zusammenstellung von Zopf und Puder mit Schnurrbart ist ein durchaus unhistorisches Maskeradenquodlibet, das trotz jahrelangen Suchens auf keinem einzigen Porträt aus der Zopfzeit zu entdecken war.

Aus der Feldbinde war die Schärpe der Offiziere geworden.

Das Halstuch der Soldaten war seit dem 18. Jahrhundert schwarz.

Der Hut machte alle Veränderungen der Mode mit, nur behielt ihn der Soldat auf dem Kopfe, da er keine Perücke trug. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ward er dreiseitig, im 18. zum Dreispitz, aus dem Friedrich Wilhelm I. die Blechmütze der Grenadiere gestaltete, die heute noch hie und da existiert oder neu hervorgesucht wurde.



a Gardeoffizier. b Grenadier. c Husarenoffizier.

Abb. 146. Kriegstracht der neuern Zeit. Preußen, 1760.

Dem Zylinder entsprach der Tschako; um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Helm als Pickelhaube künstlich wieder eingeführt, während neuerdings leichtere Kopfbedeckungen, Mützen usw. aus praktischen Gründen aufkommen, ja sogar der moderne Filzhut und der Tropenhelm vom Militär längst angenommen worden sind.

So brachte das 19. Jahrhundert auch für den Soldaten das kurze Haar, den Stiefel, die lange Hose und seit der Mitte auch statt des Frackes den heutigen Rock sowie den Bart, teils in vorgeschriebenen Formen, teils auch wieder neuerdings als den seit 300 Jahren verschwundenen Vollbart.

Im 18. Jahrhundert behielten nur die Kürassiere den Küraß; ein Teil davon, der Ringkragen (b Abb. 142), wurde, zu einem halbmondförmigen Brustschild zusammengeschrumpft, als Rangabzeichen der Offiziere gleich dem Sponton geführt und verschwand mit diesem in Preußen 1806. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts kam die Lanze, nach dem Beispiel der Polen, wieder in Aufnahme (Ulanen). Von den Hiebwaffen verblieben nur der Degen und der Säbel. Dazu kam das von Friedrich Wilhelm I. eingeführte kurze Infanterie-Seitengewehr, das später zugleich als Bajonett, wie noch heute, benutzt wurde. Die Flinte erhielt seit 1815

das 1807 erfundene Perkussionsschloß, seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Hinterladesysteme.

Über die einzelnen Waffengattungen, seit die Uniformierung eingeführt wurde, sollen nur, wie oben bei den Soldaten des Dreißigjährigen Krieges, einige Einzelheiten in Tafelform folgen. Zur näheren Belehrung über diesen äußerst wichtigen Gegenstand sei auf R. Knötels von ausgesprochener Spezialbegabung und vorbildlichem Fleiß zeugendes „Handbuch der Uniformkunde" (Leipzig, Verlag von J. J. Weber) verwiesen.

Da die Lieferungen für jedes Regiment besonders vergeben und Ausgaben und Einnahmen von den Obersten verwaltet wurden, die einen herausgewirtschafteten Überschuß in die eigene Tasche steckten, so waren die Stoffe erbärmlich schlecht, so daß die Leute die vom Regen durchnäßten Sachen am Körper trocken werden lassen mußten; diese liefen sonst so ein, daß sie nicht wieder angezogen werden konnten.

Hiermit hängt auch wohl die allgemeine Verschlechterung der gewebten Kleiderstoffe zusammen, die in solcher mehrere Generationen überdauernden Güte, Derbheit und Haltbarkeit wie ehemals überhaupt nicht mehr gemacht werden.

1670 bis 1720.

Ende der Eisenrüstung.

1670. Füsiliere mit Feuersteinflinten in Frankreich.

1700. Bajonett in Deutschland, nur bei der schweren Infanterie.

1680. Kürassiere führten in Österreich noch den Helm, in Preußen und Frankreich den Hut, außerdem Brust- und Rückenstück, Rock, Hose und steife Stulpenstiefel. Waffen: Karabiner, zwei Pistolen und Pallasch.

Dragoner: Rock mit Lederwams darunter, Hut, Stiefel, Bewaffnung gleich der der Kürassiere, oft noch Halbpiken. Röcke und Feldbinden um den Leib, Schabracken, Halfterdecken uniform.

Leibwache zu Pferde des Großen Kurfürsten, 1675 Trabantengarde genannt, in jeder Schwadron die Pferde und ihre Zäume von gleicher Farbe. 1692 Gardes du Corps genannt. Uniform blau mit goldenen Tressen auf Nähten und Knopflöchern, rotsamtene Bandeliere mit goldenem Monogramm bestickt, Achselschnüre und Schärpen rot und golden. Schabracken und Halfterdecken mit Gold gestickt und besetzt Offiziere in Scharlach mit Goldnähten und Goldfransen.

1687. Grands Mousquetaires aus lauter Offizieren, Uniform: Scharlach mit Gold, Aufschläge mit fünf goldenen Tressen, Knopflöcher und Knöpfe in Gold, etwa wie die Offiziere der Gardes du Corps. Das Regiment hatte zwei Kompagnien.

In Preußen: Infanterie schon blau. Hut, Justaucorps, Hosen, Strümpfe und Schuhe. Spielleute mit bunt besetzten Aufschlägen, Taschenklappen, Achselwülsten und zwei bunten Streifen auf dem Rock von den Achseln bis unten.

Grenadiere führten Säbel, Muskete und Handgranaten.

Musketiere: Säbel und Muskete.



a Infanterist, 1799. b Grenadier, 1795. c General, 1795.

Abb. 147. Kriegstracht der neuern Zeit. Frankreich.

In Frankreich: die Garde in hellen Röcken mit Silbertressen, z. B. hellblau mit roten Ärmelaufschlägen und Achselbändern. Diese Nesteln aus bunten Bändern mußten auch in Preußen die Offiziere tragen.

Artillerie, wie die Infanterie gekleidet, in Deutschland nur mit dem Säbel bewaffnet; unter dem Großen Kurfürsten braun, um 1710 blau.

1720 bis 1805.

Hut, Dreispitz mit Bortenbesatz, Offiziere Friedrichs des Großen und französische Schweizergarde mit plumage.

Grenadiermütze aus Blech und Tuch oder aus Pelz.

Husarenmütze in Zylinderform, aus Tuch mit Tuchfahne oder aus Pelz mit Tuchbeutel.

Helme bei den französischen Dragonern unter Ludwig XVI., in antikisierender Form, wie seitdem bis tief ins neunzehnte Jahrhundert auch die Bewaffnung, besonders das Infanterieseitengewehr, plumpe, römisch sein sollende Formen zeigte.

Hut in der Revolution Zweispitz, Faskett oder Dreimaster, quergesetzt, mit Kokarde und farbigem Federbusch.



a Französischer Grenadier, 1813. b Preußischer Küraffier, 1813. c Preußischer Landwehrkavallerist, 1812.

Abb. 148. Kriegstracht der Neuern Zeit.

Die Kavallerie trug Stiefel bis übers Knie, Husaren kurze bis unters Knie.

Die Infanterie Schuhe mit Gamaschen, diese in Frankreich erst seit Ludwig XVI., unterm Knie gebunden.

Generäl trugen Stiefel bis ans Knie (s. o.).

Seit der Revolution lange Hosen aus gestreiftem Stoff mit Halbgamaschen (a Abb. 147).

Rock seit Anfang der Periode mit zurückgeschlagenen Schößen (selten bei Offizieren), später schräg weggeschnitten, seit 1770 Frack.

Epauletten erst seit 1770.

Jabot nur bei Offizieren, seit Friedrich dem Großen auch deren Halsbinden schwarz. Offiziere führten den Stock.

Österreich: Infanterie weiße Röcke mit Rot, weißes oder rotes Unterzeug. General Weiß mit rotem Unterzeug. Dragoner Weiß mit Rot.

Preußen: Infanterie blaue Röcke mit Rot und weißen Litzen. Weißes Unterzeug. Husaren in verschiedenen Farben (s. Knötel). General mit Tigerfell, gelben Stiefeln und Adlerflügel.

Dragoner hellblaue Röcke mit Karmesin. Unterzeug gelb.

Kürassiere Weiß, Unterzeug gelb.

Garde blaue Röcke mit Rot und silbernen Litzen, Weste und Hose gelb, Gamaschen weiß.

Frankreich (Zeit Ludwigs XV.): Garde blaue Röcke mit Rot und weißen Litzen, Unterzeug rot. Infanterie weiße Röcke mit Blau, Wams und Hose blau, Strümpfe weiß. Regiment Poitou: weiße Röcke mit Blau, blaue Wämser, weiße Hosen, schwarze Gamaschen. General Rock dunkelblau, Wams und Hose rot, Hut, Rock und Wams mit Goldborten, Brustharnisch, Stiefel bis ans Knie.

(Zeit Ludwigs XVI.): Schweizergarde rote Röcke mit Blau und silbernen Litzen, Unterzeug weiß mit silbernen Litzen. Dragoner grüne Röcke mit Rot, Unterzeug grau, Kappenstiefel. Grenadiere blaue Röcke mit Rot und silbernen Litzen, Weste rot mit silbernen Litzen, Hose und Gamaschen weiß. Husaren (Regiment Lauzun) blaue Jacken, rote Hosen, weißer Dolman, alles mit gelben Litzen. Gardes du Corps blaue Röcke mit Rot, Unterzeug rot, silberne Litzen.

Die päpstliche Schweizergarde hat, im Gegensatz zur französischen, die zur „Schweizertracht" erstarrte Landsknechtsmode als Uniform in Blau, Rot und Gelb bis zur Stunde beibehalten und nur das Barett durch die Pickelhaube ersetzt.

Achtes Kapitel.

Neueste Zeit.

[1805 bis 1908.]

Die Wanderung durch die verschiedenen Zeitalter und Völker hat nunmehr an die Schwelle der Gegenwart geführt, und es bleibt nur noch übrig die Entwickelung unserer heutigen Tracht zu behandeln, wie sie sich seit den Zeiten unserer Urgroßväter und Großväter vollzogen hat.

In der Tat tragen wir noch heute dieselben Kleidungsstücke, die aus der Kostümbewegung der Revolutionszeit hervorgegangen waren (wenigstens die Männer); nur in Nebendingen haben sie sich geändert, im wesentlichen sind die Stücke auch in der Form dieselben geblieben. In der Kleidung der Frauen sind die Veränderungen, die das 19. Jahrhundert gebracht hat, allerdings nicht unbedeutend.

Von allen früheren Trachten weicht unsere heutige darin ab, daß sie die Stände nicht mehr unterscheidet, weder durch Form noch durch Stoff noch durch Farbe der Kleidungsstücke. Es ist dabei, wie schon immer seit dem Mittelalter, vom Bauer nicht die Rede, wenigstens nicht durchweg, sondern nur von den Bewohnern der Städte. Für diese ist aber die Tracht gewissermaßen zur Uniform geworden: bei allen europäischen Nationen ist sie unter allen Himmelsstrichen dieselbe, ganz ohne Rücksicht auf das Klima.

Die Trachten am Anfang unserer Periode erscheinen uns heute, eben weil sie die uns gewohnten Kleidungsstücke, aber in fremdartigen Formen aufzeigen, wenn nicht ganz und gar abscheulich, doch wenigstens urphilisterhaft (seltsame Ironie, daß sie



a 1798. b c 1805.

Abb. 149. Neueste Zeit.

gerade aus der versuchten Wiederaufnahme der griechischen hervorgehen mußten), erst neuerdings wird ihr bürgerlich-gemütlicher Wert wieder erkannt. Die Männertracht hat leider, was sie auch an steifer Kahlheit und nüchterner Bizarrerie der Form etwa seitdem eingebüßt haben mag, mit dem Verluste aller Farbe bezahlen müssen, die Frauen haben sich dagegen zeitweise schöneren Formen zugewendet, und obwohl sie längst in der Öffentlichkeit männliche Tracht nachahmen, im Hause den weiblichen Charakter ihrer Kleidung bewahrt, die zudem in unserer Zeit in einer berückenden Schönheit, Feinheit und Mannigfaltigkeit der Farben strahlt.

Auf der Bühne pflegten die Stücke, die im 19. Jahrhundert spielen, noch lange in der modernen Kleidung des Tages dargestellt zu werden. So sehr manche älteren Stücke, in denen die veralteten und uns fremd gewordenen Verhältnisse in bürgerlichen Kreisen unter den mangelhaften Verkehrsanstalten bis in die dreißiger und vierziger Jahre sowie deren Begriffe und Lebensanschauungen hervortreten, durch eine Darstellung in der Tracht etwa der dreißiger Jahre an Eindruck wesentlich gewinnen mußten (man denke nur an manche Stücke von Töpfer, Bauernfeld, Benedix und der Birch), so hatte man sich, als dies Buch zuerst erschien, doch noch nicht dazu entschlossen, sondern es einzelnen Darstellern überlassen, durch vereinzelte Verwendung „altmodischer" Details zur heutigen Tracht die zeitliche Entfernung anzudeuten, wie solche Dinge ja bei der nivellierenden Richtung der Tracht, die Stände usw. kaum noch unterscheidet, auch in wirklich modernen Stücken oft noch mißbräuchlich oder sinnbildlich in einer Weise verwendet werden, die der Lebenswahrheit nicht mehr entspricht; wenigstens oft nicht in dem Sinne, daß die Tracht einer dargestellten Persönlichkeit bei Leuten von derselben Kategorie in der Wirklichkeit die Regel wäre.

Doch hat eine verfeinerte Inszenierungskunst im Verein mit dem Wiederaufkommen der Biedermeiermode längst die Wirkungen nutzbar gemacht, die aus einer treuen Kostümierung bis in die sechziger und siebziger Jahre herauszuholen sind. Das Verständnis jener Stücke als Kulturerscheinungen ihrer Zeit wird dadurch erleichtert, wenn sie auch, als offenkundig nicht mehr aktuell, an unmittelbarer Wirkung unleugbar verlieren. Doch ließen die modernen Kleider im Gegensatz zu dem veralteten Empfinden der auftretenden Personen und zu den verschollenen gesellschaftlichen Sitten vielgegebener Stücke wie „Die Journalisten" oder „Dorf und Stadt" so schreiend unwahr erscheinen, daß es gar nicht mehr ging, und jetzt spielt man schon die „Stützen der Gesellschaft" durchaus vernünftigerweise im Kostüm der siebziger Jahre.

Der Zylinderhut, um oben anzufangen, blieb bis in die vierziger Jahre Alleinherrscher, dann tauchte daneben als liberales Symbol der graue Filzhut auf, der 1860 in die Mode kam und seitdem, steif und dunkel geworden, allgemein getragen wird, während der Zylinder, jetzt konservatives Symbol, Festtracht geworden ist. Der weiche Filzhut behauptet außerdem noch immer seinen Platz neben und unter den Modeformen, und im Sommer tritt neben dem Strohhut eine Fülle von Reise- und Strandmützen, Sport- und Jagdhüten und Tropenhelmen in die Erscheinung.

Das Haar blieb kurz, wurde anfangs nach vorn gestrichen mit zwei Scheiteln oder ohne einen solchen, mit Lockenrollen vor den Ohren oder auf dem Scheitel, später mit einem Scheitel an der Seite, seit den siebziger Jahren im offiziellen Deutschland gern mit einem solchen in der Mitte, im ganzen neuerdings sehr kurz und rund geschnitten getragen. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts erschien auch der Bart vor den Ohren und dann an der Oberlippe wieder, und seit 1848 der Vollbart als freiheitliches Symbol wieder aufkam, herrscht fast völlige Bartfreiheit. Ein jeder trägt heutzutage den Bart, wie er will oder kann, und bis vor kurzem war der Vollbart, nur bei jüngeren Leuten der Schnurrbart die Regel. Doch hat die englische Mode neuestens viel glatte Gesichter, höchstens mit einem nicht mehr breit aufgestrichenen, sondern „abgebissenen" Schnurrbart aufgebracht. Sonst charakterisiert Bartlosigkeit die Dienerschaft, den Schauspieler oder den Geistlichen, der sich neuerdings auch schon zum Teil, gleich dem Soldaten, zum Vollbart versteht.

Die Frauen trugen ihr Haar im Anfang des Jahrhunderts am Hinterhaupt in einen Knoten gebunden, um Stirn und Nacken aber kraus, im zweiten Jahrzehnt wichen die Stirnlocken nach den Schläfen zurück; die dort entstandenen halbkugeligen Gruppen waren später gewöhnlich falsch. Dann wurde das Haar glatt gescheitelt und hinten in ein Nest gebunden, das in den dreißiger Jahren zu großer, oft durch einen Kamm noch gesteigerter Höhe anwuchs. Zugleich kamen zum glatten Scheitel die Schmachtlocken auf, die bis zu den fünfziger Jahren an den Seiten herabhingen. Dann wurden die glatten Haare an den Seiten über untergelegte Wülste gekämmt; in den sechziger Jahren schlug man das Haar rund um das Gesicht nach Art der vergette zurück und vereinigte es später im Nacken zu Locken oder Zöpfen oder zu dem uns noch erinnerlichen kugelförmigen hohen Chignon. In der ersten Hälfte der siebziger Jahre wurde der Haarschopf mehr nach oben gerichtet und mit einem Bande abgebunden, seit 1873 die Vorderhaare abgeteilt und in die Stirn gekämmt. Seit 1878 ist auch der einfache glatte Kopf mit Knoten am Hinterhaupt häufig; eine Zeitlang waren dann die Frisuren klein, höchstens mit aufgestecktem Zopf im Nacken; vor zwanzig Jahren sah man sogar kurzgeschorene Köpfe, doch wuchsen sie seitdem

allmählich wieder an, so daß sie jetzt durch Unterlagen künstlich vergrößert und diademartig verbreitert werden. Nacken- und Stirnhaare werden nicht mehr kurz geschoren, und die Stirn ist frei geworden. Ein bald höher, bald tiefer sitzender Hinterhauptknoten ist den meisten modernen Frisuren gemeinsam, die längere Zeit durch japanische Vorbilder beeinflußt erschienen, jetzt vielfach an die Biedermeiermode Anschluß suchen und finden.

Bis zum Ende der fünfziger Jahre herrschte der Kiepenhut in wechselnden Formen, er wurde auch durch den damals unter dem Namen letzter Versuch auftauchenden runden Hut mit Feder bis heute nicht völlig verdrängt, sondern wurde, teils mit Rüschen, Bändern und Schleifen, teils ohne solche, bald größer, bald kleiner, bald deutlich erkennbar, bald auch in dem runden Hute sich nähernden Formen, bis heute getragen, so daß er vor kurzem die Ausgangsform von 1790 wieder fast erreicht hatte. Seit 1878 ist auch der Rembrandt-Hut aufgetaucht, der inzwischen schon wieder verschwunden war, sich aber neuerdings zeigt. Dann machten sich die einfacheren Formen des Männerhutes geltend, sehr zum Vorteil der weiblichen Erscheinung, während die kleinen Hüte der sechziger und ersten siebziger Jahre ratlos auf den hohen Frisuren umhergeirrt waren, ohne entsprechende Formen zu finden. Neben den Zylinder-, Filz- und Matrosenhüten herrschen jetzt Ungeheuer mit riesigem Blumen-, Federn- und Bänderschmuck nebst Schleiern, auch die Glocke der sechziger Jahre und der Dreispitz (Chasseur).

Die Haube ist selten und folgt in der Form der (jetzt kleinen) gebundenen Kiepe oder der ungebundenen Toque.

Schuhe, Strümpfe und Kniehosen verschwanden 1813 völlig, blieben nur noch an einzelnen Höfen Galatracht; die lange Hose und der Stiefel gewannen die Oberhand, nur zum Tanz ging man bis in die vierziger Jahre noch in Schuhen; auch zur Uniform waren Kniehosen, Strümpfe und Schuhe bis dahin unerläßlich. Seitdem ist der Stiefel allgemein, der sich indessen zum Halbstiefel verkürzt hat, ja eigentlich ein bloßer Knöchelschuh ist und öfter mit Gummizügen oder feiner mit Knöpfen versehen ist. Daneben sind seit zwanzig Jahren Schnürschuhe, im Sommer auch aus naturfarbenem Leder, überaus häufig. Den Schaftstiefel unter der Hose trägt heute kaum noch der Deutsche vereinzelt.

Auch die Frauen trugen Stiefel, die in den vierziger Jahren die Oberhand gewannen und in den sechzigern eine Zeitlang sogar zur Balltracht wurden; vorher tanzte man, wie jetzt, in Schuhen, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts keinen Absatz und auch noch die Kreuzbänder aus der vorigen Epoche hatten.

Die Absätze und Spitzen des Schuhwerks wechselten in Höhe und Breite; wir haben die enorm hohen Absätze der siebziger Jahre in die heute vorherrschende breite und flache Form des niedrigen englischen Absatzes, die breiten Spitzen in die spitzigen Schnäbel um 1890 und diese wieder in die jetzige bequeme Form umschlagen sehen.

Seit den dreißiger Jahren hat der Rock den Frack (nach der Revolution nicht mehr liberales Symbol) völlig verdrängt, nachdem dieser lange Zeit der beliebtere war. Seit den vierziger Jahren ist er nur noch Abendfestkleid (c Abb. 152), als solches



a 1805. b 1811. c 1815.

Abb. 150. Neueste Zeit.

aber unentbehrlich. Wie lange noch? —, so fragte man schon vor zwanzig Jahren. In den ersten neunziger Jahren hatte sich zwischen Frack und Taillenrock als Abendanzug für weniger festliche Gelegenheiten, Theater usw. ein schwarzes ausgeschnittenes Jackett (smoking-coat) in der feinen Herrentracht eingebürgert, eine kurzlebige Neuerung, die längst nur noch in der Sommerfrische für fein gilt. Kragen und Klappen sind hinabgerückt, nach 1870 für kurze Zeit wieder ein wenig herauf, wie eben jetzt; die Ärmel haben die frühere Faltenkuppe an der Achsel (c Abb. 150, b 151) verloren, sie waren 1830 bis 1848 ganz eng und erweiterten sich seitdem, so daß sie nun zylindrisch sind. Das früher auch grau, braun, blau oder flaschengrün beliebte Kleidungsstück wird in unseren Tagen ausschließlich schwarz, nur als Galareitkleid (Jagdfrack) rot getragen.

Die Hosen, anfangs mäßig eng, schlossen 1820 trikotartig an, wobei sie kaum die Knöchel erreichten, so daß der hellfarbige Strumpf über dem ausgeschnittenen Schuh zu sehen war (b Abb. 151). Im Anfang der dreißiger Jahre wurde der Steg Mode, der die Hose über die Stiefel hinabzog. Die Klappe machte dem Schlitze Platz. In den vierziger Jahren wurde die Hose weiter, und der Steg fiel vor der Mitte des Jahrhunderts. Seitdem erst ist die Hose bequem; ihre Weite behielt sie bei, ja diese

wuchs sogar 1860 bis 1866 noch an; seitdem nahm sie wieder ab, so daß in den siebziger Jahren die Hosen oben fast anschließend wurden. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre erweiterte man dafür den untern Teil von der Wade bis zum Knöchel trichterförmig, so daß die Hose nur die Fußspitze sehen ließ; seit 1880 verengerte sie sich und wurde Mitte der achtziger Jahre knapp anliegend; seither ist sie wieder ganz weit geworden. Häufig wird neuerdings die Hose von einem besondern meist gestreiften Stoff getragen, aber nicht mehr, wie in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, mit Seide galonniert. Wichtig ist das neuerliche Wiederaufkommen der weiten Kniehose des 17. Jahrhunderts bei Radfahrern, Bergsteigern, Jägern und in der Knabentracht.

Noch muß aus dem Anfang der Periode der eben um diese Zeit als Überzieher in die Mode gekommene Carrick (c Abb. 149), ein weiter langer Rock mit hohem Kragen und mehreren Schulterkragen übereinander, sowie der abscheuliche hellfarbige Spenzer, ein Überzieher in Gestalt eines Fracks, von dem die Schöße und der untere Teil der Ärmel abgeschnitten sind, dieser auch von Damen getragen, und endlich auch der 1813 erschienene lange polnische Schnürenrock (Kurtka) erwähnt werden.

Von 1820 bis 1840 war der jetzt vor kurzem als Wettermantel und bei Offizieren, seltener in der städtischen Ziviltracht, wieder aufgekommene Mantel häufiger, dann erschienen die geraden Paletots oder Säcke, die wir heute noch bevorzugen und nun bequem weit und in mäßiger Länge tragen, obwohl in den sechziger Jahren die Havelocks, weite Röcke mit falscher Pelerine, in den siebziger Jahren die überlangen rauhen Kaisermäntel mit Hornknöpfen und seit 1884 die nach Kaiser Wilhelms Militärmantel geschnittenen und benannten Hohenzollernmäntel aufkamen und, gleich den in diesem Moment wieder auftauchenden Taillenüberziehern, hie und da getragen wurden.

Die Weste ist lediglich Paradestück; anfangs zweireihig, wurde sie im dritten Jahrzehnt einreihig, nahm im vierten einen größern Ausschnitt, dann den Schalkragen an und veränderte sich seitdem wenig. In den sechziger Jahren hoch, in den siebziger Jahren ausgeschnitten, ist sie heute zum Frack ausgeschnitten, für gewöhnlich, ungleich dem Rock, immer noch hoch und in beiden Fällen im letzten Jahrzehnt oft zweireihig. Mit den Knöpfen wird Luxus getrieben. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts waren bunte, gestreifte oder gemusterte, später seidene oder samtene Westen üblich; seit fünfzig Jahren trug man sie jedoch meist von demselben Stoff wie die Hose, seit vierzig Jahren auch den Rock so. In den letzten fünfzehn Jahren sind wieder buntgemusterte sowie neuerdings gestickte Westen auch von Seide und Samt aufgekommen.

Halstuch und Hemdkragen, zuerst hoch an den Wangen hinaufreichend, senkten sich allmählich herab. Bis zu den zwanziger Jahren trug man noch das Jabot, dann erschienen steife schwarze Binden, deren Enden sich in den Ausschnitt der Weste legten, wie bis vor kurzem wieder. Andere zeigten nur das gefältelte und gestärkte Bruststück des Hemdes, das mit dem umgelegten Vatermörder in den vierziger Jahren Mode wurde (Abb. 152). Seit 1850 wurde der Hals von der Krawatte immer freier, das Halstuch wurde ein bloßes Band, wie heute noch; doch umschloß in den neunziger Jahren wieder wie in den sechziger Jahren der hohe Stehkragen alle Hälse, der sich eben vorn wieder in Klappen öffnet. Das letzte Jahrzehnt gehörte dem unbequemen



Abb. 151. Neueste Zeit. 1830.

und überhohen Stehklappkragen. Daneben gewann der umgelegte Kragen wieder mehr an Boden, besonders im Sommer und auf Reisen, wo auch viel farbige Hemden und wollene sogen. Touristenhemden getragen werden. Die Sitte, zur Alltagskleidung das Hemd wenig zu zeigen, hat dem vordern Teil der wieder meist selbstgebundenen Krawatte größere Ausdehnung verschafft. Die seit zehn Jahren auftauchenden hohen Krawatten im Stile der dreißiger und vierziger Jahre blieben vereinzelt, doch sind es nur Westen und Krawatten, an denen der Mann Farbensinn und persönlichen Geschmack bekunden kann.

Die Manschetten erlangten nur im Anfang der dreißiger Jahre, wo sie außen umgeklappt wurden, eine vorübergehende Bedeutung; doch wurden sie bald wieder zu einem kleinen weißen Streifchen. Seit der Mode der weiten Ärmel ist die einfache breite Stulpenmanschette allgemein.

Der Rock, sowohl ein= als zweireihig, hat die durch den Ausschnitt der Weste bedingten Wandlungen mitgemacht, er wird zur Alltagstracht seit fünfundzwanzig Jahren bisweilen schräg weggeschnitten und hat mit dem Wachsen des Hemdkragens in letzter Zeit einen etwas höheren und breiteren Kragen erhalten. Neuerdings ist er auf der Brust weiter offen, während die Weste hoch bleibt. Neben dem Rock erscheint

der früher Jackett genannte Sackrock, gleich Rock, Weste und Paletot in den achtziger Jahren meist mit seidener Litze eingefaßt, schon längst auch bei älteren Herren (smoking-coat s. S. 234). Für Sportzwecke wird die Form der Joppe oder Faltenbluse bevorzugt und in Loden oder englischen Stoffen (Cheviot, Homespun) hergestellt.

Die im Anfange der Periode noch beliebten Farben Braun, Blau und Flaschengrün sind schon vor der Mitte des Jahrhunderts abgekommen, so daß, wie zur Festkleidung Schwarz oder Schwarz und Weiß, für gewöhnlich lauter dunkle oder unbestimmte ins Graue spielende Töne und unbestimmte fleckige Muster vorherrschen. Die Zeit ist zu ernst für die Farbe — dem Manne wenigstens ist sie es.

Die Frauen haben, wie gesagt, weit bedeutendere Veränderungen vorgenommen, obwohl auch bei ihnen die Grundform, die Trennung von Leibchen und Rock, sich nie verleugnet.

Das Kaiserreich von 1804 behielt die griechische Tracht zunächst scheinbar bei, versteifte sie aber sofort. Die kurze Taille, der weite Ausschnitt und die kurzen Ärmel blieben, aber der Rock wurde ganz eng und faltenlos, wie ein steifer Zylinder, und die Ärmel bauschten sich zur Gestalt einer Kugel auf. Dazu die sonderbarste Vermengung von antiken, mittelalterlichen und modernen Elementen: Rokokostickereien auf der tunique, zum Ausschnitt ein fächerförmiger Spitzenkragen, der über jeder Schulter eine halbrunde Erhöhung bildete und an die Tage Heinrichs IV. erinnerte, sowie ein Goller zur Verhüllung der nackten Brust, der in einer Krause endete und mit dem Beginn des zweiten Jahrzehnts am Kleide festwuchs, so daß nun die Kleider bis zum Hals reichten und oben eine Krause hatten (b Abb. 150).

Am Hofe des neuen Kaisers war auch die Robe (manteau) gebräuchlich, die aber, gleich den schurzartigen Überziehstücken der merveilleuses, erst unter dem Gürtel anfing. Vorn weit offen, endete sie in eine Schleppe und bestand aus Samt oder Seide mit Stickereien.

Eine ebenso seltsame Mischung war auch Bonapartes Krönungsornat: byzantinische lange Tunika und Knöchelschuhe, dazu ein Krönungsmantel mit Goller, außer der Halskrause noch Ludwigs XIV. Spitzenhalstuch sowie der Lorbeerkranz Julius Cäsars.

Die Taille des im ersten Jahrzehnt noch meist weißen Kleides rückte, sowie der Anschluß am Halse erreicht war, etwas hinab. Der Gürtel bestand aus Seidenband und hatte bis dahin noch Schultertragbänder. Nun aber wurden die Ärmel lang, der Rock hinten etwas faltig. 1818 wurden Hals und Arm schon wieder bloß, jener durch einen schmalen bunten Schal zum Teil verdeckt. Im dritten Jahrzehnt bauschten die Ärmel an den Schultern und der nur nach vorn flach anliegende Rock an der Hüfte. Die Taille saß an der richtigen Stelle, der Hals war mit zwei oder drei Spitzenkragen, wenn bloß, mit Perlenschnüren umschlossen, den Rock umgaben mehrere steife Falbelreihen (b Abb. 150, a 151).

Die Ellenbogenhandschuhe kamen allmählich ab. Um 1820 wurden die seidenen Handschuhe von dänischledernen verdrängt, diese wieder nach kurzer Zeit von den bis

heute vorherrschenden Glacéhandschuhen. Die im 18. Jahrhundert in Frankreich gemachte Erfindung des Lederglättens brachte bei beiden Geschlechtern diese gänzliche Umwälzung hervor. Seit 1880 sind wieder Seide und stumpfes Leder getragen worden; der alte waschlederne Handschuh findet sich aber fast nur noch beim Militär und allenfalls bei Reitern von Profession.

In den dreißiger Jahren erweiterten sich die Ärmel oben unmäßig, schlossen jedoch unten eng an. Der Rock erweiterte sich zur Glocke und öffnete sich vorn, um (als Robe) das Unterkleid oder einen Einsatz zu zeigen. Um 1836 fielen plötzlich die weiten Ärmel und machten ganz engen Platz, so daß nun das Kleid bis zur Hüfte eng anlag. Der Rock blieb dagegen weit und faltig, verlängerte sich aber nun, während er bis dahin nur bis zu den Knöcheln gereicht hatte. Die Ärmel wurden wieder kürzer und weiter und zeigten Unterärmel (c Abb. 151), das Kleid öffnete sich an Rock und Leibchen und zeigte ein Unterkleid. Das anliegende Kleid mit engen Ärmeln blieb jedoch bis heute als Reitkleid in Gebrauch. 1840 rückte der Ausschnitt, vorn mit horizontalen Falten umzogen, bis zu den Schultern hinab (b Abb. 152). Daneben erschien eine lange Schoßjacke als Überkleid. In den vierziger Jahren trat die Schleppe wieder auf und wuchs in den fünfziger Jahren zu äußerster Länge an, um seit 1860 wieder abzunehmen. Auch die in den letzten fünfziger Jahren übermäßig erweiterten Ärmel wurden damit kleiner, und die Unterärmel schlossen an der Hand. Der Rock hatte die verschiedensten Besätze von Falbeln und Volants. Als 1856 die Erweiterung bis dahin getrieben war, daß die weibliche Hüfte die Last der vielen Unterröcke nicht mehr zu tragen vermochte, kam die manchen noch erinnerliche Krinoline auf, die in den ersten sechziger Jahren fünf bis sechs Meter weit war. Obwohl sie seit der Mitte des Jahrzehnts an den Höfen verschwand, fristete sie, freilich kleiner geworden, ihr Dasein bis zum Kriege 1870/71, der ihr ein Ende machte, wie der Dreißigjährige Krieg dem spanischen und die Revolution dem französischen Reifrock.

Während 1860 die Alltagskleider bis an den Hals hinaufreichten, war bei der Balltoilette, wie schon in den fünfziger Jahren, der horizontale Ausschnitt sehr tief, an manchen Höfen zumal; auch die Arme waren gänzlich entblößt. Seit der Mitte der sechziger Jahre ist der Ausschnitt oft etwas weniger tief, viereckig, rund oder spitz, jetzt oft horizontal. Der Gürtel sitzt an der richtigen Stelle; vor 1881 trat auch die Schleppe wieder auf und hat sich mit kurzer Unterbrechung behauptet. Die Ärmel, von 1866 bis 1872 eng, nahmen 1869 einen Aufschlag an, erweiterten sich von 1872 an mäßig bis zum Ende des Jahrzehnts, wurden seitdem enger und kürzer und waren in den neunziger Jahren, mit einem erhöhten Faltenbausch an der Schulter beginnend, in ihrem Oberteil allmählich ungeheuer weit geworden, so daß sie eine ähnliche Rolle spielten wie in den dreißiger Jahren. Doch kam der Umschlag in den Gegensatz unmittelbar nach. 1898 wurden die Ärmel ganz eng, erweiterten sich dann am Unterarm und haben sich seitdem so verkürzt, daß sie oft nur bis zum Ellenbogen reichen und durch lange Handschuhe und vergrößerte Muffen ergänzt werden.

Am Halse zeigte sich ein Kragen, der anfangs ein schmaler Stehkragen, dann 1868 bis 1872 ein Umlegekragen war, darauf durch eine Krause, in unserem



Abb. 152. Neueste Zeit. 1848.

Jahrzehnt durch einen oft reichen Vorstoß ersetzt worden ist, seitdem die Taille einen Stehkragen von der Farbe und dem Stoff des Ärmelaufschlags hat. Dieser Stehkragen wird auch oft durch den hohen Leinenstehkragen der Männer ersetzt und von einer Krawatte umschlossen, wie schon 1871 die Schleife am Umlegekragen erschienen war. Dazu gehören dann Manschetten. Neben der Schleife wurde auch seit 1879 ein Spitzenjabot unter dem Kinn getragen. Später sah man vielfach farbige Herrenoberhemden oder ähnliche Blusen mit Stehkragen und Herrenkrawatte unter einer Jacke in der Farbe des Rockes, die man offen und geschlossen tragen kann. Dies war eine Zeitlang das typische Reisekostüm. Die Bluse ist immer noch sehr beliebt.

Die meisten Veränderungen seit dem Abkommen der Krinoline erlebte indessen der Rock, der 1865 kurz und einfach war. Im folgenden Jahre erhielt er ein vorn offenes Überkleid, bis 1868 eine Schleppe, und seitdem wurde das zu lange Kleid gerafft, anfangs nur wenig, und zwar hinten, so daß dort ein Bausch entstand, der aber bis zur Mitte der siebziger Jahre zu unschönster Form anwuchs. 1876 wurde der Rock vorn vom Gürtel bis zum Knie stramm angezogen, im folgenden Jahre auch das Leibchen, so daß vom Hals bis zu den Knien die ganze Gestalt wie in Trikot

gekleidet erschien. Die Leibchen wurden demzufolge auch aus Trikot hergestellt, jetzt sind sie meist aus Stoff, obwohl noch eng anliegend, wo sie nicht durch die Bluse ersetzt werden. Der Rock wurde 1878 an den Knien noch enger und die Schleppe immer länger. Vorn blieb der Rock glatt, hinten aber und an den Seiten wurde er gerafft, gebunden und mit Schleifen besetzt in der sinnlosesten Weise. Seit 1880 mußten zweierlei Farben und oft auch zweierlei Stoffe genommen werden; der Rock fiel in Vertikalfalten, die meist festgelegt waren, gerade hinunter, ward aber durch ein drapiertes Oberkleid, das den Körper horizontal oder quer ganz willkürlich überschnitt, einem Postament mit Draperie ähnlicher als etwas anderm. Zudem war seit derselben Zeit der abscheuliche, als Turnüre bezeichnete cul in fortwährend wachsender Größe unentbehrlich geworden, auf dem die Faltenmassen angeordnet wurden. Als Gegengewicht schnürte man sich hoch und polsterte auch vorn, wie in der Revolutionszeit. 1890 verschwand die Turnüre, und der einfache glatte Rock kam wieder in die Mode, der sich dann zu enormem Umfang erweiterte und, da sein Saum ausgesteift ward, einer faltigen Glocke glich. Jetzt ist er oben ganz eng, unten ganz weit und auf der Straße oft kurz. Empireformen, die anfangs der neunziger Jahre auftauchten, konnten sich nicht halten, sondern wurden von dieser an die dreißiger Jahre anklingenden Form aus dem Felde geschlagen.

Der an sich meist einfache und nicht übermäßig kostbare Stoff wurde bisher so verschwendet, daß man unter acht Metern gar kein Kleid trägt; die dadurch erforderliche Arbeit wird durch die seit 1860 allgemein eingeführte Nähmaschine geliefert; hieraus ist es zu erklären, daß die Kleiderformen stets komplizierter und willkürlicher geworden sind.

Die Besätze bestanden aus Seidenband, Spitzen und Falbeln, seit dreißig Jahren gern aus steif gefälteltem „Plissé", dazu neuerdings aus Troddeln, Perlen, Schmelz, Federn, Samt und Pelz.

An Farben bevorzugte das erste Jahrzehnt, wie gesagt, Weiß; dann folgten helle oder saftige Farben, wie Grün, Blau, Lila usw. Das dritte Jahrzehnt liebte wieder Weiß und Gelb; in den dreißiger Jahren kamen Braun und Gelb oder Bronzefarben, in den vierzigern dunkle Farben auf, in den fünfzigern unbestimmte, wie Grau in allen Schattierungen, auch Lila, Braun, Blau usw. Die sechziger Jahre gingen auf dieser Bahn weiter, liebten aber besonders violette und braune Schattierungen von etwas entschiedener Haltung. Die siebziger Jahre wendeten sich den gebrochenen Tönen der Zeit Ludwigs XV. zu, während man in den achtzigern dunklere und sattere Farben (Weinrot, Blaugrün, Moos- oder Olivengrün, Altgold usw.) oder ganz feine helle gebrochene Nuancen (Krebs, Erdbeer, Terrakotta, Lachs, Crème) bevorzugte und mit feinstem Geschmack verwertete. Die Sommer haben viel helle gemusterte sowie einfarbige und besonders breit gestreifte Stoffe in ganz lebhaften Farben (Rot) gebracht. In den neunziger Jahren waren karrierte Muster und Changeantstoffe, jetzt auch gestreifte und geblümte in der Mode. An Farben bevorzugte man Violett, Blaurot, Braun, Erbsengelb und besonders Grün. Die beliebteste Zusammenstellung war eine Zeitlang die gefährliche von Blau und Grün. Außer den alljährlich auftauchenden Modefarben sind jetzt Schwarz, Weiß und Grau, auch Tabakbraun an der Tagesordnung.

Die Überkleider bei schlechtem Wetter waren im Winter Mäntel, im Sommer Tücher, Mantillen usw. in verschiedenen Stoffen. Seit 1866 kamen die Jacken auf, die 1870 zu Paletots verlängert und seit 1872 auch als Winterkleider getragen wurden, seit 1876 außen Taschen haben. Außer diesen Formen kommt aber der oft pelzgefütterte Mantel auch wieder häufig vor. Die Sommer und Winter beliebten mantillenartigen Capes aus Tuch, Seide, Spitzen, Samt und Pelz sind durch weite, gerade herabfallende Paletots oder Jacken abgelöst worden.

Der Schmuck, den wir tragen, war bis 1890 kaum der Rede wert. Jetzt hat der Mann außer der Uhr und deren Kette oft noch ein halbes Dutzend Ringe sowie Hemd- und Manschettenknöpfe, auch wohl eine Busennadel (jetzt in der Krawatte) von Gold, vielleicht sogar ein unsichtbares Armband; außerdem trägt er Handschuhe (s. o.) und etwa einen Stock, der bei den Gigerln vor fünfzehn Jahren dem kurzen und dicken Knüppel der Incroyables, dann dem Krückstock des alten Fritz glich, jetzt aber lang, dünn und mit einem Hakengriff beliebt wird, kaum jedoch mehr ein buntes Taschentuch von Seide oder Batist.

Bei den Frauen waren Ohrgehänge im Anfang des Jahrhunderts ziemlich häufig und auch umfangreich; seit der Mitte des Jahrhunderts sind sie seltener und heute fast ganz verschwunden, wo man sie aber sieht, meist ganz klein, oft sogar bis zur Unschönheit, so daß sie nicht mehr Gehänge, sondern Nagelköpfe darstellen. Armbänder sind seit Anfang der dreißiger Jahre allgemein und wurden auch zu den durch die kurzen Ärmel bedingten Ellenbogenhandschuhen, eine Zeitlang sogar darüber, getragen. Halsketten sind auch nie außer Gebrauch gekommen, goldene Haarnadeln allgemein üblich geblieben, bei Festen auch Diademe und Perlenschnüre im Haar. Sonst trägt man Uhr und Kette, Broschen, Schmucknadeln, Anhänger, Muff- und Lorgnettenketten, selten mehr Medaillons.

In den achtziger Jahren hatte man den edlen Renaissanceschmuck wieder hervorgesucht. Seitdem ist der neue Stil auf diesem Gebiet schöpferisch hervorgetreten, doch sieht man schon längst sehr viele unechte, wertlose Schmucksachen, die mit der Mode wechseln. Neuerdings strotzt alles von Brillanten, Saphiren und Rubinen; die Farbe ist wieder zur Geltung gekommen, deshalb spielen jetzt die lange vernachlässigten Halbedelsteine wieder eine große Rolle.

Nicht zu vergessen ist der Sonnenschirm, den viele noch in der Gestalt des in den vierziger Jahren aufgekommenen und eben wieder bemerkbaren Knickers gekannt haben und der jetzt oft bizarre, oft aber ebenso schöne wie praktische und handliche Formen zeigt, sowie der (eine Zeitlang vielfach offene) Fächer.

Besonders hervorzuheben sind aus dem letzten Jahrzehnt die sog. Reformtracht, die sich als eine von Sozialreformern, Ärzten und Künstlern ausgehende Strömung gegen die Fuß und Taille einschnürende Mode darstellt und ihre hygienischen und künstlerischen Ziele meist durch weich herabfallende, von den Schultern getragene Gewänder und kurze Jäckchen verfolgt, aber nur in den in Betracht kommenden Kreisen in Deutschland ein wenig Boden gefunden hat, und vor allen Dingen die neuen Formen, die der Sport eingeführt hat, und die nicht verfehlt haben, die allgemeine Mode zu

beeinflussen. Es ist nicht nötig, diese Formen, die vor aller Augen sind, eingehend zu beschreiben, doch sei darauf hingewiesen, daß die Einbürgerung der seit fast hundert Jahren verschwundenen Kniehose durch Radfahrer und Bergsteiger (für diese Zwecke sogar beim weiblichen Geschlecht, das auch ein neues Unterkleid, die das Hemd mit der erst seit 1850 allgemein gewordenen Frauenhose vereinigende Hemdhose [combination] angelegt hat) eine tiefgreifende Änderung darstellt. Die Spielmoden sind mehr Abwandlungen der Strand- und Badeanzüge; dagegen hat der Automobilismus eine ganz neue Formenwelt rein aus dem Bedürfnis heraus ins Leben gerufen, den menschlichen Organismus gegen Wind, Staub, Kälte und Sonnenschein in einem bisher nicht erforderlich gewesenen Grade zu schützen: ein seltsames Beispiel dafür, daß aus einer auf ganz enge Kreise der Begütertsten beschränkten Mode plötzlich ein bis dahin ähnlich nur bei Polarvölkern erhörtes Schutz- und Bedürfniskleid rein wie aus dem Nichts hervorgehen kann.

Die männliche wie die weibliche Tracht hat sich im 19. Jahrhundert von dem Zwange der Reaktion befreit und eine Form gewonnen, die nicht, wie man behaupten hört, von Paris aus gemacht, sondern durch die gemeinsame Kulturarbeit der europäischen Völker geworden ist, wie man denn überhaupt keine Tracht oder Mode machen kann, so wenig wie Geschichte oder Sprachen.

Was schließlich die Geräte anbetrifft, so war während der napoleonischen Kriege die Kunstfertigkeit des 18. Jahrhunderts vollkommen erloschen, so daß das Kunstgewerbe durch die Architekten in allen Teilen neu geschaffen werden mußte. Dies führte, da die antiken Formen einmal als die alleinberechtigten galten und die Armut der Zeit den Künstler und Kunsthandwerker in der Wahl des Materials beschränkte, zu einer schablonenmäßigen Nüchternheit der Erfindung, die ohne Rücksicht auf die verschiedenen Materialien schematisch über alle Techniken ausgedehnt wurde und, selbst als Schinkel in Berlin, die ursprüngliche Bedeutung der antiken Formen betonend, deren verständnisvollere Verwendung und lebendige Weiterbildung lehrte, bis zur Mitte des Jahrhunderts anhielt und auch der Nachahmung gotischer Formen in den dreißiger und vierziger Jahren anhaftete. Doch liegt in der kahlen Sachlichkeit der schmucklosen, aber zweckmäßigen bürgerlichen Möbel zwischen 1815 und 1840 auch ein „heimlicher" Gemütswert, der neuestens wieder erkannt wird und die ursprünglich spöttisch gemeinte Bezeichnung „Biedermeierzeit" zu einem Ehrennamen gemacht hat. Die Dekoration dieser Zeit litt an der starren Sparsamkeit des Empire und versank seit 1840, sich wieder an die willkürlicheren Rokokoformen anlehnend, in die tiefste Barbarei des geschmack- und stillosen Blumennaturalismus. Frankreich vermochte ebensowenig in einer Art auf Empire gepfropften mißverstandenen Rokokostils etwas Ursprüngliches zu schaffen; dagegen beeinflußten die Engländer durch ihren praktischen Sinn, wie die Tracht, so auch die Gestaltung der Geräte. Die Sitzmöbel entwickelten sich aus den steifen und schweren Empireformen, die nur die gerade Linie und die Kreislinie kannten, zu den geschweiften und gekehlten der sechziger Jahre, wurden zu Polsterungeheuern in Gestalt phantastischer Klumpen, an denen das Gerüst gar nicht zu sehen, also alles Konstruktive verschwunden war, und machten dann

die Stilformen der vergangenen Jahrhunderte von der Renaissance bis zum Empire aufs neue durch.

Bis zuletzt hatte das neunzehnte Jahrhundert keinen eigenen Stil finden können; es war aber auf dem besten Wege dazu, seit durch die großen Ausstellungen das Bewußtsein des Mangels erweckt worden war und durch das Studium der Vergangenheit an deren Mustern das Verständnis für das Schöne und Zweckmäßige ausgebildet, sodann die verloren gegangenen technischen Kunstweisen wiedergefunden und erneuert wurden. Zunächst führte dieser Weg allerdings zum Historizismus, zur Nachahmung von mittelalterlichen und seit 1870 besonders Renaissance-, dann auch Barock-, Rokoko- und Empireformen, mußte aber, wenn einmal das Verständnis dieser älteren Kunstweisen und das technische Können erreicht war, notwendig zur Vereinigung des Zweckmäßigen mit dem Schönen, zur Freiheit und Selbständigkeit und damit zur Bildung einer eigenen echt modernen Kunstweise befähigen, deren Ansätze sich in der Erfindung der Formen für Gegenstände, die den früheren Zeiten fremd waren, ebenso zeigten wie in der abweichenden Art und Weise der Nachahmung, und zwar nicht nur in der Neuen Welt, die ja weit weniger historische Überlieferungen zu verarbeiten hat, sondern längst auch schon bei uns. In der Tat konnte die bloße äußerliche Rückkehr zur Vergangenheit für uns mit unseren veränderten Bedürfnissen und Gewohnheiten nicht das letzte Ziel sein: der moderne Mensch in historisch arrangierter Umgebung mußte, als Anachronismus, ein Übergangsstadium bleiben. Und wirklich erschien seit 1897 der vorausgesagte neue Stil. Obwohl er von Anfang an nur in der Auffassung, der dekorativen Zusammenstimmung neu, in seinen Elementen aber durch die Einflüsse des insular abgeschlossenen England, des eine Zeitlang in der Mode gewesenen Japan, sogar durch altnordische, ägyptische, frühhellenische, zopfige und was nicht alles für Anklänge gegeben erschien, versuchte man bald in Darmstadt und anderswo, Aufbau und Schmuck gewissermaßen ab ovo neu zu erfinden und die neue Weise gleichsam voraussetzungslos in die Luft zu hängen, was schematisches Wesen und Absonderlichkeiten im Gefolge hatte. Auch führte sie wie die voraufgegangene Tyrannei der historischen Stile sogleich wieder zu Surrogat und Schablone, indem die Fabrikanten die hergebrachten Konstruktionen wahl- und sinnlos mit dem neuen Schmuck überkleisterten (Jugend- oder Sezessionsstil), hatte sich aber dabei zum Glück schon im Jungbrunnen der Natur erfrischt, deren Formen als Pflanzen, Tiere und Landschaft sie im Sinne der unserer Zeit eigenen Anschauungsweise nach- und umzubilden wußte, und fand im neuen Jahrhundert schnell den richtigen Weg, indem sie da wieder anfing, wo die organische Entwicklung einst abgebrochen worden war, nämlich bei der traulichen Biedermeierei unserer Großväter, die, bürgerlich, sachlich und schlicht, einer naturgemäßen und gesunden Weiterbildung durchaus fähig erscheint.

Rückblick.

Wenn man so die Trachten der Kulturvölker vom Beginn der Geschichte bis auf unsere Tage verfolgt, so muß es als durchgreifendste Wandlung auffallen, daß sich im Altertum alle Völker Jahrtausende und Jahrhunderte hindurch in verschiedene Trachten, seit dem Mittelalter jedoch viele verschiedene Völker in dieselbe Tracht kleiden, seit dem 14. Jahrhundert sogar bis auf jene kleinen Abänderungen, die in kurzen Zeiträumen eintreten und aufs genaueste nachgemacht werden: die Moden, die seitdem zur gebräuchlicheren Bezeichnung für das Trachtenwesen geworden sind; wie somit die Tracht, ursprünglich darauf ausgehend, die Menschen zu unterscheiden, sie nun vielmehr alle gleich macht. Trachten in jenem ursprünglichen Sinne gibt es somit bei den Kulturvölkern nicht mehr, wenn man von den auch bereits aussterbenden und oft nur künstlich erhaltenen Volkstrachten der Landbewohner absieht, sondern nur noch im Orient, dort sogar auch noch in Städten, und bei den Naturvölkern, die der Kulturhochmut des Europäers noch vor gar nicht langer Zeit „Wilde" zu nennen pflegte. Die Beschäftigung mit jenen oder diesen liegt jedoch nicht im Plane des vorliegenden Buches.

Noch etwas anderes konnte hier kaum angedeutet werden, was ja ebenfalls zur Kostümkunde gehört und was man die Gebärde des Kostüms nennen möchte: die Art und Weise es zu tragen, die Körperhaltung, die es bedingt, die Manieren, die Formen des geselligen Umgangs, ja die Sitten der verschiedenen Zeitalter. Wie wichtig erscheint, um nur ein Beispiel anzuführen, die bis ins 17. Jahrhundert hinein herrschende und erst von der Perücke verdrängte Sitte, das Haupt auch im Hause, bei der Arbeit wie in Gesellschaft zu bedecken; wie scharf unterscheidet sich die Haltung in den verschiedenen Zeiträumen: geziert im Ausgange des Mittelalters, derb und frei in der Reformationszeit, steif in der spanischen, selbstbewußt und ungezwungen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges; und wie beseitigten die Revolutionstrachten, mit einem Schlage fast, die Tanzmeistergrazie der Perücken- und Zopfzeit, die ihrerseits wieder eine Wandlung vom Pomphaft-Gespreizten zum Galant-Anmutigen und Sentimental-zierlichen durchgemacht hatte. Ein Blick auf unsre Abbildungen zeigt, was hier gemeint ist.

Auch auf die übliche Ausstattung der Wohnräume ist das Kostüm von Einfluß und umgekehrt! Gute Öfen machen den Pelz im Winter entbehrlich; Reifrock, aussteifte Rockschöße und horizontal hinausstehender Degen dulden keine mit vielen Möbeln verstellte Stuben. Man versuche selbst weiter zu denken.

Die Mode erstreckt sich zwar zunächst nur auf die Kleidung als Putz, kaum auf das Bedürfniskleid, greift aber dann auch auf dieses über und wird wiederum

von ihm beeinflußt. Sehr deutlich ist das in unseren Tagen zu beobachten auf dem Gebiete des Sports. Reiter, Turner und Ruderer, Fußball- und Tennisspieler, Jäger und Bergsteiger, Schlittschuh- und Schneeschuhläufer, Radfahrer und Automobilisten haben nicht nur für ihre Zwecke neue Modeformen geschaffen, nicht nur sind Reisen, Bäder und Spiele modebildend geworden, sondern alle diese Betätigungen haben auch auf die allgemeine Mode zurückgewirkt, ja man kann hier die schon an den Volkstrachten gemachte Beobachtung wiederholen, daß eine Mode, wenn sie andauert, zur Sitte wird. Nur was lebenskräftig ist, kann Mode werden; was schwach oder noch unreif ist, geht spurlos vorbei. Eine Mode oder Tracht erfinden kann kein einzelner, trotz mancher weitverbreiteten Fabelei über angebliche Vorkommnisse der Art: nur die Gesamtheit, nur die Masse ist dazu im stande.

Die Ursache des mit dem erleichterten Verkehr und der dadurch beschleunigten Ausbreitung jeder Neuerung immer hastiger gewordenen Wechsels der Mode ist das Streben der oberen Gesellschaftsschicht, sich der Gleichmacherei der Mode zum Trotz vor der Masse auszuzeichnen und von ihr zu unterscheiden, und der Nachahmungstrieb der unteren Klassen, die, diesem Unterscheidungsstreben entgegenwirkend, jener Schicht gleichen wollen. So reißt die allgemeine Verbreitung jeder Mode jedesmal eine Schranke ein, die sofort durch eine neue Mode wieder neu aufgerichtet wird. Weil nun die Moden immer rascher vorübergehen, so wiederholen sie sich seit dem 19. Jahrhundert wie aus ähnlichen Ursachen die Kunststile.

Längst auch ist die Mode nicht mehr auf Kleidung, Schmuck und dergleichen beschränkt, sondern dieselbe regelmäßige Umwälzung der jeweilig geltenden Formen und des herrschenden Geschmacks ist in demselben immer schnelleren Tempo auf allen Kulturgebieten, nicht nur in Haltung und Redensarten, im gesellschaftlichen Benehmen und im Ton der Unterhaltung, in Möbeln, Baustil und Gartendekoration, in Reisen, sondern auch in rein geistigen Dingen, in Wissenschaft, Kunst und Literatur, ja sogar in den bevorzugten Landschaften und Naturformen zu beobachten.

Darum ist es ganz unmöglich, sich mit der Trachten- und Modenwelt zu beschäftigen, ohne auf Schritt und Tritt innezuwerden, wie fest und eng sie mit der Kulturentwickelung, mit den Geschicken und der Sinnes- und Lebensart der Völker zusammenhängt, und wie offenbar manche häufig wiederkehrende Erscheinungen aus denselben Ursachen entspringen.

Lediglich dem Unwissenden, dem Urteilslosen erscheint nur die gerade geltende Mode schön, jede neue und jede alte Mode häßlich oder lächerlich, nur weil er sie nicht kennt, oder nicht zu deuten vermag, weil sie ihm Stimmungen bringt, die ihm fremd, also noch nicht zugänglich sind, oder die er überwunden zu haben glaubt. In der Tat ist die Tracht der Ausdruck von Entwickelungsvorgängen, die anderswo nicht zu verfolgen sind, weil sie sich nur in ihr äußern; der Ausdruck eines Willens, der sich nicht in Worte fassen läßt, weil er unbewußt ist, oder sich wenigstens nicht aussprechen kann oder mag. Wie vieles zeigen die Menschen in ihrer Tracht, was sie niemals sagen könnten oder würden; wie viele ziehen Trachten an, die ihnen verdacht werden, die ihnen unbequem, schmerzhaft, ja schädlich sind. Oft wissen sie dies alles genau, und

doch ziehen sie sich so an, weil ihr Wille stärker ist als ihre Vernunft. Darum haben nach niemals Vernunft- und Sittenprediger mit ihren Gründen und Ermahnungen, niemals Kleiderordnungen mit ihren Vorschriften und Verboten gegen Ausschreitungen oder „Torheiten" einer geltenden Mode etwas ausgerichtet, weil diese eben, wenn auch absonderlich und oft offenkundig närrisch, nicht bloße Torheiten, sondern innere Notwendigkeiten und als solche ebenso berechtigt und maßgebend sind wie die nützlichste und zweckmäßigste Tracht.

Deshalb können Menschen, die an sich gänzlich gleichgültige und unbedeutende Persönlichkeiten waren, nach Jahrhunderten noch bekannt und genannt, ja für uns von Wichtigkeit sein bloß durch die Art, wie sie sich anzogen; deshalb ist auf diesem Gebiet die Masse täglich bereit, zu verbrennen, was sie gestern angebetet hat, und umgekehrt; deshalb aber kann es sich für uns auch gar nicht darum handeln, eine Mode zu beurteilen und, bloß weil sie uns fremd oder abstoßend vorkommt, zu verdammen, zu verlachen oder blind zu bekämpfen, sondern nur darum, sie unbefangen und sachlich zu betrachten, zu erforschen und womöglich zu verstehen (Rumpf).

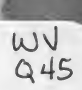
Denn wenn es der Geist ist, der sich den Körper baut, so verkörpert sich der Geist der Zeiten kaum irgendwo so deutlich und ausdrucksvoll wie in der Tracht.

Ein Stück in fehlerhaftem Kostüm darstellen, heißt also: für die Augen der Zuschauer den Sinn des Stückes fälschen.

Sachregister.

Graphische Kunstanstalten J. J. Weber in Leipzig.


89056194905
b89056194905a


WV
Q45